…ied-Gulgowski

Von einem unbekannten Volke in Deutschland

Mit einem Geleitwort von Professor Heinrich Sohnrey.



Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. Berlin SW. 11

ilhelmi Jacob. No 168.

Von einem unbekannten Volke in Deutschland.

Ein Beitrag zur Volks- und Landeskunde der Kaschubei.

Von

Ernst Seefried-Gulgowski.

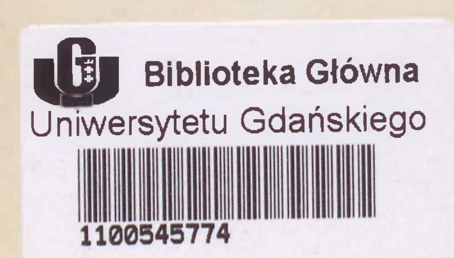
Mit einem Geleitwort von Professor **Heinrich Sohnrey**.

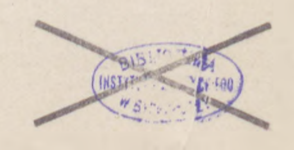
88 Abbildungen, 2 Tafeln mit 28 Zeichnungen, 13 Grundrisse und 12 Singstimmen.



Berlin SW. 11
Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H.
1911.


Uniwersytetu Gdańskiego
BIBLIOTEKA


Biblioteka Główna
Uniwersytetu Gdańskiego
1100545774



Inhalt.

Verzeichnis der Bilder.

Zeichnungen.

Grundrisse.

Singstimmen.

Quellennachweis der Bilder.

Abb. 1: Kgl. Landrat Trüstedt-Berent.
„ 4, 19, 20, 21, 72: Dr. Lorenz, Karthaus, Westpr.
„ 16: P. Paschke, Dirschau.
„ 23, 47, 80 und Grundrisse S. 45 und 47: Provinzial-Konservator B. Schmid-Marienburg.
„ 31, 32, 33, Tafel I und II S. 93 und 95: Frau Th. Gulgowski-Fethke, Sanddorf.
„ 49: Gemeindevorsteher Langowski, Golluhn.
Alle übrigen Abbildungen sind Aufnahmen des Verfassers.

Schlußbemerkung:

Ich möchte zum Schlusse nicht verfehlen, der Provinzial-Kommission zur Verwaltung der Westpreußischen Provinzial-Museen für freundliche Förderung meines Buches herzlichsten Dank zu sagen. Ebenso habe ich Herrn B. Schmid-Marienburg, dem Provinzialkonservator für Westpreußen, zu danken, der die Grundrisse auf Seite 43, 45, die Strichätzung auf Seite 58 und die Klischees zu den Abbildungen 24, 47, 79 kostenlos zur Verfügung stellte, sowie die Durchsicht und Ergänzung einzelner Kapitel sich freundlichst angelegen sein ließ. Die Klischees zu den Abbildungen 5, 14—21 und 42, 71 sind Eigentum des Vereins für kaschubische Volkskunde.

Der Verfasser.

Geleitwort.

Meine Bestrebungen auf dem Gebiete der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatpflege, die ein genaueres Studium des ländlichen Volkstums zur Voraussetzung haben, führten mich im letzten Jahre wiederholt nach der Kaschubei, jener eigentümlichen, weltverlorenen Landschaft in Westpreußen, deren Namen man wohl im Innern Deutschlands gelegentlich einmal nennen hört, von deren charakteristischer Eigentümlichkeit aber kaum jemand diesseits der Elbe etwas genaueres weiß. Höchstens daß einer einmal den neckischen Reveillereim vernommen hat:

„Wo kommen denn all die Kaschuben her,
Es sind ja so viele wie Sand am Meer?
Aus Bruß, aus Bruß, aus Bruß!"

„Von einem unbekannten Volke in Deutschland" zu reden, ist man darum wohl berechtigt.

Es war aber noch ein anderer Grund dabei, der mich reizte, die Kaschuben etwas näher kennen zu lernen: die großpolnische Agitation ist bekanntlich seit einiger Zeit mit großem Eifer bestrebt, die kaschubische Bevölkerung ihrem nationalpolitischen Heerbann einzuverleiben. So hat in der Kreisstadt Berent im südlichen Teile der Kaschubei eine Bewegung eingesetzt, die im Gegensatz zu der Geschichtsforschung die Kaschuben als reinrassige Polen eingliedern will. Ihr Führer, Dr. Alexander Majkowski in Berent, gibt eine Monatsschrift „Gryf" (Greif) heraus, die in polnischer Sprache in Berent erscheint und, wie ich hörte, durch eine Posener Gesellschaft finanziert wird.

Nach dem Programm-Artikel dieser Zeitschrift (Oktober 1909) ist das Ziel dieser Bewegung, die Kaschuben wirtschaftlich und kulturell zu heben, ihr Nationalbewußtsein zu wecken und zu stärken und so nicht nur ihrer Germanisierung entgegen zu wirken, sondern auch die Kaschubei an die polnische Bewegung anzuschließen.

Ohne Zweifel sind in dieser Richtung auch schon manche Erfolge erzielt: ein Netz polnischer Volksbanken, Rolniks (landw. Vereine), Volksvereine, Kaufhäuser (z. B. in Berent, Wielle, Karthaus, Chmielno, Sierakowitz, Danzig, Neustadt, Zoppot, Zuckau usw.) überspannt das Gebiet der Kaschubei, wenn auch eine kürzlich erschienene Besprechung recht haben mag, daß nur die Chmielnoer Bank solche Reserven hat, um eine Krise aushalten zu können, während alle andern auf tönernen Füßen ständen. Zudem hat man in Berent im September v. J. eine polnische Lesehalle eingerichtet, die schon jetzt über 1000 Bände umfaßt und in der über 20 Zeitungen aus dem gesamten polnischen Sprachgebiete ausliegen. Welche Bedeutung insbesondere der Kreisstadt Berent bei dieser großpolnischen Propaganda zugedacht ist, nämlich, das Einfallstor für die großpolnische Propaganda in der Kaschubei zu bilden, das konnte man kürzlich in einem Artikel des „Pielgrzym" lesen.

Wiederum Grund genug für mich, nicht zu weit in der Kaschubei herum zu schweifen, sondern mich vor allem im Kreise Berent genau umzusehen. Ich tat das, indem ich mich an einem ganz entlegenen Orte für mehrere Wochen einquartierte und von hieraus möglichst enge Fühlung mit der kaschubischen Bevölkerung zu nehmen suchte, mich aber natürlich auch mit der deutschen Beamtenschaft in Verbindung setzte, soweit sie mit der kaschubischen Bevölkerung zu tun hat.

Eine mehrjährige Bekanntschaft mit dem Lehrer Gulgowski und seiner Frau in Sanddorf am Weitsee, deren rühmliche Wirksamkeit ja weit über die Grenzen der Kaschubei hinaus bekannt geworden ist, kam mir dabei zugute. Angeregt durch den „Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege", haben Herr und Frau Gulgowski, beide gleich hervorragend begabt und talentvoll, seit einer Reihe von Jahren in Sanddorf im Sinne der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatpflege gearbeitet und gestrebt und gemeinsam in vorbildlicher Weise das Wort Diesterwegs betätigt: „Der wahre Volksschullehrer erhebt sich zum Volkspädagogen." Mehr als in diesem Buche wird darüber in einer andern, später folgenden Schrift zu lesen sein, die das Leben eines Dorfschullehrers in der Kaschubei schildert.

In meinen Blättern habe ich seit Jahren schon mancherlei Aufsätze aus Ernst Seefried-Gulgowskis Feder über das kaschubische Volksleben und Volkstum veröffentlicht, und da ich nun während meines Aufenthalts in Sanddorf seine Truhen und Tischläden mit reichen Aufzeichnungen aller Art, besonders über die Sanddorfer, gefüllt fand, so lag es nahe, die Herausgabe eines Sammelwerkes zu veranlassen, wie es nun hier vorliegt.

Wenn irgendwo in der Welt systematische Wohlfahrts- und Heimatpflege im Sinne der von mir vertretenen Bestrebungen notwendig ist, so wahrlich hier in diesen kaschubischen Einöddörfern, die trotz ihrer sorglich gebauten und peinlich streng gehaltenen Kirchen und Schulen auf uns Leute aus dem Innern Deutschlands in kultureller und wirtschaftlicher Beziehung manchmal beinah einen gott- und staatsverlassenen Eindruck machen.

Das Programm des „Gryf" muß ich darum in seinem ersten Teile, der die wirtschaftliche und kulturelle Hebung der Kaschuben bezweckt, durchaus anerkennen, vom sittlichen wie vom nationalen Standpunkte. Ja, auch und erst recht vom nationalen Standpunkt unserer Wohlfahrts- und Heimatpflege, wobei wir nur zu bedauern haben, daß dies Programm nicht zuerst von ostmärkischer, sondern von polnischer Seite aufgestellt ist und so als eine frohe Botschaft der Polen an die Kaschuben erscheinen kann, obgleich es nur Blendwerk ist. Denn muß auch zugegeben werden, daß der preußische Staat sich in „Pommerellen" erst spät auf seine Kulturpflichten besann, so hat er doch das Programm, wirtschaftliche und kulturelle Hebung der Kaschuben, nun bereits seit einer Reihe von Jahren durch seine Organe energisch und nachhaltig betätigt. Wenn z. B. der Landrat eines kaschubischen Kreises im Namen des Staates und des Kreises zahlreiche Brunnenbauten finanziert, wo bis dahin Torflöcher als Tränke dienten und daher häufige Typhusfälle vorkamen, oder wenn er die Leute dazu brachte, die zahllosen Steine an den Weg zu fahren, wo sie auf Kreiskosten in eine Pflasterdecke verwandelt wurden, so daß der Bauer jetzt 20 statt 4 Centner laden kann, oder wenn die Kreisverwaltung Tausende zu Meliorationen erwirkte, und so vieles andere mehr, so sollte das doch natürlich auch dem Zwecke der kulturellen Hebung dienen.

Da wir aber schon bei der Staatsverwaltung sind — warum hat man die alten polnischen Magnatieen erst abwirtschaften und zu kümmerlichen, zerstreuten Landgemeinden werden lassen, anstatt sie vor 50 Jahren aufzukaufen, die damaligen gewaltigen Waldbestände, in denen der Rothirsch schrie und Rotten grober Keiler sich steckten, zu erhalten, aus den Feldern aber Musterdomänen mit Arbeiteransiedlungen zu machen! Die 1½—2 Millionen, für die man 1903 bis 1908 im Kreise Karthaus zehn Domänen (davon neun aus deutscher Hand) kaufte, hätten 30 Jahre früher zum Ankauf des halben Kreises von 26 □ Meilen genügt.

Um nun zu wissen, wo und wie die Wohlfahrts- und Heimatpflege hier einzusetzen hat, um sich naturgemäß und organisch in das

Volksleben einzufügen, gilt es wie überall so auch hier Boden, Seele und Sitten des Volkes genau zu erforschen und zu studieren. Und dazu soll uns das vorliegende Buch den Schlüssel in die Hand geben; es hat also nicht nur einen kulturgeschichtlichen, sondern auch einen durchaus praktischen Zweck.

Zu meiner nicht geringen Überraschung bin ich hier nun in den leitenden Kreisen des Ostmarkenvereins auf einen hartnäckigen Widerspruch gestoßen. Ich habe darum meiner ersten und zweiten Studienfahrt in die Kaschubei noch eine dritte hinzugefügt, mich aber nicht davon überzeugen können, daß meine Anschauung über die Sachlage und die hier vorliegenden Aufgaben unrichtig sei.

Ist danach wohl anzunehmen, daß mit dem Erscheinen dieses Buches der Gegensatz zwischen meinen Anschauungen und denen einzelner Gruppen des Ostmarkenvereins zu weiteren Auseinandersetzungen führen wird, so möchte ich die Gelegenheit, die mir dies Geleitwort bietet, nicht vorüber gehen lassen, ohne auch für die dem Osten fernstehenden Kreise, die sich im Sinne des Ostmarkenvereins betätigen möchten, einige Unterlagen zur Beurteilung der heiklen Sachlage zu geben. Die Stellung der leitenden Faktoren im Ostmarkenverein kennzeichne ich am besten, wenn ich an einen Brief anknüpfe, den ich von einem ihm angehörigen, wissenschaftlich gebildeten Beamten aus Danzig erhielt:

> ... „Nun gibt es auf deutscher Seite einen Verein für kaschubische Volkskunde," dessen Vorsitzender Herr Dr. Lorentz in Karthaus ist. Er macht sich die Erhaltung, Pflege und Studium kaschubischen Volkstums, Kultur und Kunst zur Aufgabe.[1]) Ein Lehrer Gulgowski in Sanddorf bei Berent hat schon ein kaschubisches Museum eingerichtet.[2]) Ich will dahin gestellt sein lassen, ob man von einer kaschubischen Kultur, geschweige denn Kunst überhaupt sprechen darf. Als Historiker habe ich die allergrößten Bedenken; die Quellen stimmen darin überein, daß der wirtschaftliche und kulturelle Stand der Kaschuben stets ein unglaublich tiefer war; ich verweise besonders auf die anschauliche Schilderung des Oberforstmeisters von Pannewitz in seinem Buche über das Forstwesen in Westpreußen, Berlin 1829; auch die Akten der friederizianischen Landesaufnahme (1772) und für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts die des hiesigen Oberpräsidiums stehen durchaus damit im Einklang. Was ich in Sanddorf sah, hat diese Meinung in keiner Weise erschüttert; teils befinden sich dort ganz primitive, roh gemachte und jeder Kunst bare Gebrauchsgegenstände, teils ist der Beweis, daß es sich wirklich um Erzeugnisse kaschubischer Bauern

---

[1]) Das ist nicht ganz richtig, da Dr. Lorentz, übrigens ein Mecklenburger, sich lediglich von seinem wissenschaftlichen Interesse an der kaschubischen Sprache leiten läßt, wie jeder bestätigen wird, der ihn kennt.

[2]) Das Dorfmuseum wurde auf Anregung des Provinzialkonservators von Westpreußen mit Unterstützung des Herrn Ministers, der Provinz und des Kreises Berent gegründet.

handelt, nicht geliefert, teils wurde direkt zugegeben, daß die Sachen aus anderer Gegend Deutschlands oder aus dem Nonnenkloster Zuckau bei Danzig stammen. Die Stickereien der Frau Gulgowski sind, soweit ich es zu beurteilen vermag, recht hübsch und geschmackvoll; Motive, die aus spezifisch kaschubischen Vorlagen entnommen seien, vermochte ich jedoch nicht darin zu entdecken, wie ja auch solche Vorlagen selbst nicht vorhanden waren.

Aber selbst wenn man vom kaschubischen Standpunkte diese kunstlosen Gebrauchsgegenstände, ferner Sprichwörter usw. der Sammlung für wert halten und die kaschubische Sprache studieren mag, so unterliegt es doch dem stärksten Zweifel, ob wir auf deutscher Seite auch nur das geringste Interesse an solchen Bestrebungen und Studien haben. Ich brauche Ihnen, hochgeehrter Herr Professor, nicht zu sagen, daß solche volkskundlichen und kulturellen Bestrebungen, die darauf ausgehen, Interesse und Liebe für das betreffende Volkstum zu wecken und zu pflegen, regelmäßig nationalpolitische Gedankengänge auslösen; unsere eigene Geschichte im 19. Jahrhundert ist der sprechendste Beweis dafür; bei der Masse polnischer Bevölkerung Oberschlesiens haben wir es auch erleben müssen, und Ihre eigene, so ungemein dankenswerte Tätigkeit steht ja auch im Dienste der Vertiefung unseres Nationalgefühls. Die Gefahr ist in der Kaschubei um so größer als (wie oben dargelegt) auf polnischer Seite, ausgesprochenermaßen aus politischen Gründen, in derselben Richtung gearbeitet wird. So weit geht die Übereinstimmung, daß auf beiden Seiten — ich nehme an, unabhängig voneinander —, dieselben Mittel und Wege vorgeschlagen werden: Ausstellungen, Pflege des Handwerks usw. Ja, Herr Dr. Lorentz unterstützt sogar den Gryf, indem er (unpolitische) Artikel in polnischer Sprache für ihn schreibt und in seinen „Mitteilungen" die Leser darüber im unklaren läßt, daß es sich hier um eine hauptsächlich politische Zeitschrift handelt.[1]) Kurz, der deutsche Verein usw. arbeitet den polnischen Bestrebungen direkt in die Hände, er unterstützt sie und verstärkt sie in ihrer Wirkung. Ich behaupte nicht, daß Herr Dr. Lorentz bewußt das Polentum unterstützen will; ich glaube vielmehr, daß er und vielleicht auch Herr Gulgowski sich nur von wissenschaftlichem Interesse leiten lassen, aber es kommt nicht auf die Motive, sondern auf die Wirkung an, und die ist unter allen Umständen für das Deutschtum eine schädliche . . ."

Im übrigen weist der Verfasser des Briefes ebenfalls darauf hin, daß die Polen sich in Gegensatz zu einem älteren kaschubischen Forscher stellen, wenn sie die Kaschuben als Polen bezeichnen; er geht aber darüber hinweg, daß die Kaschuben sich also bereits früher ihrer besonderen Stammeseigenart wohl bewußt waren, und das halte ich für einen schwer wiegenden Fehler. Soweit ich geschichtlich orientiert bin, bilden die Kaschuben in der Tat einen besonderen slawischen

[1]) Der Gryf hat im vorigen Jahrgang die Übersetzung eines wissenschaftlichen Aufsatzes (aus dem Deutschen) „Über die Ausbreitung der kaschubischen Sprache" von Dr. Lorentz veröffentlicht. Diese Mitarbeit am Gryf mußte, wie Dr. L. nun auch wohl selber eingesehen hat, mit Recht befremden und Widerspruch erwecken. Auf so heißem Boden darf auch der rein wissenschaftliche Schriftsteller nicht naiv oder gleichgültig jenseits der feindlichen Gewalten stehen.

Volksstamm, wie die Wenden, Sorben, Polaben, Masuren, Russen usw. Diese Ansicht vertritt auch der von den Ostmarkenvereinen so mißtrauisch angesehene Verein für kaschubische Volkskunde mit aller Entschiedenheit. Es gibt aber selbst polnische Gelehrte (Statistiker Prof. Ramult-Krakau), welche diese Ansicht vertreten. Und fast wäre ich versucht, auch aus der Farbe der Augen und des Haares damit übereinstimmende Schlüsse zu ziehen, denn zum Unterschiede von dem Hochpolen hat der Kaschube blaue Augen und in der Jugend flachsgelbes Haar.

Als einen Beweis dafür, daß sich der Kaschube selbst, wenigstens vor Beginn der politischen Propaganda von hüben und drüben, seiner besonderen Stammesart wohl bewußt war, führe ich die charakteristische Äußerung eines kaschubischen Grobschmieds an, der im Wirtshause zu Werblin im Kreise Putzig kräftig auf den Tisch schlug und sagte: „Wir sind kaschubisch und nicht polnisch, und unsere Sprache ist die kaschubische uud nicht die polnische. Und als Kaschuben waren wir stets deutsch, wir hatten unsere deutschen Herzöge und sind auch heute deutsch.“ . . .

Das ist kein Einzelfall, auch nicht bloß die Meinung des einzelnen, da der Mann diese Äußerung in Gesellschaft anderer Kaschuben aussprach und bei ihnen ungeteilten Beifall fand. Wer sich etwas in der Geschichte der Kaschubei umgesehen hat, dem kann doch die Tatsache nicht entgangen sein, daß z. B. die Lebakaschuben in Pommern vollständig germanisiert sind; ebenso ein großer Teil der Kreise Putzig und Neustadt. Ein Beweis, daß die Kaschuben sich früher dem Deutschtum gern und leicht angeschlossen haben. Wenn sie sich aber erst abgewöhnt haben, sich in dieser Beziehung offen auszusprechen, so liegt das sicher zu einem guten Teile daran, daß sie auf deutscher Seite für ihre Empfindungen kein Verständnis fanden, während die Polen ihnen gleichzeitig mit allen Mitteln angelegentlich zum Bewußtsein bringen, daß das Deutschtum zwischen Kaschuben und Polen keinerlei Unterschied macht.

Wenn nun die „jungkaschubische Bewegung“ die Kaschuben jetzt als Polen stempelt, so sollten wir das doch nicht als Evangelium ansehen, aber auch unsere Aufgabe nicht erfüllt glauben, wenn wir mit „Besorgnis“ auf die wachsenden polnischen Erfolge sehen. Das Wort Besorgnis, das auch in dem Danziger Briefe noch figuriert, spielt überhaupt auf deutscher Seite eine viel zu große Rolle; ich möchte an seine Stelle mehr das Wort „praktische Wohlfahrtsarbeit“ gesetzt sehen. Durch unser passives Verhalten fördern wir nur die polnische Sache, indem wir der polnischen Agitation die Arbeit erleichtern.

Pflege des Handwerks steht nun zwar nicht im Programm des kaschubischen Volksvereins; höchstens könnte er sie indirekt durch seine geplante Ausstellung fördern. Aber wie denkt sich der Danziger Mahner die Kaschubei ohne kaschubische Schmiede (der Kreis Karthaus z. B. gibt 50 Mark für jeden Gesellen, der einen Hufbeschlag-Kursus in Marienburg durchmacht!), Stellmacher, Schneider, Schuster? Sollen die Innungen alle kaschubischen Lehrlinge in der Gesellenprüfung durchfallen lassen? Da der Verfasser des Briefes die Pflege des Handwerks dem „Gryf" oder der jungkaschubischen Bewegung allein überlassen zu wollen scheint, müßte er eigentlich den Abschnitt „Innungen" der Reichs-Gewerbe-Ordnung für die Kaschubei außer Kraft setzen. —

Nach dem, was der Verein für kaschubische Volkskunde veröffentlicht hat, nach der Zusammensetzung des Vorstandes und der Mitglieder[1]) erscheint mir gerade ein solcher Verein für eine aufklärende Arbeit wohl geeignet. Anstatt mich ablehnend gegen seine Bestrebungen zu verhalten, würde ich durch persönliche, rege Teilnahme an seinen Sitzungen und an seiner Zeitschrift seine Arbeit energisch zu fördern suchen.

Das Dorfmuseum des Lehrers Gulgowski, das man auf seiten des Ostmarkenvereins ebenfalls mit mißtrauischen Blicken ansieht, (vergleiche das Kapitel Hausfleiß und Volkskunst Seite 136), habe ich mir natürlich sehr genau angesehen; ist doch die Gründung von Dorfmuseen oder volkskundlichen Sammlungen im Dorfe eine seit Jahren von uns lebhaft vertretene Forderung. Ich gebe zu, daß in der Sanddorfer Sammlung keine hervorragenden Kunsterzeugnisse dörflichen Handwerks sich vorfinden. Das wird ja von den Dorfmuseen auch gar nicht verlangt. Immerhin habe ich in dem Sanddorfer Museum einige Sachen gefunden, die von einer außerordentlichen Kunstfertigkeit zeugen, z. B. im Sticken und Flechten, Malen und Schnitzen. Wenn man Bodenart, Wohnungsweise, den Stand der Saaten in Betracht zieht, vermag man sich hier überhaupt keine reiche Volkskunst mit prunkvollen Truhen, Schränken, Zinnsachen usw. zu denken. Aber wer sich mit dem Wesen und Zweck solcher Sammlungen etwas näher vertraut gemacht hat, der weiß, daß nicht nur das ein Kunstgegenstand ist, was reichen Schmuck, reichen Zierat

---

[1]) Im Vorstand sind zwei Landräte. Die Mitgliederliste weist fast ausschließlich deutsche Namen auf. Um allen Mißdeutungen aus dem Wege zu gehen, wurde in der Mitgliederversammlung am 26. September d. J. § 1 der Satzungen dahin maßgeblich erläutert: Der Verein versteht unter „Kaschubische Volkskunde im weitesten Umfange" nicht nur die Volkskunde der Kaschuben, sondern die aller Zeiten und aller Stämme in der Kaschubei.

aufweist, sondern daß auch der geringste Gegenstand, den der Bauer sich erdacht, den er seinen Bedürfnissen angepaßt, praktisch gestaltet hat, als ein Kunsterzeugnis anzusehen ist. Und da ist es selbstverständlich, daß der reiche Marschbauer, der für seine Ausstattung tüchtig Geld aufwenden konnte, der Kunst ganz anders gegenüber steht, als der arme Kaschube, der sich jeden Gebrauchsgegenstand selbst fertigte und nach seiner ganzen Natur darauf angewiesen war, in erster Linie die praktischen Lebensbedürfnisse zu berücksichtigen. Betrachten wir eine dörfliche Sammlung nach diesem Standpunkte, so fängt ein jeder Gegenstand an zu leben, jeder erzählt uns eine Geschichte aus dem Leben. Und ich meine, daß gerade eine derartige Sammlung, die uns in die kleinsten Eigenarten der Volksbetätigung einführt, die schlagendsten Beweise für die Stammeseigenart geben kann. Daher sollte man solche Sammlungen nicht geringschätzig oder mißtrauisch behandeln, sondern sie eher zu fördern suchen.

In den neuen Erzeugnissen bäuerlichen Hausfleißes auf dem Gebiete der Stickerei und Flechterei habe ich übrigens nur bodenständige Techniken und Motive entdecken können. Daß man die Ornamentik der Malerei und Keramik für Textilsachen verwendet, ist übrigens kein vereinzelter Fall, findet sich vielmehr zu allen Zeiten. Natürlich wollen wir dabei nicht übersehen, daß die Neubelebung des künstlerischen Hausfleißes in Sanddorf und ihre wundervolle Entwicklung in der Hauptsache auf das schöne Talent und den unermüdlichen Eifer von Frau Gulgowski-Fethke, einer begabten Malerin, zurückzuführen ist.

Den Zweifel, ob wir auf deutscher Seite an dem Studium kaschubischen Volkstums ein Interesse hätten, kann ich also nicht teilen.

Wo die polnische Agitation eingesetzt hat, um die Kaschuben für sie zu gewinnen, geschieht das nicht durch Pflege kaschubischen Volkstums, sondern durch Einimpfung des polnischen Geistes. Alle Veranstaltungen sind darauf gerichtet, den polnisch-nationalen Sinn unter den Kaschuben zu wecken und zu stärken.

Die oben bereits erwähnten beachtenswerten Erfolge der polnischen Agitation reizen zu einer Gegenfrage: Was haben die deutschen Ostmarkenvereine in dieser Richtung an ähnlichen Erfolgen aufzuweisen? Keine, muß ich wohl sagen. Man will aber auch gar keine positive Wohlfahrtsarbeit, wie man mir wenigstens in der Ortsgruppe Berent deutlich genug zu verstehen gab, sondern die Reden und drakonischen Verordnungen sollen es machen.

Der ganz vorzügliche Erlaß des Staatsministeriums vom 12. April

1898, betreffend die Aufgaben in den Provinzen gemischt sprachlicher Bevölkerung, hat in der Kaschubei keinerlei Wirkung haben können, weil er so gut wie gar keine Beachtung findet, insbesondere auch den Schulaufsichtsbeamten unbekannt zu sein scheint. Ich habe im Kreise Berent zwei Lehrer gefunden, die aus eigenem Antriebe im Sinne dieses Erlasses über die Schule hinaus volkspädagogisch arbeiten; aber sie könnten ein merkwürdig Lied davon singen, was ein Lehrer in der Kaschubei, der in seiner Gemeinde Wohlfahrtsarbeit treibt, an Hemmungen und Mißtrauen zu überwinden hat, und zwar gerade dort, wo er am ehesten Verständnis und Förderung finden sollte. Gerade diese beiden Lehrer sind ein unantastbarer Beweis dafür, wie richtig und wichtig der eben erwähnte Erlaß des Staatsministeriums für die deutsche Sache ist; zählen ihre beiden Gemeinden doch zu den wenigen Orten in der Kaschubei, in denen der von polnischer Seite inszenierte Schulstreik nicht zum Ausdruck kam, weil die Lehrer dank dem großen Einflusse, den sie durch ihre gemeinnützige Tätigkeit in ihren Gemeinden gewonnen hatten, den Streik zu verhindern vermochten. Aber für unsere deutschen Heißsporne ist das alles nichts; ja, sie haben eine förmliche Wut auf alle Arbeit, die so aussieht, als ob sie versöhnlich wirken sollte. Ich muß das einmal offen aussprechen, obwohl ich weiß, daß unsere wackern „Ostmärker“ eigentlich keine Kritik vertragen können und mich steinigen werden. Ich komme nun schon seit 1894 nach der Ostmark, habe die nationalpolnische Entwicklung immer mit offenen Augen und Ohren verfolgt und stehe durchaus auf dem Standpunkte, daß die polnische Unbotmäßigkeit energisch in ihre Schranken gewiesen werden muß; meine Wahrnehmungen in der Kaschubei aber haben mich immer mehr überzeugt, daß der Ostmarkenverein sich hier trotz seiner besten Absichten nicht auf dem rechten Wege befindet. Oder müssen einem nicht Zweifel aufsteigen, wenn man sieht, daß gerade dort, wo der Ostmarkenverein die regste Tätigkeit entwickelt, wie in den kaschubischen Städten Berent und Neustadt, das Polentum ganz vortrefflich gedeiht, dicker und fetter wird und an Ausdehnung, Einfluß und Macht ständig gewinnt? In den beiden anderen Kreisorten, Karthaus und Putzig, wo der Ostmarkenverein nicht besteht, ist das gegenseitige Verhältnis zwischen Deutschen und Polen ein durchaus normales und friedliches.

Ein Verwaltungsbeamter, der eine lange Reihe von Jahren in der Kaschubei tätig ist und mit allen Kreisen der Bevölkerung immer enge Fühlung gehalten hat, sagte mir: „Ich mache dem Ostmarkenverein ganz besonders den scharfen Schnitt zum Vorwurf, mit dem

er, gleich einem Rauschebart, das Tafeltuch zwischen deutschen und kaschubischen Staatsbürgern entzweischneidet. Wie kann ein Kaschube oder Pole loyal bleiben oder werden, wenn er immer wieder „zentrifugal" behandelt wird? Wie viele, deren Söhne deutsche Bildungsanstalten besuchen, die deutsche Kundschaft haben und pflegen, befinden sich in einer ihnen selbst kaum bewußten Germanisierung! Bei ihren Söhnen würde sie vielleicht vollendet sein. Aber da kommt der Ostmarkenverein und nötigt seine Mitglieder, weit abzurücken von solchem Manne, weil er das Deutsche mit polnischem Akzent spricht — und verbittert kehrt der Mann in das polnische Lager zurück."

In der Ortsgruppe Berent des Ostmarkenvereins herrscht ein besonders scharfer Geist, wie ich mich aus einer vielstündigen Debatte mit ihr überzeugen konnte. Und der Erfolg? Ein polnisches Geschäft nach dem anderen wird eröffnet, während die deutschen Kaufleute einpacken müssen. Den Deutschen verübelt man, wenn sie eine polnische Versammlung aufnehmen, und zwingt dadurch die Polen, sich einen eigenen Saal zu bauen. Ich meine aber, so lange man den Polen ihre Vereinstätigkeit nicht verbieten kann, sollte man doch dem deutschen Wirte die Einkünfte nicht schmälern. Darum verstehe ich auch nicht, warum der Ostmarkenverein hier noch ein besonderes deutsches Vereinshaus baute, obgleich die vorhandenen beiden deutschen Hotels in der kleinen Stadt mehr als genügten. Die beiden deutschen Hotels sind natürlich durch diese Konkurrenz, die den Ostmarkenverein über seine Kräfte belastete und auch den Staat finanziell in Anspruch nahm, schwer geschädigt.

Daß wir mit einer solchen politischen Arbeit auf den Sand laufen, sehen wir von Tag zu Tag deutlicher werden.

Aber die Schule soll es ja machen, weshalb denn auch manche Schulaufsichtsbeamte für nichts anderes Sinn haben, als für den Unterricht in der Schule.

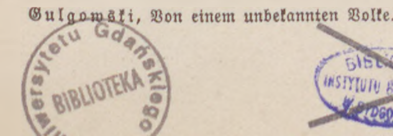
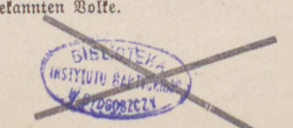
Es ist nun ganz selbstverständlich, daß da insbesondere aller Nachdruck auf die deutsche Sprache gelegt wird. Was ich aber in den Schulen gehört und gesehen habe, läuft doch wahrhaftig schon mehr auf einen Sprachdrill hinaus, und nicht der Drill ist's, der lebendig macht, sondern der Geist, der deutsche Geist. Der Drill aber wird prämiiert, nicht der Geist.

Als ob der Wörtervorrat der deutschen Sprache das Deutschtum retten oder fördern könnte!

In Wirklichkeit liegt die Sache so: Indem wir den Polen oder Kaschuben Deutsch lesen lehren, lernt er auch Polnisch oder Kaschubisch

lesen. Und die Fähigkeit, die er sich in der Schule angeeignet hat, benutzt er dann später, um sich polnische Zeitungen zu halten und auf polnischer Seite zu agitieren. Wenn's die deutsche Schule allein machen soll, so können wir ganz sicher sein, daß wir da ein ganz gewaltiges Fiasko erleben, indem der deutsche Staat eben durch die Schule den Polen direkt in die Hände arbeitet. Denn wie es in dem Danziger Briefe so richtig heißt: „Nicht auf die Motive, sondern auf die Wirkung kommt es an." Sonst müßte die deutsche Schule im Osten wahrlich schon andere Früchte gezeitigt haben.

Nicht, daß die deutsche Schule keine Macht für uns sein könnte! Aber sie kann mit dem erzwungenen Unterrichte in deutscher Sprache nur sehr, sehr langsam und unsicher wirken, da der Gewöhnung an das Deutsche und der dadurch erhofften allmählichen Germanisation die Einflüsse der Familie und der katholischen Kirche, die dort fast nur polnische Organe hat, ständig entgegen arbeiten. Und diese widerstrebenden Elemente müssen um so erfolgreicher sein, als auch von deutscher Seite, insbesondre von Seiten der Ostmarkenvereine nichts Rechtes geschieht, um die in der deutschen Schule gezogenen nationalen Pflänzlinge wachsen und erstarken zu lassen. Im Gegenteil weht von dem Ostmarkenvereine eine so eisige Luft, daß darin die zarten Keime der Schule bald jämmerlich erfrieren müssen. Man mache sich doch die Sachlage nur einmal recht klar: Man zwingt die Eltern, die Kinder in die Schule zu schicken, sucht sie dort mit einer Fülle von Kenntnissen auszustatten und ihnen deutsche Gesinnung einzuimpfen; sobald diese Kinder des andern Volksstammes aber erwachsen sind, will der Ostmarkenverein von den dummen Kaschuben nichts mehr wissen. Man würde ihn beleidigen, seinen ganzen Unwillen über sich heraufrufen, wenn man ihm zumutete, Fühlung und Gemeinschaft mit den Leuten zu suchen, damit die Saat, die die deutsche Schule mit so viel Mühe und so vielen, vielen Millionen Talern auf den mageren Äckern eingeschart hat, auch aufgehe und Früchte trage. Statt dessen lehnt man alle Gemeinschaft mit dem „minderwertigen Volk" ab, betrachtet und behandelt die Kaschuben als Polen, trotzdem selbst polnische Sprachforscher ihre besondere mit den Wenden verwandte Stammesart als geschichtlich und sprachlich erwiesen anerkannt haben, schert sie mit den Polen über einen Kamm, indem man ihnen den Bau von Häusern außerhalb der Dorflage verbietet, — und dann wundert man sich darüber, daß diese Leute sich für die polnische Propaganda auf einmal so empfänglich zeigen. Sie müßten ja Dummköpfe sein, wenn sie es nicht täten! Und das sind die Kaschuben heute nicht mehr. Man

suche nur einmal die jüngeren Generationen etwas näher kennen zu lernen, und man wird sich wundern über ihre geweckte Intelligenz.

Die deutsche Schule aber war's, die für die Weckung der Intelligenz gesorgt hat, und der Ostmarkenverein sorgt dafür, daß die großpolnische Bewegung die Früchte unserer Schularbeit erntet. Ein deutscher Lehrer sagte mir, die Kaschuben in Ostpommern sind völlig germanisiert, aber 10 Jahre eifrige Tätigkeit des Ostmarkenvereins, und sie sind allesamt Großpolen. Druck erzeugt Gegendruck. —

Wollte man die Kaschuben als einen Sturzacker betrachten, über den man mit großen Kürassierstiefeln dahin stampft, so hätte man nicht durch die Schule Blumenbeete geistiger Kultur anlegen sollen. Nur die Dummheit verträgt die Kürassierstiefel-Politik, nicht aber der Geist.

Mir steht ein Bild vor Augen, in dem ich eine bessre Entwickelung der Zukunft sehe: Die Elektromotoren und Metallfadenlampen der von Landrat Hagemann im Kreise Karthaus in dreijähriger heißer Arbeit erbauten Talsperre und Überlandzentrale! Sie werden ebenso auf kaschubischen Tennen surren und über kaschubischen Tischen leuchten wie über deutschen. Und das rätselhafte elektrische Fluidum wird ein neues Mittel sein zur Festigung und Einigung der Kreisbewohner.

Nur durch eine auf das Gesamtwohl bedachte Fürsorge und Anteilnahme wird man in dem erwachsenen Teile der Bevölkerung der Neigung zu dem werbenden Polentume entgegenwirken können; und ganz gewiß läßt sich die Seele der Kaschuben nur durch wohlwollende Gerechtigkeit, nicht durch Gewalt gewinnen. Eine gewisse Barschheit oder Grobheit schadet nichts, wenn sie nur mit Gerechtigkeit gepaart ist. So erzählt man mir von einem Kreisdeputierten und Amtsvorsteher, einem einfachen Manne, der die Kaschuben reichlich grob, aber streng gerecht behandle und seit Jahren von einem starkpolnischen Bezirk in den Kreistag gewählt wird.

Ich bleibe darum dabei, daß die Nichtbeachtung oder Außerkraftsetzung des Erlasses vom 12. April 1898 eine große deutsche Sünde ist, und ich bleibe dabei, daß nur ein sorgfältiges Eingehen auf das kaschubische Volkstum und eine systematische Wohlfahrts- und Heimatpflege im Sinne unseres Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege das Deutschtum in der Kaschubei stärken und mit Macht und Kraft gegen alle feindseligen Strömungen erfüllen kann; wie denn übrigens auch die staatlichen Behörden, Landräte, Regierungspräsident, Oberpräsident, der Wohlfahrtsarbeit in unserm Sinne wohlwollend und fördernd gegenüber stehen.

Der nachgerade immer verhängnisvoller gewordene nationale

Zustand im Osten, die Unklarheit darüber in weiten Kreisen unseres Vaterlandes, die gern ihr Scherflein in den nationalen Opferkasten tun möchten, erfordert es, daß wir den Wind auch mal von der andern Seite pfeifen hören; die Eiche fällt deswegen noch nicht um, wenn der Wind in ihrer Krone rauscht. Gewiß, die nationalen Gegensätze werden wir nicht aus der Welt schaffen, die müssen sich auswirken; aber wir können und wollen an unserem Teile dazu beitragen, daß das Gemeinschaftsleben der Nationen in den Grenzen unseres herrlichen Reiches nicht andauernd mit den schwelenden Queckenhaufen des Hasses durchsetzt wird. Ein Leitstern dafür sei uns auch das Wort des Kaisers, das im Sommer 1910 in Westpreußen auf der Marienburg gesprochen wurde: „Wir sollen einem jeden Stamme seine Eigenheit und Eigenart lassen, es sollen die Stämme und Berufsgenossenschaften die Hände ineinander schlagen zu gemeinsamer Arbeit, zur Erfüllung der staatlichen Notwendigkeiten".

Möchte dies Buch in seiner anspruchslosen, stillen Art namentlich auf deutscher Seite im Osten viele vorurteilslose Leser finden, Leser, die ein offenes Wort vertragen können und mit ihrem Denken noch nicht erstarrt sind. Möchte es ihnen vor allem zum Bewußtsein bringen, daß die Kraft eines ursprünglichen Volkes in seinem Volkstum liegt und daß keine herrschende Nation das Volkstum eines eroberten Volkes ungestraft mißachten kann, so lange noch eine Möglichkeit besteht, dies Volkstum für die herrschende Nation zu gewinnen. Ein Volk kann man mit dem Schwerte erobern, aber nicht ein Volkstum. Das Volkstum läßt sich nur gewinnen — und zwar unbeschadet der eigenen nationalen Bestrebungen — durch naturgemäße, anschmiegsame, geduldige und dauernde Pflege der Volkseigenart und Volkswohlfahrt.

Berlin, 1. Oktober 1910.

Heinrich Sohnrey.



Sohnreys Töchterchen mit dem Gemeindeumläufer eines kaschubischen Dorfes, einem starken, gewundenen Wurzelstück mit Bockskopfe, der im Maule den Gemeindezettel von Haus zu Haus trägt. Ein originelles, drolliges Schnitzergebilde.

I. Einleitung.

Unser Kaiser führt, wie es im Gothaer Hofkalender verzeichnet steht, den Titel eines Herzogs „der Wenden und Kaschuben". Über die Wenden ist man genauer informiert. Die Kaschuben sind aber im breiten Publikum kaum dem Namen nach bekannt. Und doch verdient das Völkchen am Ostseestrand in Westpreußen eine besondere Beachtung.

Über den Ursprung des Wortes „Kaschubei" sind sich die Gelehrten uneinig. Man ist zu keinem endgültigen Resultat gekommen. Im nachstehenden mag eine Blütenlese der verschiedenartigen Erklärungsweisen folgen:

C. C. Mrongovius, Prediger zu St. Annen, Lektor der polnischen Sprache am Gymnasium zu Danzig schreibt in seinem Deutsch-Polnischen Wörterbuch auf S. 348 unter „Kaschube": Sie nennen sich kaszeba von kożuch der Pelz, oder von dem im Polnischen veralteten, aber im Böhm. und Russ. noch üblichen Wort koza, das Fell, die Haut; denn an der kalten Ostsee wohnend tragen sie lange Schafpelze, Tierfelle; die tiefer im Lande wohnenden fingen an Tuchröcke zu tragen, kabat, daher wurden sie Kabatker genannt. (Das Wörterbuch erschien im Jahre 1837.)

Der kaschubische Volksschriftsteller Derdowski kennt eine wesentlich andere Ableitung. Er schreibt: Die Wiege der Kaschuben waren die Ufer der unteren Oder, wo es viele Sümpfe und Moorbrüche gibt. Ähnliche Sümpfe sind auch auf dem südlichen Ufer des Lebasees, im heutigen Pommern. Diese Sümpfe oder vielmehr eine Grasart „wiklina" (nach Mrongovius: Rispengras), das darauf wächst, nennt das dort wohnhafte slavische Volk „koszebe". Davon soll der Name Kaschube entstanden sein.

Reinhold Kramer, Direktor in Bütow, der im Jahre 1858 eine „Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow" herausgab, schreibt über den Ursprung des Namens:

Die Cassuben haben ihren Namen von ihrer Tracht erhalten. Der polnische Schriftsteller Boguphal meldet von ihnen, daß sie lange und weit gefaltene Kleider getragen, und daß ihre Führer nahe an der See gewohnt: „Est quaedam gens slavonica, quae Cassubitae dicuntur, et hi a longitudine et latitudine vestium, quas plicare ipsos propter earum latitudinem et longitudinem oportebat, sunt appellati.

Nam huba in slavonico plica (Falte) seu ruga vestium dicitur. Unde casz hubi, id est, plica rugas interpretatur“[1]).

Der Schriftsteller Długosz stimmt mit dieser Ableitung des Wortes überein, indem er sich klar dahin ausspricht: „Kaszubiani a plicatione rugarum in vestimentis, quibus primum vestiri consueverant, sunt appellati. Huba enim in Polonico seu Slavonico dicitur ruga. Kasz autem dicitur plica in modo imperativo[2]). Auch er setzt die Kaschuben unter die Völker, die an der See gewohnt. Sie haben —



Originalaufnahme Landrat Trüstedt-Berent.

Abb. 1. Das Kreuz in der Heide. (Zu S. 217.)

das kann man mit Bestimmtheit annehmen — besondere Fürsten gehabt. Auch ihre Kleidung ist ihnen eigentümlich. An ihren langen Röcken und grauen Pelzmützen sind die Cassuben sehr leicht zu erkennen und von ihren deutschen Nachbarn ohne Mühe zu unterscheiden. Sie sind gehorsam und unterwürfig, zähe und standhaft, gottesfürchtig und kirchlich.“

---

[1]) Es gibt einen slawischen Stamm, welcher Cassubitae genannt wird, und diese haben ihren Namen von der Länge und Weite der Kleider, welche sie wegen der Länge und Weite in Falten legen müssen. Denn huba heißt im Slawischen die Falte. Daher wird kasz hubi mit „lege in Falten“ übersetzt.

[2]) Die Kaszubiani haben ihren Namen von der Faltung der Kleider, die sie zuerst zu tragen pflegten. Huba heißt nämlich im Polnischen oder Slawischen die Falte. Kasz aber heißt „Falte“ im modus imperativus.

Die jüngste Auseinandersetzung über diesen Namen findet sich bei Fr. Tetzner, Die Slovinzen und Lebakaschuben S. 1 f.: „Im Litauischen gibt es ein Wort, das wird viel verwendet, aber niemand weiß recht, was es bedeutet, es heißt kuzabas und wird unter anderem zur Bezeichnung des Mühlstein-Loches gebraucht, das zum Einschütten des Getreides dient. Auch eine Tüte aus Erlenrinde und das Loch im hohlen Baum, in dem Waldbienen hausen, sowie ein Korb aus Rinde zum Beerensammeln führen diesen Namen. Das kleinrussische kozub bedeutet gleichfalls einen Korb, und auch das deutsche Wort Kötze, Kütze hat man mit dem slavischen Wort in Verbindung gebracht. Die polnischen Worte kazub, kozub, kazubek, kadlubek entsprechen jenem litauischen Worte und bezeichnen



Abb. 2. Sanddorf am Weitsee.

ein Rinden- oder Bastgefäß, z. B. einen Brutkorb für Tauben. In der Putziger Gegend kommt, wie Berkas Wörterbuch berichtet, ein Wort kaszeb in der Bedeutung „Gefäß aus Baumrinde“ vor, und im Kaschubischen heißt ein Stück Baumstamm, das an der Krone angefault ist: kuzeb. Mit kozub, kaszeb bezeichnet man ein kegelförmiges Gefäß aus Baumrinde zum Beerensammeln. Ein solches ein Liter haltendes Gefäß heißt Litauisch aukszlis.

Alle jene Wörter stehen dem Namen der Kaschuben am nächsten, ohne daß die Bedeutung genau anzugeben wäre. Ist somit auch die alte Ableitung von szuba (Jacke) in Abrede zu stellen, so könnte doch wieder das Lit. kuzas (Jacke), dafür sprechen, daß die eigenartigen kaschubischen Kleider den Namen bestimmten.“

Über den heutigen deutschen Namen „Kassuben“ schreibt Tetzner

ebd. S. 2f: „Die slawische Schreibweise mit sz in kaszeba, kaszuba hat die deutsche beeinflußt und jenen Laut mit der lateinischen Schreibart in ss verwandelt, gegen die wirkliche Aussprache. Denn in slawischen und baltischen Wörtern entspricht sz unserm sch. Wo nicht gelehrter Einfluß vorliegt, spricht jedermann Kaschuben, nicht Kassuben." Dr. Lorentz tritt der Ansicht entgegen und sagt über die Aussprache (Mittl. d. Vereins für kasch. Volksk. S. 152 I Band): „In Wirklichkeit beruht aber die Aussprache „Kassuben" auf dem Westpommerschen, wo der Laut š in s übergegangen war (ebenso wie č ż in c z) während „Kaschuben" die ostpommersche Aussprache wiedergibt.

Der Name „Kaschuben" ist eben wie so viele andere Völkernamen unerklärt; daß er ursprünglich ein Spottname gewesen ist, wie vielfach behauptet wird, ist durch nichts erwiesen und auch recht unwahrscheinlich." —

Aus älterer Zeit haben wir wenig Nachrichten über den Volksstamm. Als erster, der sich eingehender mit dem Ursprung der Kaschuben und Wenden befaßt, kann der pommersche Geschichtsschreiber Thomas Kanzow[1]) gelten. Er sagt in seiner „Pommerania":

„Die Lande so auf diesseitz der Weichsel liegen, wurden Pomern genannt, das ist das Land das am Meere leit, dan Pomorß auf Wendisch heißet so viel als beym Meere; — — —

Cassuben aber wurden die Wende geheißen, die in Pomern nicht am Meere, sondern ins Land (oder auf der harte) woneten, welche widder gewohnheit der Wenden weite gefalzete röcke trugen, dan Caß auf Wendisch heißet ein falte und Subi ein rock, und sind sonderlich Cassuben die gewest, die itzt das Stift zu Camin und heitort heißet bis an die Braa und Warte, um Belgardt, Neustettin und vortan, an welchen orten das Landvolk noch eitel Cassubisch redet."

„Vom Volke des Landes insgemein das volck ist gar Teutzsch und Sechszisch (er meint damit das Pommersche Volk) ausgenommen das in Hinterpommern auf dem Lande noch etliche Wende und Cassuben wohnen. Es ist viele höfelicher und viele framer geworden, wan es bei der Wenden Zeiten gewest, aber doch hats beid von den Wenden und vom gestrengen Himmel da sie unter wohnen, noch viele grobheit an ine. Dan es hält wenig oder nichts von den studiis und freyem kunst, darum hats auch nicht viele gelerte leute, ir gemüte steht nur nach etwas zu erwerben. Es isr durchaus ein fressig, zerend und prechtig volck, und übernimmt sich sehr mit kleidung und geschmuck, also das nun unter dem Adel bey den Mennern sammit und seydengewand und bey den Weibern gulden und silbernstücke, perlen und große goldene keten eine gar gemeine tracht ist."

---

[1]) Th. Kanzow war Sekretarius in der herzoglich Wolgastschen Kanzlei und hat 1539 in Wittenberg studiert.

Th. Kanzow weiß also von einer gewissen Wohlhabenheit des Volkes zu erzählen. Im befremdlichen Kontrast stehen die Berichte von Gustav Freitag (Bilder aus deutscher Vergangenheit, Leipzig 1876).

Ich will hier nur einen Abschnitt anführen, um zu zeigen, mit welcher Oberflächlichkeit und Verständnislosigkeit über ländliche Verhältnisse geurteilt wird, selbst von dem angesehensten und bedeutsamsten deutschen Schriftsteller.

„Die Mehrzahl des Landvolks (der Kaschuben) lebte in Zuständen, welche den Beamten des Königs jämmerlich erschienen. Wer einem Dorfe



Abb. 3. Viehherde in der Heide. (Zu S. 35.)

nahte, der sah graue Hütten und zerrissene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum, ohne einen Garten, — nur die Sauerkirschbäume waren altheimisch. Die Häuser waren aus hölzernen Sprossen gebaut, nur mit Lehm ausgeklebt; durch die Haustür trat man in die Stube mit großem Herd ohne Schornstein; Stubenöfen waren unbekannt, selten wurde ein Licht angezündet, nur der Kienspan erhellte das Dunkel der langen Winterabende; das Hauptstück des elenden Hausrats war das Kruzifix, darunter der Napf mit Weihwasser. Das schmutzige und wüste Volk lebte von Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die sie als Kohl zur Suppe kochten, von Heringen und Branntwein, dem Frauen wie Männer unterlagen. Brot wurde nur von den Reichsten

gebacken. Viele hatten in ihrem Leben nie einen solchen Leckerbissen gegessen, in wenig Dörfern stand ein Backofen. Hielten die Leute ja einmal Bienenstöcke, so verkauften sie den Honig an die Städter, außerdem geschnitzte Löffel und gestohlene Rinde, dafür erstanden sie auf den Jahrmärkten den groben blauen Tuchrock, die schwarze Pelzmütze und das hellrote Kopftuch für ihre Frauen, stumpf und schwerfällig trank das Volk den schlechten Branntwein, prügelte sich und taumelte in den Winkel. Auch der Bauernadel unterschied sich kaum von den Bauern, er führte seinen Pflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Fußboden seiner Hütte, schwer wurde es auch dem Preußenkönig, diesem Volk zu nützen. Nur die Kartoffeln verbreiteten sich schnell, aber noch lange wurden die befohlenen Obstpflanzen von dem Volke zerstört, und alle anderen Kulturversuche fanden Widerstand.

„Wer erkrankte, fand keine andere Hülfe als die Geheimmittel einer alten Dorffrau, denn es gab im ganzen Lande keine Apotheken. Wer einen Rock bedurfte, tat wohl, selbst die Nadel in die Hand zu nehmen, denn auf viele Meilen war kein Schneider zu finden, wenn er nicht abenteuernd durch das Land zog. Wer ein Haus bauen wollte, der mochte zusehen, wo er von Westen her Handwerker gewann."

Es ist fraglich, ob mit der angeführten Schilderung die Kaschubei überhaupt gemeint ist. Der Zweifel scheint mir um so begründeter, als der Militärprediger Rhesa, der zur Befreiung Deutschlands den Feldern von Leipzig zueilte, auch durch die Kaschubei gekommen sein will. Er schreibt in seinem Buche:

„Zwischen Stargard[1]) und Konitz ist gegen 10 Meilen lauter Heidesand und Wüstenei. Man reist zwei, drei Meilen weit, ohne ein Dorf anzutreffen . . . Die Kaschuben, ein wendischer Volksstamm, bewohnen diese Wüstenei . . . usw."

Nun ist es für diese Schilderung das Fatale, daß der Weg Stargard-Konitz überhaupt nicht durch die eigentliche Kaschubei führt. Ich habe das Gefühl, daß man in damaliger Zeit jeden verwüsteten Landstrich östlich der Oder mit „Kaschubei" und jeden versoffenen Bauern als „Kaschuben" bezeichnete. Bei ernstlichem Studium der Kaschubei mußte man wenigstens die landschaftlichen Schönheiten bemerkt haben, denn wenn es heute in diesem verkannten Ländchen Hunderte von Seen gibt, so mußten sie gewiß um 1812 gleichfalls da gewesen sein. Und die prächtigen Wälder, die wir noch heute besitzen, hat es damals gewiß in noch größerer Ausdehnung gegeben, zumal es noch keine Separation gab. — Man hätte sicherlich im Herzen der Kaschubei bereits das „Marienparadies" bemerken müssen, jenes herrliche Fleckchen Erde, das den Karthäuserorden veranlaßte, im Jahre 1382 sich hier niederzulassen.

---

[1]) Gemeint ist Stargard in Westpreußen.

Daß die Häuser in der Kaschubei aus „hölzernen Sprossen", wie Freitag schreibt, bestanden, die „mit Lehm ausgeklebt" waren, ist unwahrscheinlich. Das Land hatte einen großen Waldreichtum, und die ältesten noch heute erhaltenen Häuser und Kirchen sind aus Holz. Man pflegte das Baumaterial zu verwenden, das am wohlfeilsten war. Der Mangel an Bauhandwerkern war eigentlich kein Nachteil. Heute haben wir fast in jedem Dorfe einen „Bauunternehmer", aber wer die Produkte ihrer Baukunst hier gesehen hat, der wünscht mit Sehnsucht die alte „handwerkslose" Zeit zurück, als der Bauer noch sein eigener Zimmerer war und sich seine anmutigen Laubenhäuschen baute.

Daß die Kaschuben nur von Roggenmehl, Heringen und Branntwein lebten, ist kaum anzunehmen. Ihre hauptsächlichste Nahrung wird auf jeden Fall in Fischen bestanden haben, da eine jede Siedelung an einem größeren oder kleineren See lag. Für Tuchröcke und andere Kleidungsstücke werden sie aber wenig Geld ausgegeben haben, denn den Stoff dazu machten sie sich noch vor 20—30 Jahren selbst auf dem Webstuhl.

Daß es aber damals noch keine Apotheken gab, will ich gern glauben. Auch heute müssen die Kaschuben zwei bis vier Meilen laufen, ehe sie den Arzt und Apotheker finden. —

Es ist wohl anzunehmen, daß die Verfasser der Schilderungen die Kaschubei niemals gesehen hatten. —

Eine einheitliche kaschubische Schriftsprache gibt es nicht. Die wenigen kaschubischen Schriftsteller suchten jedesmal die Schriftzeichen der bestehenden Aussprache anzupassen. Der einzige Schriftsteller aus älterer Zeit ist Michael Pontanus, über dessen Leben Dr. Fr. Tetzner in seinem Werk „Die Slowinzen und Lebakaschuben" (Berlin 1899 Verlag Emil Felber) eingehend berichtet. Michael Brüggemann oder Pontanus wurde im Jahre 1578 (nach neuerer Forschung 1583) als Sohn des Bürgers und Drechslers Hans und dessen Ehefrau Elisabeth geb. Wurst in Stolp (Pommern) geboren. Er war Pastor in Smolsin (Pommern) und starb nach der Kirchenchronik „im 43. Jahre seiner Amtsführung". Er entwickelte eine rege schriftstellerische Tätigkeit, die sich in der Hauptsache auf das religiöse Gebiet beschränkte.

Über die Werke des Pontanus berichtet das Kirchenbuch: „M. Pontanus übersetzte ins kassubische den kleinen Katechismus Lutheri, eine Sammlung von Kirchengesängen und die Wittenberger Agende."

Der fruchtbarste kaschubische Schriftsteller um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war Dr. Ceynowa. Er hatte eine große Anzahl Sprichwörter gesammelt und verschiedene Schriften verfaßt. Er bezeichnet die Kaschuben als einen den Russen verwandten Stamm. Seiner Ansicht schließen sich Hilferding und Mrongowius an. Letzterer bezeichnet das Kaschubische als eine dem Russischen verschwisterte Sprache.

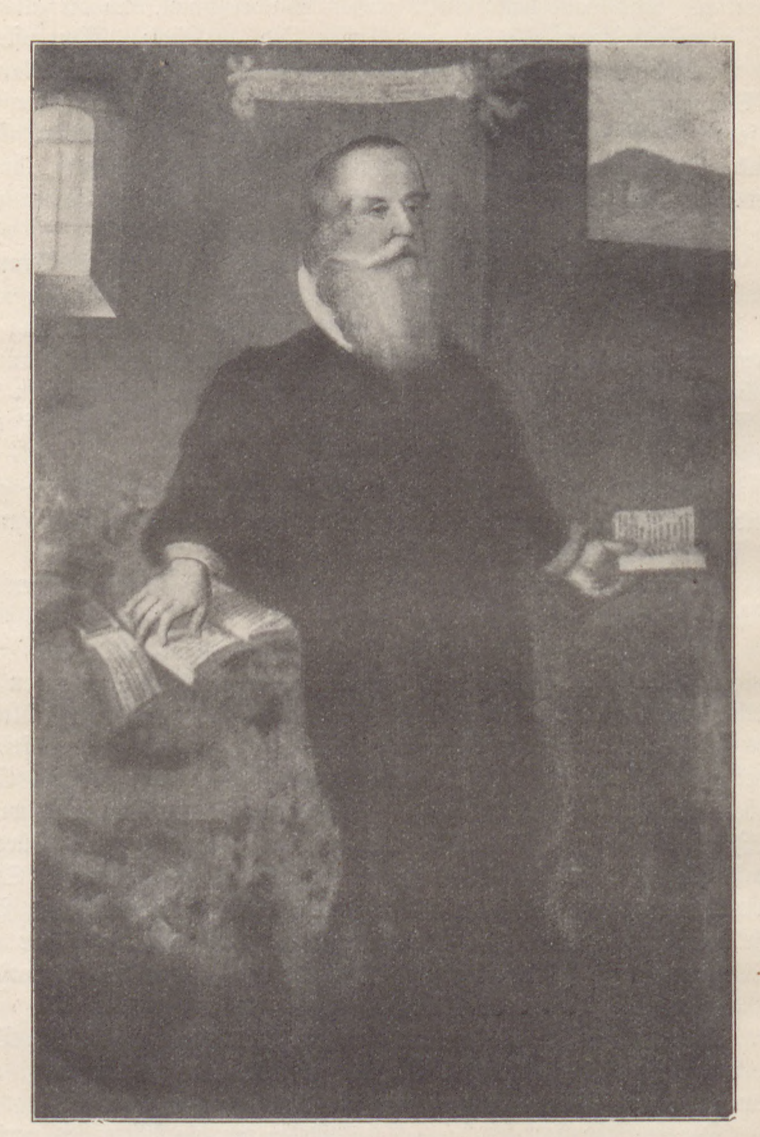


Abb. 4. Michael Pontanus. (Zu S. 27.)

In neuerer Zeit beschäftigten sich einzelne Forscher, meist Linguisten und Statistiker, eingehender mit dem Volksstamm. Außer der bereits erwähnten Arbeit von Dr. Tetzner „Die Slowinzen und Lebakaschuben", also über die Kaschuben im östlichen Pommern, haben wir von Dr. Lorentz eine slowinzische Grammatik, ein slowinzisches Wörterbuch und slowinzische Texte. Dr. Lorentz, der zurzeit als der hervorragendste Kenner des kaschubischen Idioms angesehen werden muß, baut den Nachweis der Sonderstellung der kaschubischen Sprache auf streng wissenschaftlicher



Abb. 5. Gehöft im Rauhreif.

Grundlage auf. Es ist eigentümlich, daß in erster Linie Gelehrte deutscher Abstammung sich die Erforschung der Kaschubei zur Aufgabe gemacht haben. Eine abschließende Arbeit über die Kaschuben in Westpreußen fehlt gänzlich. Tetzner hat in seinem Werk „Die Slawen in Deutschland" nur eine kurze Übersicht über das reiche volkskundliche Material geben können. Eine wertvolle Arbeit in statistischer[1]) Hinsicht hat Professor Ramult-Krakau geliefert. Er gibt die Zahl der Kaschuben in Westpreußen und Pommern auf 186217 an und kommt zu dieser hohen Zahl, indem er die Lebakaschuben, die nun vollständig germanisiert sind, gleichfalls mitzählt und die Sprachgrenze nach Süden und Osten etwas zu weit in bereits

[1]) Statistika Ludnosci Kaszubskiej. Krakau 1899.

polnisches Gebiet verlegt. Er ist aber ein polnischer Forscher, der genug Objektivität besitzt, die Kaschuben als einen besonderen, selbständigen Volksstamm anzuerkennen. Er spricht sich klar darüber aus, daß die kaschubische Sprache kein polnischer Dialekt ist und führt für seine Behauptungen Beweise an, die nicht widerlegt werden konnten. Und gerade diese Feststellung, der ich mich nur anschließen kann, ist heute von aktuellster Bedeutung. — Eine genaue Zahl der Kaschuben werden wir nicht mehr ermitteln können. Eine noch so gewissenhafte Statistik ergibt kein klares Bild. Der kaschubische Volksstamm befindet sich in der Auflösung, und es ist schwer, eine bestimmte Sprachgrenze festzustellen. Die amtliche Statistik versagt vollständig, weil es nur verhältnismäßig wenig Leute gibt, die sich als Kaschuben fühlen und auch ihre Sprache als die kaschubische bezeichnen. Die Kaschuben im östlichen Pommern und in den Kreisen Putzig und Neustadt sind zum Teil germanisiert, in den südlich gelegenen Kreisen Konitz, Schlochau polonisiert. Eine private Statistik ist ebenfalls unzuverlässig, denn sie stützt sich auf Gewährsmänner, die nur selten objektive Angaben machen. Um ein einigermaßen klares Bild zu erhalten, tut man am besten, die einzelnen Resultate der Statistik zu vergleichen. Da ist die amtliche Zählung von 1905 mit 70786 Köpfen, der Sprachforscher Biskupski zählt 180000, Dr. Łęgowski 137000, Ramułt 186000. Nehmen wir davon den Durchschnitt, so kommen wir auf etwa 140000. Das dürfte die Zahl der Kaschuben sein, also der Personen, die heute noch ein mehr oder weniger unverfälschtes Kaschubisch sprechen. Man muß bei den Zahlen immer im Auge behalten, daß es sich um einen in der Auflösung begriffenen Volksstamm handelt. 140000 gibt die Zahl der Leute an, die heute noch kaschubisch sprechen. Aber wenn wir nachforschen, wie viele sich als Kaschuben fühlen und ihre Stammeseigenart anerkennen, so kommen wir auf keine 10000. Der kaschubische Volksstamm wird gleichsam von den ihn umgebenden Stämmen aufgesogen, einerseits von den deutschen, anderseits von den Polen. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Kaschube sich leicht dem Deutschtum anschließt. Die evangelischen Kaschuben Pommerns sind vollständig germanisiert. Die katholischen Kaschuben Westpreußens werden dagegen langsam polonisiert, weil ihre geistigen Führer Polen sind. Die Religion ist ihre kräftigste Förderin. Aber trotzdem die Kaschuben über 300 Jahre unter polnischer Herrschaft waren, trotz der heutigen eifrigen polnischen Propaganda ist es bewunderungswert, daß das Volk sich noch in dem Maße die Stammeseigenart bewahrt hat. In den Kreisen Putzig und Neustadt wird unter der kaschubischen Bevölkerung oft Deutsch gesprochen, weil es den Leuten, die sich ihrer Stammessprache schämen, leichter fällt, als die hochpolnische Aussprache, die ein echter Kaschube niemals erlernt. — Als das Gebiet der Kaschubei bezeichnet man heute das westlich von Danzig sich hinziehende Höhenland: die Kreise Putzig, Neustadt, Karthaus, Berent,

Konitz, Schlochau in Westpreußen, Bütow und Lauenburg in Pommern. Eine genauere Sprachgrenze haben Professor Ramult, Dr. Nitsch-Krakau und Dr. Lorentz-Karthaus zu geben versucht. Sie bleiben wohl alle im Rahmen der genannten Kreise, aber einig sind sie nicht, weil die Sprachgrenze sich von Jahr zu Jahr verschiebt, und wo der eine Forscher noch kaschubische Laute zu finden glaubt, kann der andere nichts mehr entdecken.

Bei der Geschichte will ich mich nur auf eine kurze Übersicht beschränken, die mit dem Namen Kaschubei in Verbindung steht. Meine Ausführungen sollen lediglich dem volkskundlichen Gebiet gelten. Ich verweise hierbei auf das Werk von Fr. Tetzner, „Die Slawen in Deutschland" S. 393 ff., woraus die nachfolgenden Mitteilungen entnommen sind.



Abb. 6. Das Kreuz im Walde.

Der Name Cassubia wird zum ersten Male in einer Urkunde vom 19. März 1238 genannt. Da nennt sich Bogislaw I. Herzog Kaschubiens, Fürst von ganz Pommeranien. Nun wird Cassubia öfter angewendet. Am 28. August 1245 stellt Papst Innocenz IV. die Minoritenbrüder in ganz Dacia (Dänemark), Cassubia und Pommerania unter den Schutz des Bremer, Hildesheimer, Schweriner Oberhirten. 1248 wird von einem Eindringen in Kaschubien und ins Land der Kaschubiten gesprochen. Barnim I. führt in einer Urkunde 1246 den Titel eines Herzogs „von Kaschubien", „von Pommeranien", „von Stettin", „der Pommern". Die Beifügung „oder der Kaschuben", erfolgte erst, nachdem er Schlawe, Stolp und Belgard erworben hatte, so daß die Gegenden als das eigentliche Kaschubien anzusehen sind. 1253 zeigt zum erstenmal Barnims I. Siegel die Inschrift eines Herzogs der Slawen und Kaschubiens, der in den Worten Herren der Wenden und Kaschuben noch heute in Fürstentiteln fortlebt. 1268

machte Bischof Hermann von Cammin einen Unterschied zwischen Slawien oder Wendenland und Kaschubien (Pommern). 1289 heißt das Belgarder Land Kaschubien.

Dr. Lorentz macht einen Unterschied zwischen dem Landschaftsnamen Cassubia und dem Volksnamen Kaschuben. Er schreibt auf S. 191, Band I der Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde:

„Es ist streng zu scheiden zwischen dem Landschaftsnamen Cassubia und dem Volksnamen Kaschuben. Den Landschaftsnamen Cassubia führte der östliche Teil von Westpommern, in Ostpommern gebrauchte man ihn



Abb. 7. Kiefern am Flusse. (Zu S. 35)

auch für das ganze Herzogtum Pommern-Stettin. Den Volksnamen Kaschuben führten nicht nur die Bewohner der Landschaft Cassubia, sondern auch die östlich davon bis zur Danziger Bucht wohnenden Slaven, die noch heute unter dem Namen Kaschuben bekannt sind."

Die Begriffe von Kaschubien und Slawien waren völlig unklar, da man darunter keine fest umgrenzten Provinzen verstand. Seit Ende des 13. Jahrhunderts hat sich aber der Gebrauch des Kaschubennamens für die Lebagegend festgesetzt. Mit dem Aussterben der Slawen Pommerns blieb der Kaschubenname auf den pommerellischen Slawen haften. Und wenn man heute von der Kaschubei spricht, so denkt man immer an den westpreußischen Anteil. Die Bewohner am Lebasee kann man kaum als Kaschuben bezeichnen. Sie sind vollständig germanisiert.

Auf die Geschichte des Landes näher einzugehen würde mich zu weit führen. Es sei nur kurz erwähnt, daß man über die Vorzeit bis zur Herrschaft der pommerellischen Fürsten im 12. Jahrhundert wenig Nachrichten besitzt. Von 1100 bis 1309 wurde das Land von den pommerellischen Herzögen regiert. Dann wurde es vom deutschen Ritterorden erobert. Von 1466 bis 1772 stand es unter polnischer Herrschaft. Seit 1772 gehört es bekanntlich zu Preußen. —

---

2. Landschaft.

Die Landschaft zeigt das Bild der größten Mannigfaltigkeit. Seen, Wälder, bewaldete Hügel geben den Reiz der Abwechselung. Leider hat man in den letzten Jahren mit den Privatwäldern, namentlich bei der Separation, gründlich aufgeräumt. Und wo noch vor 20 bis 30 Jahren mächtige Kiefern rauschten, ist heute Ödland. Es ist daher ein Vorteil, daß der Forstfiskus die abgeholzten Strecken ankauft, um Schonungen anzulegen. An den Seen prallt aber der Kulturfortschritt des kaschubischen Bauern, der alles gern zu Geld macht, ab. Das Wasser der Seen kann er weder austrinken, noch ablassen, und so darf sich unsere Landschaft dauernd dieser Reize erfreuen. Die Zahl der größeren Seen ist verhältnismäßig gering, so der Weitsee mit 1500 ha, der Zarnowitzer-See mit 1470 ha und der Müskendorfer-See mit 1300 ha. Dafür ist aber die Zahl der kleinen Seen sehr hoch. So hat z. B. der Kreis Berent bei einer Gesamtbodenfläche von 123000 ha 195 Seen, der Kreis Karthaus 194, Konitz 128, Schlochau 207.

In landschaftlicher Beziehung werden wir unterscheiden können: Nord-, Mittel- und Südkaschubei. Die Nordkaschubei umfaßt die Kreise Putzig und Neustadt und ist gewissermaßen die Fortsetzung von Ostpommern. In wirtschaftlicher Beziehung sind diese Kreise die wohlhabendsten. Es gibt hier stellenweise prächtigen Weizen- und Rübenboden, so daß man mit Unrecht von armseliger Kaschubei redet. Aber landschaftlich bieten sie weniger Reiz. Die Wälder sind fast gänzlich ausgeholzt. Und an Seen sind die Kreise weniger reich, so hat Putzig nur 7 Seen und Neustadt 32. Wem Ostpommern bekannt ist, der kann sich auch ein Bild von der Nordkaschubei bilden. Wogende Getreidefelder und zum Teil stattliche Dörfer. Die alles ausgleichende Kultur hat ihren Einfluß zur Geltung gebracht.

Die Mittelkaschubei ist die sog. kaschubische Schweiz, die unter dem Namen über die engen Grenzen der Heimat bekannt ist. Sie umfaßt den Kreis Karthaus mit dem Marktflecken Karthaus. Es ist ohne Frage der landschaftlich schönste Teil. Bewaldete Höhen, prächtige Buchenwälder,

dazwischen die stillen Seen bieten ein Bild reichster Abwechselung. Diese Gegend ist auch schon seit Jahren das Ziel zahlreicher Touristen, und Karthaus entwickelt sich zu einem beliebten Luftkurort.

Es ist erklärlich, daß als der Karthäuserorden im Deutsch-Ordensland 1382 einen neuen Sitz begründete, er sich gerade dieses Fleckchen Erde für seine Siedelung wählte. Damals mußte es mehr denn jetzt als eine Perle landschaftlicher Schönheit gegolten haben, da man der neuen Stiftung den Namen „Marien-Paradies" beilegte. Als ein wertvolles Erinnerungsdenkmal des 1826 aufgelösten Klosters ist uns die 1403 erbaute Klosterkirche geblieben. Da die strengen Ordensregeln die Mönche an die Klosterzelle fesselten, so blieb ihnen viel Zeit für kunstsinnige Betätigung übrig. Und sie haben uns in dem reich geschnitzten Hochaltar und den Chorstühlen hervorragende Kunstwerke der Holzschnitzkunst hinterlassen.

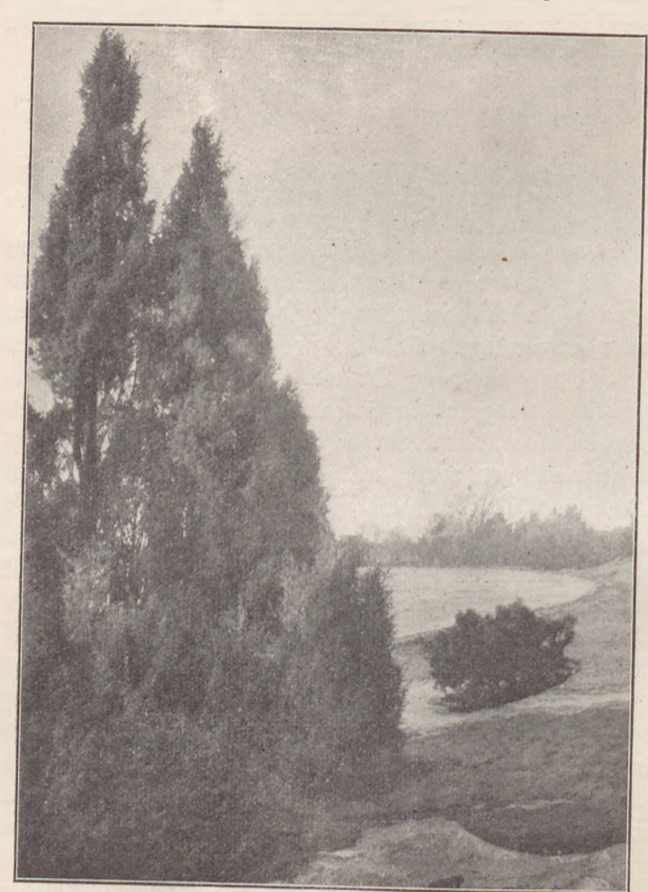


Abb. 8. Riesenwacholder am Weitsee. (Zu S. 36.)

Der südliche Teil der Kaschubei — die Quelle vorliegenden Werkes — ist der unbekannteste. Und doch muß ich hier gleich hervorheben, daß er landschaftlich der eigenartigste ist. Hier ist die eigentliche charakteristische kaschubische Heidestimmung. Gewiß sind die Buchenwälder bei Karthaus schön, aber man findet sie ebenso stattlich oder noch stattlicher in

anderen Gegenden des Reiches. Aber die Landschaft der Südkaschubei gibt es nur einmal. Das Land ist zum überwiegenden Teil unfruchtbar. Die Dörfer liegen weit auseinander. Die Anlage von kostspieligen Chausseen hat sich für diese Gegend nicht belohnt. Und so blieb gerade dieser Teil den Kulturfortschritten unzugänglich. Hier hat der altväterliche Kulturzustand am längsten sein Dasein behauptet. Und für den Folkloristen ist solch Boden von außerordentlichem Wert.

Die landschaftliche Schönheit der Kaschubei wurde bis in die neuste Zeit gänzlich verkannt. Eine kleine Ausnahme machten die sog. kaschubische Schweiz bei Karthaus und die Schöneberger Berge (Turmberg 334 m hoch), die wegen ihrer schönen Laubwälder von Danziger Touristen oft besucht werden. — Alle andern Gegenden bezeichnet man als trostlose „Wildnis."

Nun hat man sich aber überzeugt, daß gerade die „Wildnis" im südlichen Teil der Kaschubei in den Kreisen Berent und Konitz, namentlich an dem Weitsee und dem Müskendorfer See, eine landschaftlich jungfräuliche Unberührtheit aufweist, wie man sie in Deutschland zum zweiten Mal kaum finden wird.

Es ist ein gewaltiges Stimmungsbild mit herbem, schwermütig-melancholischem Unterton. Das Auge schweift ungehindert hinaus über die weiten Heiden mit den dunklen Seen. Die Kiefernwälder am Horizont sind meist in eine feine blaue Dunsthülle getaucht. Diese ruhigen, weichen Linien verleihen der Landschaft etwas Großzügiges.

Wenn wir aber die Gegend durchwandern, so löst sich die große Einheit gleichsam auf in kleine intime Bilder. Und erst jetzt offenbart sie uns ihre ganzen Reize. Die Linie erhält eine mannigfaltige Bewegung, denn die Ebene wird stets von tiefen Tälern und Schluchten unterbrochen. Es reiht sich hier Bild an Bild. Und gerade in den einfachsten Motiven liegt oft eine überwältigende Kraft. Das Einzelne herrscht vor, das Haus, das Gehöft, eine Baumgruppe, die Kiefer, die Birke. Das Auge wird an den einen Gegenstand gebannt. Es hat einen Ruhepunkt. Die weite Linie des Horizonts lenkt es nicht ab. — Die Kiefer, die einsam am Wege steht, hat uns manches zu erzählen. Sie hat mit ihren Geschwistern im Hochwald, die an ein ruhiges, sattes Leben gewöhnt sind und daher schlank und hoch emporstreben, wenig gemein. Man sieht es ihr an, daß sie bei spärlicher Kost einen bittern Kampf mit Sturm nnd Unwetter geführt hat. Dafür ist sie von einer unbezwingbaren Zähigkeit. Der Stamm ist von der Wurzel an stark entwickelt, verjüngt sich nach oben schnell zu. Die Krone ist breit, die Äste sind dick und knorrig. Und ihre unzertrennliche Gefährtin, die Birke, unterscheidet sich auch von ihren üppigen Geschwistern im Hochwald. Ihr sonst so zartes weißes Kleid ist zerrissen, es erscheint wie mit schmutzigen, braunen Fetzen geflickt. Aber ihr Haar, die Masse dünner, feiner Zweige, die bis zum Boden

tief herabreichen, ist unvergleichlich schön, damit kann ihre Waldschwester nicht konkurrieren. —

Eine weite Schlucht ist mit Erlen und Birken reich bestanden. Auf dem Grunde ist ein Torfmoor mit tiefdunklen Wassertümpeln. Die weißschimmernden Köpfchen des Wollgrases bilden dazu einen starken Kontrast.

Schier zahllos sind die kleinen dunklen Kesselseen, von hohen Kieferngruppen eingeschlossen. Ihr Wasser erscheint tiefschwarz. „Sie sehen



Abb. 9. Heidestimmung.

uns wie aus großen verträumten Kinderaugen an", sagte H. Sohnrey, als er sie zum ersten Male sah. —

Und dann gibt es noch Gegenden der tiefsten Einsamkeit, wo man stundenlang dahinwandert auf sandigen Wegen, zwischen kleinen verkümmerten Kiefern, zwischen ganzen Feldern von Wacholdergruppen. Wellenförmig zieht sich die Landschaft dahin, mit dunklen Torfmooren in den Sandkesseln. Hier herrscht das große Schweigen. Selbst die Bäume scheinen erstarrt. Namentlich der Wacholder verkörpert die Ruhe. Er steht stumm und unbeweglich da, selbst wenn der Wind über die Heide zieht. Da er hier frei auf dem Felde steht, hat er sich zu schönen Pyramidenformen von beträchtlicher Höhe entwickelt. Eine Kirchhofsstille ringsherum. Kaum ein Vogel läßt sich vernehmen. Höchstens die Goldammer bleibt der

Heide treu, und ihr weichgedehnter melancholischer Laut klingt aus der Ferne: „Wie, wie hab' ich dich lieb." —

Der kaschubische Bauer liebt die Einsamkeit. Er wohnt gern allein, abgesondert vom Dorfe. Daher erklären sich die zahlreichen Abbauten. Die Gehöfte liegen meist an einem See, von einem Bauerngarten mit Sauerkirschen, wilden Apfel- und Birnbäumen umgeben. Am Seestrand stehen prächtige Erlen und mächtige Weiden. Die Gehöfte scheinen hier



Abb. 10. Birken am Wege.

in ihrer Weltvergessenheit dahin zu träumen. Manch Bauerngut liegt völlig abgeschlossen. Im Umkreis von 6 km ist kein Dorf. Nach der Stadt, nach der Bahn sind an drei Meilen sandigen Weges. Auf der einen Seite zieht sich der weite See dahin und von drei Seiten schließt es ein dunkler Kiefernwald ein.

Diese überwältigende Einsamkeit, diese weite Landschaft mit ihren intimen Bildern, hat mich von Anfang an gepackt und mit glühender Liebe für die Heide erfüllt. Die Einsamkeit ist es gewesen, die mich vor Jahren auch zu meinem ersten literarischen Schaffen angeregt hatte.

„Hier muß der Mensch zum Dichter werden", sagte H. Sohnrey im Banne dieser Einsamkeit. —

Den Reiz der Landschaft erhöht die wunderbare Farbenstimmung. Den Grundton bildet ein zartes Violett, das sich am Horizont in ein

duftiges Blau auslöst. Die weiten unbestellten Brachfelder sind übersät vom rötlichen Sauerampfer, violetten Thymian, gelben Mauerpfeffer, silberköpfigen Palmkraut, von der weißen Schafgarbe und blauen Glockenblumen.

Die hier üblichen Saaten tragen auch zur Erhöhung des Farbenreichtums der Heide bei. Ein blühendes Buchweizenfeld erscheint wie ein Bauernmädchen in buntscheckigem Kattunkleid. Daneben taucht ein Lupinenacker mit seinem glühenden Gelb oder tiefen Blau auf.

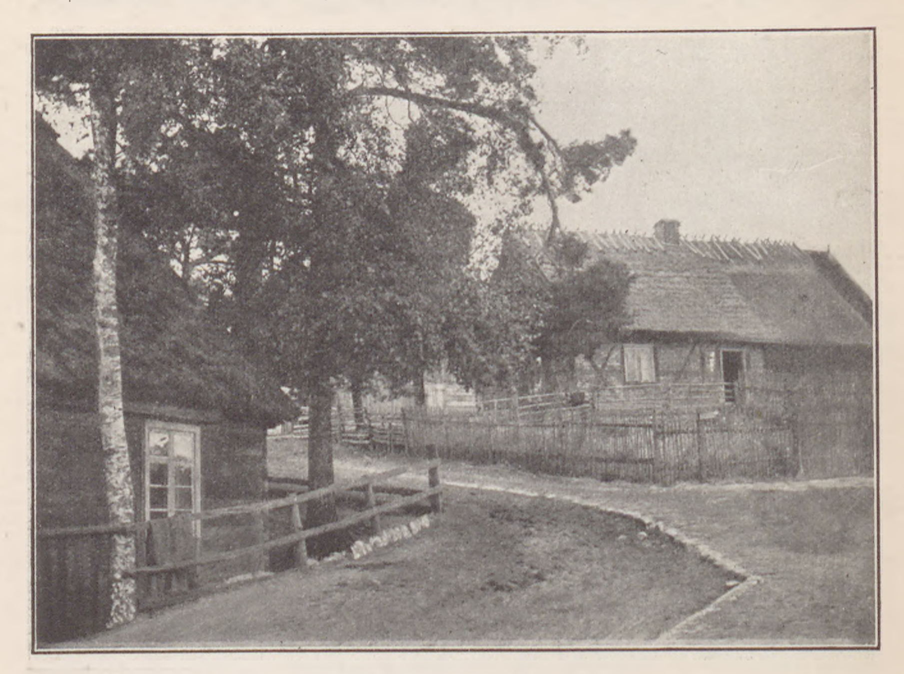


Abb. 11. Dorfstraße in Juschken.

Und welche Farbensymphonie geben allein die vielen Seen mit ihren zahlreichen Inseln und Buchten. Ob sich der blaue Himmel darin spiegelt, ob die Lichtreflexe der Sonne ihr Spiel auf den Wellen treiben, oder ob der fahle Mondschein auf den Fluten ruht, stets verleihen sie der Landschaft einen unvergleichlichen Zauber. Die Ufer sind oft von hellen Sandstreifen eingefaßt. Wenn gegen Abend die Sonne mit ihrem rosigen Schleier darauf ruht, so scheinen die gelben Sandmassen von einer innern Feuerglut durchstrahlt. —

Die „Wildnis", über die so viele schauerliche Dinge von älteren Schriftstellern berichtet wurden, haben wir endlich mit andern Augen zu sehen gelernt. Überhaupt ist unser Sinn auf der höheren Kulturstufe für intime Naturreize empfänglicher geworden. Früher reiste man in der Kaschubei nur aus zwingender Notwendigkeit, man war verärgert über die

schlechten Wege, auf denen die Postkutsche oder der Bauernwagen nur langsam fortkommen konnten. Und aus dieser Stimmung heraus bildete man sich Urteile über Land und Leute. Wer heute hierher kommt, der tut es aus persönlichem Interesse, wandert mit Rucksack und Stock gemächlich dahin und genießt die Schönheiten, die sich ihm darbieten.

Jahre hindurch blieb ich hier einsam mit meinen Volksstudien und Arbeiten. Doch allmählich haben wir uns, die Einsamkeit und ich, treue Freunde erworben. Dichtern und Malern kann die Heide in erster Linie wohl am meisten bieten. Und sie sind es auch, die ihre Schönheit zuerst erkannt haben.

---

3. Wie das Volk wohnt.

Das Holzhaus war seit der ältesten Zeit in der Kaschubei allgemein verbreitet. Die ausgedehnten Waldungen lieferten wohlfeiles Baumaterial. In den Kreisen Konitz, Berent, Karthaus, Schlochau gibt es noch eine Anzahl Dörfer, die fast ausnahmslos Holzbauten aufweisen. Hier wäre man auch jetzt von dem Holzhaus nicht abgekommen, denn außer den ausgedehnten Königlichen Forsten besitzt fast ein jeder Bauer ein Stück Privatwald. Da aber die Baupolizei den Bau des Wohnhauses unter Strohdach nicht genehmigt, entscheidet man sich immer mehr für den Massiv-Bau.

Im nördlichen Teile des Kreises Karthaus, im Kreise Neustadt und Putzig ist man schon bedeutend früher von dem Holzbau abgekommen, da der private Waldbestand nach der Separation, etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, stark abgenommen hat. Man ging zum Fachwerkbau über und füllte die Zwischenräume mit Lehm aus. Die armen Leute, die ihr eigenes Haus nicht entbehren wollten, führten die Außenwände aus getrockneten Lehmsteinen (Patzen) auf.

Zum Bau benutzte man in den ersten Zeiten ganze Stämme, die nur notdürftig mit der Axt behauen wurden. Es wurde fast ausschließlich Kiefernholz verwendet. Die Baumstämme wurden mit der Axt bearbeitet, an den Ecken ausgekerbt und dann aufeinander geschichtet. Die Umfassungswände bestanden aus ganzen, durchgehenden Stämmen, die sich an den Hausecken überkreuzten. Da man mit der Axt die Balken nicht so gleichmäßig bearbeiten konnte, so verstopfte man die Fugen der Blockwand mit Moos oder Lehm.

In neuerer Zeit teilte man die Baumstämme mit der Säge in zwei Hälften. Man sparte an Bauholz, dafür wurden aber die Wände schwächer. Diese Häuser sind meistens keine Blockbauten mehr, sondern Fachwerk- oder Ständerbauten. Nur mit dem Unterschiede, daß man zur Ausfüllung der Zwischenräume nicht Lehm oder Ziegeln, sondern Holzbohlen verwendete.

Ein festgemauertes Fundament kannte man nicht. Es bestand nur aus losen Steinen. An je einer Hausecke grub man mächtige Feldsteine ein, die die eigentlichen Träger der Grundschwellen waren.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß das älteste Haus ein Rauchhaus gewesen ist. In der westpreußischen Kaschubei habe ich es nicht mehr gefunden. Nur bei den Lebakaschuben, in Schmolsiner Klucken und Groß-Garde (Pommern) gibt es noch einige schornsteinlose Katen. Der Rauch sucht sich einen Ausgang durch den oberen Teil der Haustür oder die Bodenluke.



Abb. 12. Dorfmuseum in Sanddorf. (Zu S. 43.)

Das übliche Stroh- oder Rohrdach ist an der First durch die sog. Dachreiter oder Böcke befestigt. Weniger verbreitet ist die Befestigung durch den Strohbündelkamm.

Die Strohdecke ist in der Weise gelegt, daß die einzelnen Strohschichten mit dünnen Kiefernstangen, die mit Weidenruten an die Dachlatten gebunden sind, festgehalten werden. Die Enden der Stäbe sind in die an den Giebeln laufenden Schal- oder Windlatten eingelassen.

Abgedeckte Giebel, Walmdächer, findet man an dem gewöhnlichen Bauernhaus selten, häufiger an den alten Gutshäusern.

Eisenschlösser zum Abschließen der Haustüren kannte man nicht, sondern nur Holzriegel. Der Fußboden bestand aus gestampftem Lehm.

Das alte Bauernhaus hatte meist nur wenig Räume. Gewöhnlich beschränkte man sich auf eine große Stube und ein kleines Nebengelaß, Alkoven, als Schlafraum. In den größeren Bauernhäusern war der Alkoven zu einer Stube erweitert. Der Schornstein stand in der Mitte des Hauses. Ein jedes Zimmer hatte einen besonderen Kamin. Als man vor etwa 10 bis 20 Jahren die Kamine abschaffte, richtete man in dem Schornstein, der oft eine Grundfläche von 3 × 3 m hatte, die Küche ein.

Die Zahl der Fenster ist beim Fachwerkbau verhältnismäßig groß.

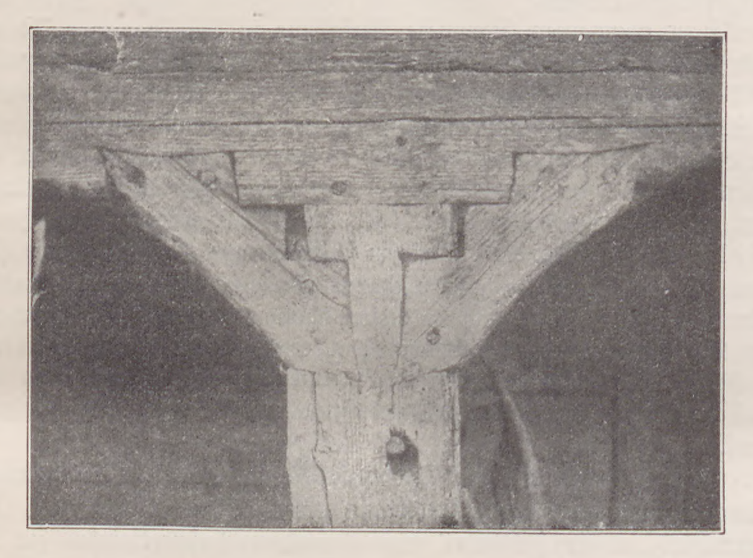


Abb. 13 Verbindung der Pfosten am Dorfmuseum. (Zu S. 44.)

Beim Blockbau sind die Fenster meist klein, da man durch Zerschneiden der Bohlen die Festigkeit der Wand nicht gefährden wollte.

Die Vereinigung von Wohnhaus und Stall unter einem Dache findet man bei größeren Bauernhöfen selten, häufiger bei kleinen Wirtschaften. Mit Vorliebe bauen die Leute für jeden Wirtschaftszweig ein besonderes Gebäude. Neben Wohnhaus, Stall und Scheune gibt es noch das Backhaus, den Keller, den Wagenschuppen, den Torf- und Holzraum.

Am häufigsten begegnete man in der Kaschubei dem Wohnhaus mit der Giebellaube. Über den Grundtypus der Häuser herrscht eine große Meinungsverschiedenheit. R. Hennig kommt in seinem Werke „Das deutsche Haus in seiner historischen Entwickelung" zu dem Schluß, daß die Häuser mit der Giebellaube durchaus identisch sind mit dem ältesten nordischen Bautypus. Zur Erklärung führt er an, daß beide Formen eine gemeinsame Entwickelung durchgemacht haben. Ursprünglich war die

ganze Vorhalle offen. Dann wird sie in Hinterpommern wie in ganz Westnorwegen in der Mitte halbiert. Es bleibt nur eine Ecke offen, in der sich die Eingangstür befindet. Die andere Hälfte wird zu einer Kammer ausgebaut. Zuletzt wird die Vorhalle im Norden wie auf dem Festlande vollständig in die Wände des Hauses hineingezogen. Aus dieser Ähnlichkeit will Hennig den nordischen Bautypus herleiten. Seiner Ansicht schloß sich auch der Kgl. Bau-Inspektor Heinrich Hacker in Marienwerder an in der Abhandlung „Über westpreußische Bauernhäuser im nordischen Typus“ (Zeitschrift des historischen Vereins für den Reg.-Bezirk Marienwerder).

A. v. Haxthausen (Ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- und Westpreußen) vertritt einen wesentlich andern Standpunkt und bezeichnet die Bauernhäuser mit der Giebellaube als rein slawischen Ursprungs. Er führt aus, daß die Bauernhäuser zwischen Stolp und Lauenburg einen von der westlichen Sitte abweichenden Bau mit Vorhalle am Giebel aufweisen und in dem nordwestlichen Teile Westpreußens weit verbreitet seien. Selbst die elendste Hütte hätte wenigstens eine Ecke des Hauses auf diese Weise offen, die auf einem Pilaren ruhe und eine kleine Halle bilde. Diesen Typus — gibt v. Haxthausen an — findet man auf der linken Weichselseite und auch in Posen häufig verbreitet, aber auch jenseits der Grenze in Russisch-Polen. Und er bezeichnet den Bau als rein slawischen Stil. Als charakteristisches Unterscheidungsmerkmal von dem nordischen Typus gibt er den zwischen Stube und Vorlaube eingeschobenen Hausflur an.

Neuerdings wendet der Provinzial-Konservator für die Baudenkmäler Westpreußens, Kgl. Kreisbauinspektor Schmid-Marienburg, dem Bauernhaus in der Kaschubei seine besondere Aufmerksamkeit zu. Er gliedert es in die Reihe der westpreußischen Haustypen ein, die eine Sonderform des fränkischen Hauses bilden. In der Zeitschrift „Die Denkmalpflege“ Jahrg. 1907 Nr. 7 führte er zum Vergleich die Abbildungen und Grundrisse einer fränkischen Form aus Stangenwalde bei Bischofswerder in der alten Landschaft Pomesanien an und eines kaschubischen Laubenhauses aus Sanddorf im Kreise Berent. Die Laube liegt bei jenem in der Längsfront, bei diesem im Giebel. Es fehlt auch bei dem Sanddorfer Hause der bei der fränkischen Anlage übliche Stall. Aber die Raumeinteilung in Flur, Stube, Kammer ist genau so gruppiert wie bei der fränkischen Hausform, wodurch die nahe Verwandtschaft begründet erscheint. —

Ausführlicher sprach sich der Provinzial-Konservator auf einer Sitzung des Vereins für kaschubische Volkskunde über das Bauernhaus in der Kaschubei aus. Er sagte etwa: Die Grundform ist immer die gleiche. Sie kehrt auch in der Weichselniederung, Pomesanien und in dem Kulmer Lande wieder. Wir können sie aber auch in Masuren,

Ermland und Samland verfolgen, und wollen wir dem Hause einen gemeinsamen Namen geben, so müßte es das „Bauernhaus des Deutsch-Ordenslandes“ lauten. Wir müssen unser Bauernhaus als eine Abart des Oberdeutschen Hauses betrachten. Es hat nur eine Feuerstelle, den Herd. Dieser gemauerte Herdraum, die sog. schwarze Küche, ist typisch für die Bauernhäuser des Deutschordenslandes. Eine Besonderheit ist der Kamin neben dem Stubenofen, der von der Stube aus benutzt wird, seinen Rauch aber zum Herdmantel entsendet. Der Zweck dieser Einrichtung ist es, die tägliche Arbeit der Hausfrau ganz auf die Stube zu beschränken. Diese Kombination von schwarzer Küche, Ofen und Kochkamin hat das kaschubische Haus mit allen andern Gruppen des Deutschordenslandes gemein. — Wollen wir also das kaschubische Haus näher definieren, so ist es die durch den Landschaftscharakter bedingte Abart des im Ordenslande allgemein verbreiteten oberdeutschen Hauses. — Dieser Ansicht schließe ich mich an und gebe eine Reihe Grundrisse und Abbildungen von Häusern in der Kaschubei.

Die Laubenhäuser verschwinden aus den Dörfern der Kaschubei immer mehr. Was ich noch gefunden habe, sind meist spärliche Überreste. Gewöhnlich sind die äußere Form und die innere Anlage gänzlich verändert. Der heutige Bauer kann sich mit der offenen Vorlaube nicht mehr befreunden. Sie entspricht auch nicht seinem Charakter. Ein Haus mit der Vorlaube gibt dem Anwesen ein behagliches Gepräge. Es ruft uns die gute alte Zeit in Erinnerung, da der Bauer nach der Tagesarbeit unter den Pfosten ausruhte, oder am Sonntage mit den Seinigen in stiller Beschaulichkeit saß. Der Bauer ist jetzt nüchterner geworden. Für „sentimentale“ Betrachtungen hat er keinen Sinn. Eine Vorlaube am Hause hält er für zwecklos. Er baut sie lieber zu der „guten Stube“ aus, wo er die vom „Magazin“ gekauften Möbel einschließt.

Es kann als sicher angenommen werden, daß die Giebellaube in der westpreußischen Kaschubei allgemein verbreitet gewesen ist. Wenigstens habe ich bis dahin kaum einen Ort gefunden, wo die Hausform nicht nachweisbar wäre.

In den Kreisen Putzig und Neustadt sind die Laubenhäuser jetzt nur selten zu finden. Im Kreise Karthaus ist namentlich im südlichen Teile die Ecklaube ziemlich häufig vertreten.

Im Berenter und Konitzer Kreise findet man noch heute neben der Ecklaube und der völlig ausgebildeten Giebellaube die Laube in der Längsseite des Hauses.

In den nachfolgenden Beispielen gebe ich einzelne Formen der Laubenhäuser wieder, als Beitrag zur Kenntnis des Bauernhauses in der Kaschubei.

Das Laubenhaus in Sanddorf im Kreise Berent (Abb. 12) hat den ursprünglichen Charakter noch am meisten bewahrt. Es liegt etwas abseits

der Dorfstraße, mitten in einem kaschubischen Bauerngarten. Sauerkirschen, wilde Birn- und Pflaumenbäume, Haselnuß-, Flieder- und Holundersträucher wuchern durcheinander. Die Laube (przeddomek oder wystawek) ist der Einfahrt zugekehrt und nimmt die ganze Breitseite des Hauses ein. Sie ruht auf vier Pfosten, die Feldsteinunterlage haben.

Das Fundament (fudamant) ist höchst primitiv. Es sind lose übereinanderliegende unbehauene Feldsteine. An den Giebelecken sind große flache Feldsteine, die die eigentlichen Träger der Schwellen (zwela, Plur. zwele) sind. Die Schurzbohlen (sztuka, Plur. sztuki) sind mit der Axt bearbeitete kernige Kiefernstämme. An den Hausecken sind sie winkelartig (wągło, Plur. wągła) eingelassen und werden durch Holznägel (tebel, Plur. teble) zusammengehalten. Auf der oberen Rähme (murłata) liegen in Abständen von 1,60 m die Querbalken (bałka, Plur. bałki), die das Dachgerüst tragen. Dieses weist eine einfache Kehlbalkenkonstruktion auf. Die Sparren (kozeł, Plur. kozłi) stützen sich auf die Querbalken und sind in der Firstlinie mit Holzzapfen (cap, Plur. capy) zusammengeblattet. Auf den Sparren sind die Latten mit Holznägeln befestigt. Darauf ruht die Strohdecke, die in üblicher Weise gelegt ist und an dem First durch Holzböcke (koziełek, Plur. koziełki) festgehalten wird. Die an den Giebeln laufenden Schal- oder Windlatten (wetrzńωk, Plur. wetrzńωki) endigen an dem First in einer Verzierung.

Durch die in der Mitte der Giebelseite befindliche Haustür (dwèrze), die 1,50 × 0,80 m groß ist, betritt man den gepflasterten Hausflur (dòm), aus dem eine Treppenleiter (drωbka) auf den Boden (na gòrą) führt, wo das Getreide aufbewahrt wird. Der Raum über dem Hausflur heißt domownik. Neben dem Hausflur liegt in seiner ganzen Breite der Rauchfang (kuchńa: Küche). Der Schornstein (komin) besteht bis zur Stubenhöhe aus Lehmpatzen. Darauf sind vier Holzpfeiler gestützt, die verjüngt zum Dachfirst laufen. Die Ständer sind mit einem Geflecht von Strohseilen verbunden und von innen und außen mit Lehm beworfen. Die neben dem Rauchfang liegende Tür verbindet den Flur mit der Wohnstube (izba). Während im Hausflur die Wände rohe Balkenflächen aufweisen, haben sie in der Wohnstube Lehmbewurf. Die Balken werden zunächst mit Kiefernruten benagelt, mit Lehm beworfen, glattgestrichen und nach dem Austrocknen mit Kalk getüncht. Zur Belebung der weißen Wandflächen wählt man mit Vorliebe einen ultramarinblauen Zierstreifen, der ringsherum unter der Zimmerdecke geht. Soweit man sich auf Angaben stützen kann, malte man oft die Wandflächen mit blauen Blumenmustern aus. Die Zimmerdecke ist rauchgeschwärzt.

Neben der Tür, in der Wand zwischen Stube und Rauchfang, ist der Kamin (kominek), neben diesem der Stubenofen (pècek) aus gebrannten Ziegeln, der aber ursprünglich aus mittelalterlichen Topfkacheln bestand und jetzt in dieser Weise rekonstruiert ist. Der Ofen wurde stets

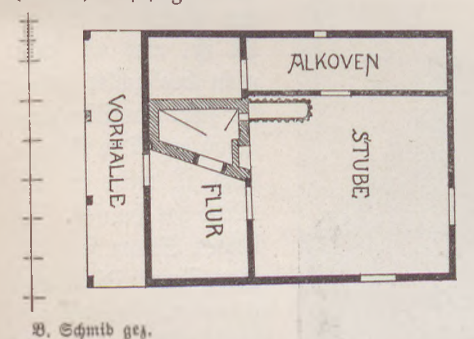
vom Rauchfang (aus der Küche) geheizt. In gewissem Sinne hält man noch heute an dieser Einrichtung fest. Man leitet die Flammen aus dem Herd in den Stubenofen, um dadurch Brennmaterial zu sparen.

Die Wohnstube hat zwei Fenster von 96 cm Breite und 73 cm Höhe. Diese etwas ungewöhnliche Form erklärt sich daraus, daß man sich bemühte, möglichst wenige der durchgehenden Balken zu zerschneiden, um die Festigkeit der Wände nicht zu gefährden. Aus dem Grunde findet man in einer Seite niemals mehr wie ein Fenster. In den Kammern begnügte man sich mit kleinen Lichtluken, die nur zwei Balken je zur Hälfte durchschnitten. Die Fensterscheiben (szyba, Plur. szybi) sind nicht verkittet, sondern in die Querhölzer eingefügt. Die Rahmen werden durch Holzzapfen festgehalten.



Abb. 14. Laubenhaus in Lippuschhütte, Kr. Berent. (Zu S. 47.)

Außer den Türangeln (zωwasa, Plur. zωwase) findet sich an dem ganzen Hause kein Eisen. Sogar das Türschloß (rəglωcz), das durch eine primitive, aber praktische Vorrichtung von außen zugeschoben werden kann, ist aus Holz. Bretter, Latten, Sparren usw. sind mit Holznägeln (teble) befestigt.

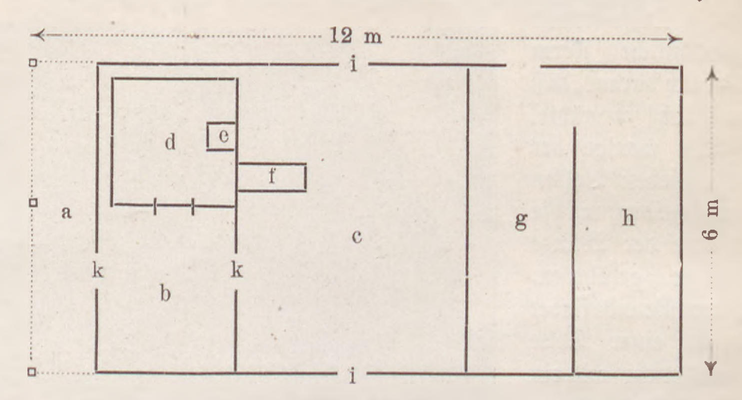


Grundriß des Laubenhauses in Sanddorf.

Die Grundform ist bei den Laubenhäusern eine einheitliche. Sie besteht aus der Laube, dem Flur mit der „Küche“, der Wohnstube und einer oder mehreren Kammern. Der Herd nimmt die Hauptstelle ein, um den sich dann die andern Räume gruppieren. Der Kamin befand sich früher stets im Hauptwohnraum, in der Stube. Später verlegte man die Feueranlage in eine Seitenkammer. Der Kamin wurde entweder zugemauert, oder es wurde eine Tür eingebaut, sodaß es den Anschein eines Schrankes hatte.

Der Grundriß des Hauses in Borsk zeigt noch beschränktere Raumverhältnisse. Es besteht nur aus dem Hausflur und der Wohnstube, die

Kammern fehlen. In die Stube hinein ragt der Ziegelofen, um den herum eine Bank geht. Der Fußboden ist bereits mit Dielen ausgelegt, die aber mit Holznägeln befestigt sind. Die Bretter sind direkt auf den Sandboden gelegt. Die Befestigung mit Holznägeln entspricht zumeist



Grundriß des Laubenhauses in Borsk Kr. Konitz.

a Laube, b Hausflur, c Stube, d Rauchfang, e Herd, f Ofen, g Kuhstall, h Schweinestall, i Fenster, k Türen.

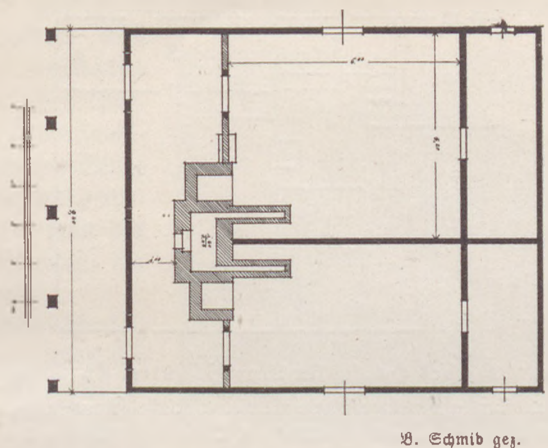
einer alten Gewohnheit, sich alles selbst anzufertigen, um auch die kleinste Ausgabe an barem Gelde zu vermeiden. Der Stall ist im entgegengesetzten Giebelende eingebaut. Diese Einrichtung findet man bei den Giebelhäusern seltener.

Etwas abweichend in der Raumeinteilung, ohne jedoch den Grundtypus zu verlieren, ist das Haus in Lesno. Es ist, was ich sonst nicht beobachtet habe, für zwei Familien eingerichtet. Der Rauchfang ist mehr in der Mitte des Hauses. Zu beiden Seiten sind die Hausflure. Die Kammern sind nicht, wie sonst üblich, an den Seiten der Wohnstuben, sondern in dem entgegengesetzten Giebel. Der Fußboden ist hier noch mit Lehm ausgelegt. Die Hausflure sind mit Steinen gepflastert. (Abb. 23.)



Abb. 15. Laubenhütte in Abbau Lesno, Kr. Konitz.

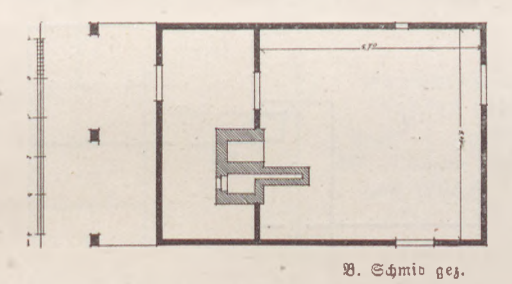
Neben diesem Haus steht noch eine Hütte mit einfacheren Formen. Außer der Laube ist nur ein Hausflur und eine Stube. Die Kammern fehlen.



B. Schmid gez.

Grundriß des Hauses in Lesno Dorf Kr. Konitz.

Das Laubenhaus in Lippuschhütte, Kr. Berent (Abb. 14) ist dem Sanddorfer ähnlich. Doch ist hier eine Ecke bereits zur Stube ausgebaut, die für den Altenteilempfänger bestimmt ist. Die Vorliebe, sich mindestens einen großen Raum zu schaffen, in dem alle Familienmit-



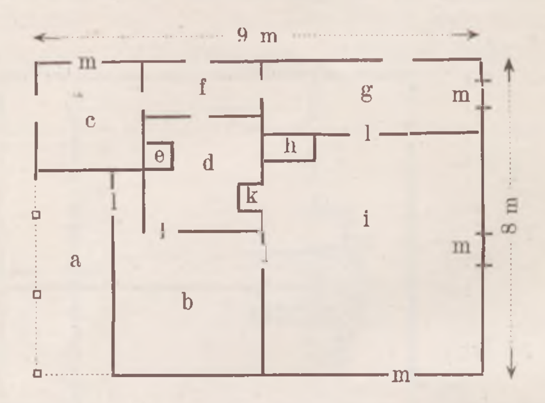
B. Schmid gez.

Grundriß eines Laubenhauses in Lesno, Kr. Konitz.

glieder sich zusammenfinden, tritt hier deutlich hervor. Das Wohnzimmer ist auch 7 m lang und 5 m breit. Überhaupt zeigt das Haus etwas größere Raumverhältnisse. Der Schornstein ist an der Grundfläche 3 × 3 m. Der Raum ist nun zur Küche ausgebaut und in Stubenhöhe verschalt. Die Zimmerhöhe ist 1,95 m, die ganze Giebelhöhe beträgt 5 m.

Über dem Türpfosten ist die Zahl 1781 eingestemmt. Es ist das Alter des Hauses. Ich möchte annehmen, daß etwa aus dieser Zeit sämtliche hier noch vorkommenden Laubenhäuser mit der ganzen Giebellaube

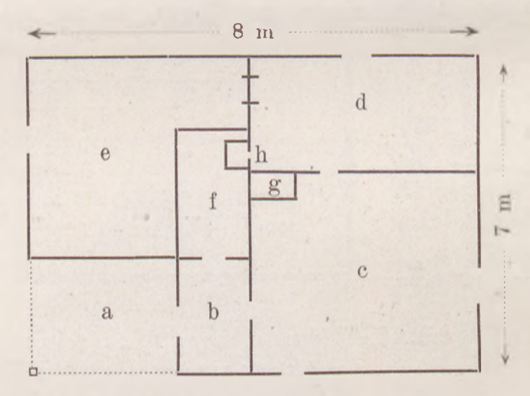
stammen. Etwas älter wird wohl nur das Sanddorfer Haus sein. Die andern scheinen mir noch jüngeren Datums.



Grundriß des Hauses in Lippuschhütte, Kr. Berent.

a Laube, b Hausflur, c neueingerichtete Stube, d Küche (Rauchfang), e Feuerstelle, f Eingang zur Küche, g alkerz (Kammer), h Ofen, i Wohnstube, k eingemauertes Spind (früher Kamin), l Türen, m Fenster.

Weit verbreitet ist die Ecklaube. (Abb. 16.) Nur die eine Hälfte des Giebels bildet eine Halle, während die andere zur Stube oder zum Stall ausgebaut ist. Die Katen tragen meist einen ärmlichen Charakter und gehören



Grundriß eines Hauses mit der Ecklaube.

a Laube, b Hausflur, c große Stube, d Kammer, e Stube, f Rauchfang, g Ofen, h Herd.

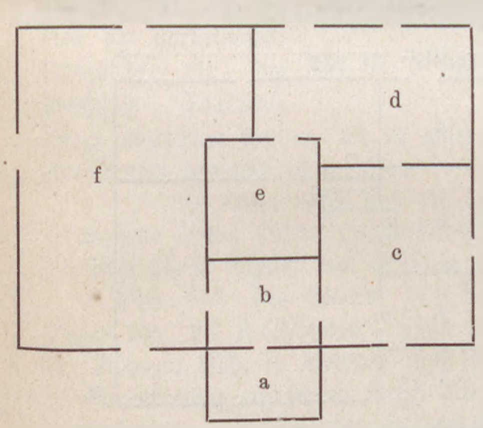
zu kleinen Kätnerwirtschaften. Der Grundriß ist bei all diesen Häusern mit wenig Abweichung der gleiche. Die Kammer d, der sog. alkerz, fehlt in vielen Wohnungen. Auch ist die Stube e nicht selten zu einem Stall ausgebaut.

Bedeutend seltener begegnet man in der Kaschubei der Laube in der Front. Ein Haus in Wirowen im Kreise Berent (Abb. 17) stellt einen solchen Typus dar. Die Laube erscheint mir jedoch erst später angebaut, obwohl der Besitzer sich einer solchen Veränderung nicht erinnern kann. Der Grundriß bestärkt mich noch mehr von der Richtigkeit meiner Annahme. Denkt man sich die Frontlaube fort und die Stube c zu einer Ecklaube ausgebaut, so hat man den genauen Grundriß der Ecklaubenhäuser.



Abb. 16. Ecklaube in Ostritz, Kr. Karthaus.

In Gurki (Abb. 18) im Kreise Konitz findet sich noch eine Abweichung. Die Frontlaube ist nicht vorgebaut, sondern sie ist in das Haus hineingelassen. Es ist eine Anlehnung an die Villenbauten Anfang des Jahrhunderts, bei denen derartige Eintrittshallen häufig sind. Auf der einen Seite ist die übliche Raumeinteilung: Stube (b), alkerz (c). Es ist



Grundriß des Laubenhauses in Wirowen.
a Laube, b Hausflur, c Wohnstube nebst d alkerz (Kammer), e Rauchfang (Küche), f große Stube.

nicht ausgeschlossen, daß das andere Giebelende bei der Anlage als Stall gedacht war und erst später zu Wohnräumen eingerichtet wurde.

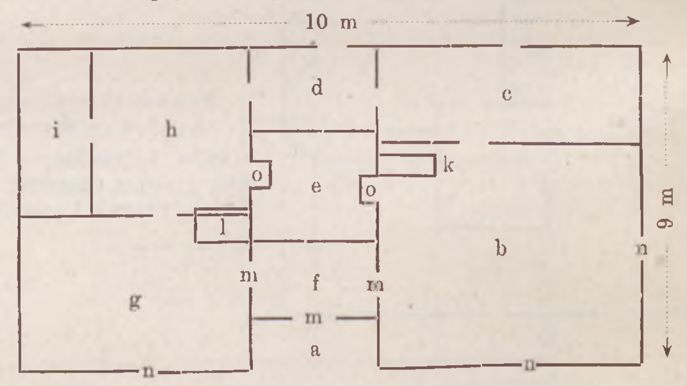
Mit dem Holzhaus und namentlich mit der Giebelhalle wird in der Kaschubei gründlich aufgeräumt. Die Überreste sind auch schon so spärlich, daß in wenigen Jahren das Laubenhaus gänzlich verschwinden wird.

Daher ist es für die Volkskunde der Kaschubei von ganz besonderer Bedeutung, daß der Provinzial-Konservator für die Kunstdenkmäler West-

preußens, Kreisbauinspektor Schmid-Marienburg, dieser Bauart seine besondere Aufmerksamkeit schenkt. Als im Jahre 1906 in Sanddorf im Kreise Berent ein Laubenhaus zum Abbruch kommen sollte, reichte er der Provinzialkommission eine Denkschrift ein, in der die Erhaltung des Bauernhauses in Sanddorf warm befürwortet wurde. Die Begründung erscheint mir so bezeichnend, daß ich einige Abschnitte hier erwähnen möchte: „Als notwendige Ergänzung aller theoretischen Erkundung muß die **praktische** Erhaltungsarbeit bezeichnet werden. Die Lebensgewohnheiten haben sich gegen früher zu sehr geändert, und mehr als bei den öffentlichen Bauten, den Kirchen und Wohnanlagen, besteht hier (bei den Bauernhäusern) die Gefahr, daß uns im Laufe weniger Jahrzehnte der wichtigste Anschauungsstoff für die Volkskunde verloren geht. Wohl bleiben die Gelehrten durch die bildlichen



Abb. 17. Frontlaube in Wirowen, Kr. Berent. (Zu S. 49.)



Grundriß des (1908 abgebrochenen) Laubenhauses in Gurki Kr. Konitz.
a Eingebaute Laube, b Wohnstube, c alkerz, d Hausflur, e Rauchfang, f Hausflur, g Stube, h Küche, i Speisekammer, k Ofen, l Doppelofen, m Türen, n Fenster, o Kamin.

Aufnahmen im Besitze der einmal gewonnenen Kenntnis, wie ihnen ja auch das alt-hellenische und das pompejanische Haus nicht fremd sind: unser Volk verliert aber allmählich den Zusammenhang mit seiner Vergangenheit und die für die Gegenwart nicht zu entbehrende Kenntnis von den Grundlagen unserer Kultur.

Daher haben sich in neuester Zeit im Verein mit den andern Arbeiten der Denkmalpflege überall Bestrebungen gezeigt, Bauernhäuser in ihrer alten Form als Schaugegenstand zu erhalten, und sie nötigenfalls in die Gärten besonderer Freilichtmuseen zu übertragen. Die skandinavischen Völker sind hier bahnbrechend vorgegangen und haben eine stattliche Anzahl alter Bauernhäuser (und auch Holzkirchen) in besondere Museumsgärten übertragen, mitsamt ihrer vollständigen inneren Einrichtung; so in Skansen bei Stockholm, in Bygdö bei Christiania und in Lyngby bei Kopenhagen. In Deutschland ist die nördlichste Grenzprovinz auf diesem Wege gefolgt und hat im Weichbild der Stadt Husum ein altes Sachsenhaus wieder aufgebaut. . . .

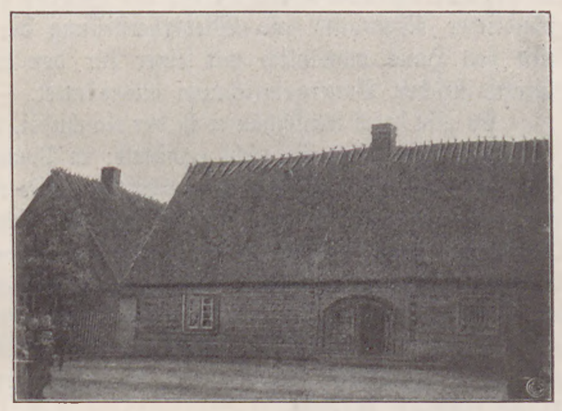


Abb. 18. Frontlaube in Gurki, Kr. Konitz. (Zu S. 49.)

. . . So hätten wir drei Wege zur Erhaltung bäuerlicher Kulturdenkmäler: die Einzelstube im Stadtmuseum, das Freilichtmuseum in der Stadt und das Museumshaus in der ursprünglichen Landschaft.

Nach diesen Vorgängen muß es als eine der vornehmsten Aufgaben für die heimische Denkmalpflege bezeichnet werden, die in unserer Provinz vorkommenden Bauernhausformen dauernd zu erhalten. . . .

. . . In erster Linie sind die Landesteile, in denen noch eine abgeschlossene ältere Kultur vorhanden ist, zu berücksichtigen und durch ein bis zwei ältere Häuser von typischer Gestalt zur Anschauung zu bringen.

Diese sind: das Werder und die ganzen Weichselniederungen bis Thorn hin; die Koschneiderei, Hela und die Kaschubei. Sodann kommt die Elbinger Höhe in Betracht und schließlich die in den übrigen Teilen in Einzelformen erhaltenen Reste alter Kultur, zu denen auch die sehr merkwürdigen Laubenhäuser in dem Städtchen Gollub zu zählen sind.

In allen Fällen ist die Erhaltung je eines vollständigen Hauses durch Ankauf seitens einer Korporation des öffentlichen Rechts zu erstreben; ob dies im Heimatdorfe oder in den Anlagen einer Stadt zu geschehen hat, muß je nach den Umständen beurteilt werden. Die Städte Thorn, Kulm, Graudenz, Marienburg, Elbing böten wohl Platz für ein Freilichtmuseum, während in Danzig es an einem geeigneten Platze bis jetzt mangelt.

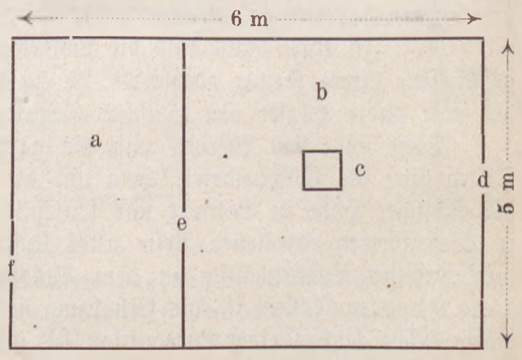
Vielleicht ist aber der Weg der Erhaltung unmittelbar an Ort und

Stelle hier gangbar. Bisher fehlte es an den wissenschaftlichen Vorarbeiten und an Männern, die sich für ein derartiges Unternehmen interessieren, den beiden wichtigsten Voraussetzungen hierfür. Die Anregung zu einem solchen Vorgehen liegt jetzt aber vor und läßt sich auch begründen. Im Kreise Berent, zu Sanddorf bei Altbukowitz, befinden sich noch mehrere Schurzbohlenhäuser, unter denen eins mit breiter Giebellaube die Merkmale besonderer Altertümlichkeit zeigt, auch in der nur wenig veränderten inneren Anlage. . . ."

Die Eingabe hatte den Erfolg, daß mir der zum Ankauf des Hauses in Sanddorf veranschlagte Betrag von 900 M. vom Herrn Minister, von der Provinz und vom Kreise Berent als Beihilfe überwiesen wurde. Nach gründlicher Reparatur und Wiederherstellung der ursprünglichen Anlage wird das Haus allmählich mit einer für den kaschubischen Volksstamm charakteristischen Bauerneinrichtung ausgestattet. —

Es gibt noch Rauchhäuser in der Kaschubei, die Zahl ist aber gering. In Westpreußen sind sie nicht ermittelt; in Pommern haben sie sich nur noch am Leba- und Garder See erhalten. Sie sind in der inneren Anlage sehr verändert, so daß sich der Urtypus schwer herausschälen läßt. Wunderbar ist es, daß sie bei ihrer primitiven Bauart im 20. Jahrhundert überhaupt bei uns existieren. Man kann es sich nur aus dem streng konservativen Sinne des kaschubischen Landmannes erklären, der Neuerungen sehr unzugänglich ist. Doch findet sich das Rauchhaus auch heute noch auf altem historischen Kulturboden, so in Italien, Spanien, Frankreich, in der Schweiz, Galizien.

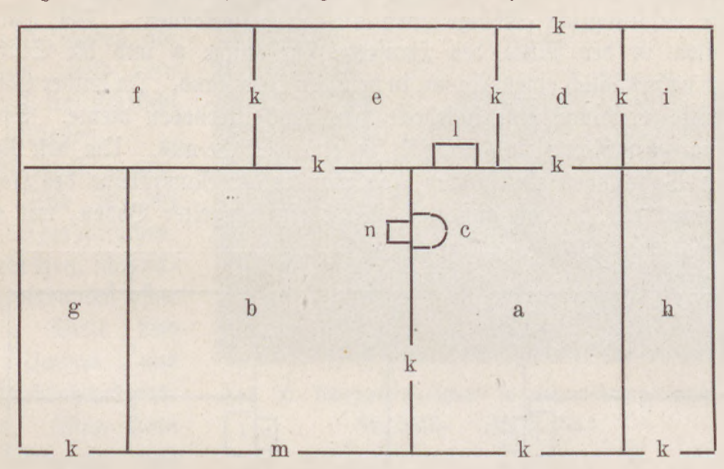
Ein Herdhaus primitivster Art fand ich in Bollenz zwischen dem Leba-See und dem Ostseestrand. Freilich wird man es nicht zu den Bauernhäusern zählen können. Es ist eine Hütte, welche den auswärtigen Fischern für längere oder kürzere Zeit im Jahre Schutzquartier bietet. Ich erwähne es hier nur, weil die ganze Anlage mehr oder weniger die Urform des Herdhauses bietet.



Grundriß des Herdhauses in Bollenz. a Vorraum, b Stube, c Herd, d Fenster, e u. f Türen.

Durch die Tür im Giebel betritt man einen Vorraum, in dem Brennmaterial, Netze und allerhand Fischereigeräte aufbewahrt werden. In der Stube b brennt in der Mitte auf einem aus Steinen aufgebauten niedrigen Herd das offene Feuer, worüber ein an einer Kette befestigter Kessel hängt. Kleine Tiegel stehen auf Dreifüßen direkt über

der Flamme. Der Raum ist dicht mit Rauch gefüllt, der nur langsam durch eine im Giebel befindliche Luke abzieht. Man wundert sich, daß hier ein Mensch auch nur kurze Zeit bleiben kann. Die Fischer hocken oder liegen in der Nähe der Feuerstelle und haben unter dem Rauch



Grundriß des einfachen Rauchhauses in Schmolsiner Klucken.
a Küche, b Stube, c Herd, d Flur, e f Kammern, g h Ställe, i Kammer für Geräte, k Türen, l Ofen, m Fenster, n Kochherd.

wenig zu leiden, denn er zieht nach oben hinauf, und der Raum um den Herd ist bis zur halben Manneshöhe gänzlich rauchfrei. Darin besteht das ganze Geheimnis, daß die Leute sich stundenlang in einer solchen Stube aufhalten können.

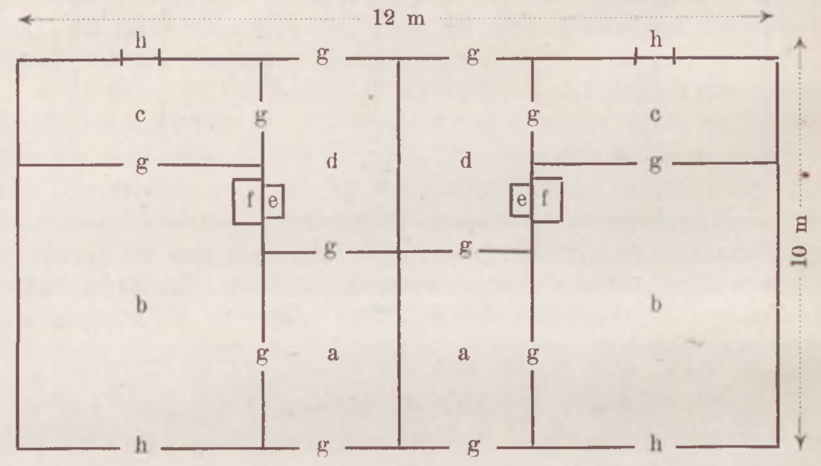


Abb. 19. Rauchhaus in Schmolsiner Klucken. (Zu S. 54.)

Auf der südlichen Seite des Lebasees, in Schmolsiner Klucken, gibt es noch zwei Rauchhäuser, die kleinen Besitzern gehören. Ebenso sind in Rowe am Garder See zwei Rauchhäuser. Doch können wir diesen Ort nicht mehr zur Kaschubei rechnen, da er schon lange germanisiert ist und sprachlich zum Niederdeutschen Gebiet gehört. Sämtliche Rauchhäuser sind Fachwerkbauten mit Lehmpatzenfüllung. Das Holzwerk ist geteert, die Wände sind geweißt. Das Dach ist aus Schilf-

rohr mit einer Strohunterlage. Die ältere Bauart verraten noch die abgedeckten Giebel — Walmdächer, die man in der nördlichen Kaschubei sehr häufig findet. Im südlichen Teil sind sie nur selten anzutreffen.

An dem einen Rauchhaus in Schmolsiner Klucken (Abb. 19) läßt sich die ursprüngliche Anlage noch am besten erkennen. Der Herd c steht etwa in der Mitte des Hauses. Die Küche a und die Stube b bildeten ursprünglich einen Raum, in dem der Herd stand. In halber Giebelhöhe hatte der Raum eine Holzdecke, der als Futterboden diente. Später teilte man den Raum und baute b zu einer Stube aus. Um den Rauch von den Wohnungen abzusperren, zog man in der Rumpfhöhe des Hauses die Zimmerdecke, so daß auf diese Weise ein doppelter Boden, mit etwa



Grundriß des Doppelrauchhauses in Schmolsiner Klucken.
a Flur, b Stuben, c Kammern, d Küche, e Herd, f Ofen, g Türen, h Fenster.

1 m Zwischenraum entstand. a wurde als Küche eingerichtet, erhielt aber keinen Doppelboden, weil der offene Herd beibehalten wurde, und der Rauch einen möglichst hohen, offenen Raum erfordert. Nach dem über dem Zimmer befindlichen Doppelboden machte man eine Tür, durch die der Rauch in den Zwischenraum geleitet wurde und durch die Luken über den Türen und Fenstern abziehen konnte. Später baute man über dem Herd einen Schornstein bis zum Doppelboden. In der Stube b baute man in die Wand nach dem Herd den Kamin n ein, den man zum Kochen benutzte. e und f sind Kammern, ebenfalls mit einem Doppelboden; g und h sind die Ställe für das Vieh.

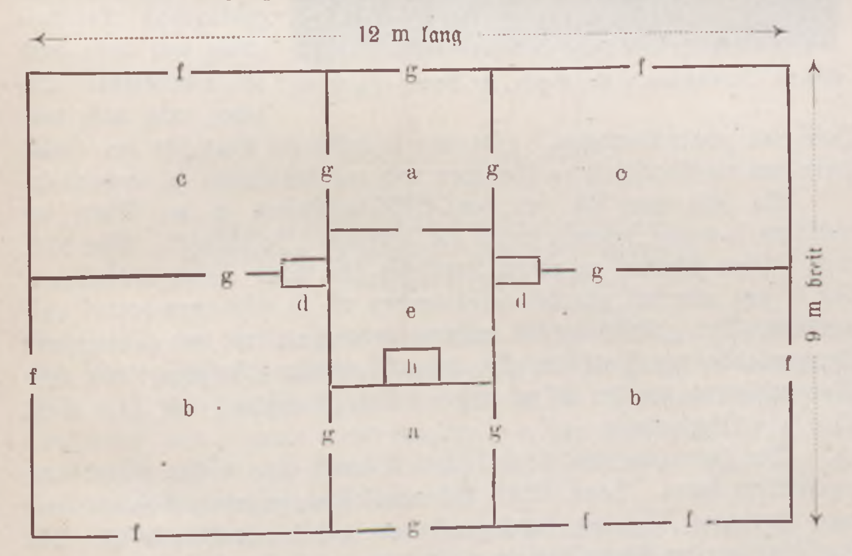
Aus Schmolsiner Klucken gebe ich den Grundriß des zweiten Rauchhauses (Abb. 20), das im eigentlichen Sinne ein Doppelhaus ist. Es wird auch von zwei Familien bewohnt. Die eine Hälfte hat aber bereits einen voll ausgebauten Schornstein. Die andere Familie hat es noch nicht soweit gebracht und kocht bei einfachem Herdfeuer.

In Rowe sind nach Mitteilung des Herrn Dr. Lorentz zwei Rauchhäuser, die in der ganzen Anlage den in Schmolsiner Klucken gleichen. Eine originelle Abart scheint das Rauchhaus in Gr. Garde gewesen zu sein (Abb. 21). Es ist aber bereits vor etwa drei Jahren abgebrochen, und ein Grundriß ließ sich nicht mehr feststellen.



Abb. 20. Doppelrauchhaus in Schmolsiner Klucken, Kr. Stolp. (Zu S. 54.)

Allgemein verbreitet sind in der Kaschubei die einfachen, strohgedeckten, schmucklosen Holzbauten ohne Laube. Viele sind durch Umbau aus dem Laubenhaus entstanden. Man kann den Übergang noch heute vielfach beobachten. Ich verweise auf das Laubenhaus in Lippuschhütte (Abb. 14), von dem die eine Laubenhälfte zur Stube umgebaut ist. Mit der Zeit dürfte auch die andere Hälfte als Zimmer eingerichtet werden. Den Eingang verlegt man dann fast regelmäßig in die Front.



Grundriß eines Bauernhauses in Funkelkau.

a Hausflur, b große Stube, c kleine Stube, d Ofen, e Schornstein, f Fenster, g Türen, h Herd.

Die Giebellaube wird fast überall eingebaut. Denn da ein Neubau unter Strohdach die polizeiliche Genehmigung nicht erhält, so sucht man das alte Haus soweit es geht zu erweitern und zu reparieren, um sich den teuren Bau unter Papp- oder Ziegeldach zu ersparen. — Eine besondere Art bilden die sog. Edelmannshäuser. Sie hatten meist denselben Grundriß und dieselbe Bauart wie die vorerwähnten Bauernhäuser ohne Laube, waren jedoch umfangreicher im Raum, und der nach der Straße liegende Hausflur war groß und diente gleichzeitig als Empfangszimmer. Vor der Eingangstür war ein quadratischer Raum, der von einem Holzgeländer oder einer Maurer umschlossen war und zu dem eine breite, mehrstufige Freitreppe emporführte. An den Seiten standen Holzbänke mit hoher Lehne. Hier pflegte sich die Familie nach getaner Arbeit oder am Sonntag zu einem beschaulichen Plauderstündchen zu versammeln. Auch begrüßte man hier den Besuch. Der einheimische Name für diesen Vorbau ist trapi = Treppe. Im Deutschen würde das Wort Beischlag den Begriff wiedergeben, doch ist es hier nicht gebräuchlich. Der Beischlag war stets nach der Straßenseite. Oft hatte man nach dem Hofe eine zweite Vortreppe. Hier war er dann ein Platz für den Gutsherrn, um die Wirtschaft zu übersehen und mit den Leuten zu verhandeln.



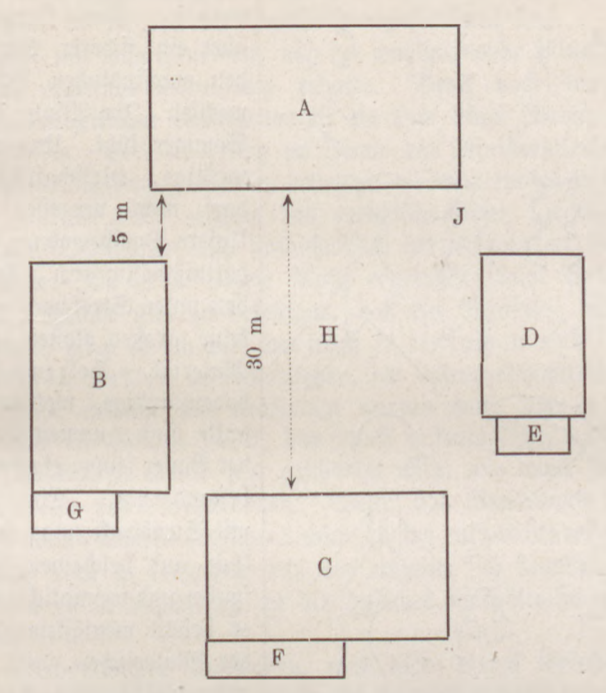
Abb. 21. Rauchhaus in Gr. Garde, Kr. Stolp. (Zu S. 55.)

So sehr man sich mit den Beischlaghäusern in der Stadt beschäftigte, so wenig Interesse fanden die ländlichen „Beischläge“. Man hielt wohl solchen Vorbau an einem Landhaus für nichts Außergewöhnliches. Da er jetzt aber fast gänzlich verschwunden ist, so wird man darauf aufmerksam. Der „Beischlag“ ist nicht zu verwechseln mit der so beliebten Treppenlaube, mit Glastüren usw., wiewohl mancher „Beischlag“ sich diese Modernisierung gefallen lassen mußte. Der „Beischlag“ war stets offen, ohne jede Überdachung.

Die Hofanlage des kaschubischen Bauern hat in der Regel eine quadratische Form. Haus, Stall, Scheune bilden besondere Gebäude, wie man überhaupt für jeden Zweck gern einen gesonderten Bau besitzt. Mit Vorliebe baut der Bauer auch an die bestehenden Gebäude an, wodurch die zahlreichen Abteile entstehen. Die einzelnen Gebäude sind möglichst gedrängt aneinander gereiht, um alles bequem bei der Hand zu haben.

Zum Schluß will ich noch die Giebelverzierung kurz erwähnen.

An dem Bauernhause in der Kaschubei finden sich nirgends Spuren von Schnitzerei, nur daß hin und wieder der Name des Besitzers oder die Jahreszahl eingestemmt wurden. Den einzigen Schmuck bildet die Giebelzier. Meist ist es ein einfaches Brett, aus dem ein Ornament geschnitten und am Haus-, Scheuen- oder Stallgiebel befestigt ist. Man hatte für die Phantasie freien Spielraum, und oft sind die wunderlichsten Figuren herausgekommen. Am häufigsten kam das Kreuz zur Anwendung, als



Lage eines kaschubischen Bauerngehöfts.
A Wohnhaus, B Viehstall, C Scheune, D Pferdestall,
E, F, G Abseiten, H Hof, J Torweg.

Wahrzeichen des christlichen Bekenntnisses. Aber auch der Halbmond ist nicht selten anzutreffen, vereinzelt auch der Reiter, der Hahn, der menschliche Kopf. In der heutigen Generation hat sich eine bewußte Deutung der Ornamente und Figuren nicht erhalten. — Hin und wieder findet man in der Giebelzier auch einen Anklang an Pferdeköpfe. Eine deutliche Ausbildung trifft man jedoch selten an.

In der Kaschubei hat das Strohdach noch eine erfreuliche Verbreitung. Es gibt eine ganze Anzahl von Dörfern, die fast ausschließlich strohgedeckte Häuser aufweisen. Und Touristen — die freilich größtenteils nicht dem Osten entstammen — sind von dem malerischen Charakter solcher

Ortschaften entzückt. Wir finden oft die Begeisterung unbegreiflich, weil wir in der Vernichtung des Strohdaches noch nicht so weit vorgeschritten sind, um den Verlust zu empfinden. Erst wenn wir Dörfer haben werden, in denen die viereckigen Holz- und Ziegelschachteln mit dem übelriechenden Teerdach vorherrschen, dann kommt sicherlich auch die Einsicht. (Abb. 76.)

Im Osten hat übrigens das Strohdach noch eine weit größere praktische Bedeutung als im Westen. Das Klima ist bei uns bedeutend rauher. Das Strohdach ist aber ein sicherer Schutz gegen den empfindlichen Witterungswechsel. Im Winter warm, im Sommer kühl. Und noch eine wichtige, wirtschaftliche Seite darf nicht vergessen werden. Unsere Dorfbewohner sind verhältnismäßig arm. Der Hausbau unter Strohdach verursacht keine großen Kosten, weil das Material — Holz und Stroh — bodenständige, wohlfeile Produkte sind, namentlich, wenn der Bauer seinen eigenen Waldbestand hat. Ein Holzhaus mit Strohdecke, mag es noch so klein und bescheiden sein, sieht sauber und freundlich aus. Und es behält wenigstens den Reiz des Malerischen, wenn es alt und baufällig wird. Ein Massivhaus verlangt schon eine weit reichere Anlage, um einen gefälligen Eindruck zu machen. Ein Neubau unter Strohdach ist gegen die baupolizeilichen Vorschriften. Mit anderen Worten: dem Strohdach ist das Urteil gesprochen. Über kurz oder lang wird es der Vergangenheit angehört haben. Und der Großvater wird seinen Enkeln erzählen, daß es eine Zeit gab, in der die Häuser mit Stroh gedeckt waren, und doch war die Feuersgefahr gering. Hansjakob hat gewiß nicht ganz Unrecht mit seiner Bemerkung: „Man kämpft in unseren Tagen so sehr gegen die ebenso praktischen als malerischen Strohdächer der Bauernhöfe wegen Feuersgefahr. Und doch brennen heutzutage weit mehr Häuser mit Ziegeldächern

Abb. 22. Koschubische Giebelverzierungen.

1—8 in Weitse, Kr. Konitz. 9 in Sanddorf. 10 in Schönheide, Kr. Berent. 11 in Glowzewitz, Kr. Konitz. 12 u. 13 in Wielle, Kr. Konitz.

nieder, als ehedem mit Stroh gedeckte. Es brennt eben nicht leicht, wo nicht angezündet wird."

Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß der Herr Minister der öffentlichen Arbeiten in einem Runderlaß an die Herrn Regierungspräsidenten vom 11. Okt. 1909 die Änderung der baupolizeilichen Vorschriften angeordnet hat. In den Teilen der Monarchie, in denen sich die Rohr- und Strohdächer erhalten haben, dürfen Gebäude mit Feuerungsanlage mit weicher Bedachung versehen werden, wenn sie 15 m von anderen Gebäuden, oder 30 m von der Nachbargrenze entfernt sind.

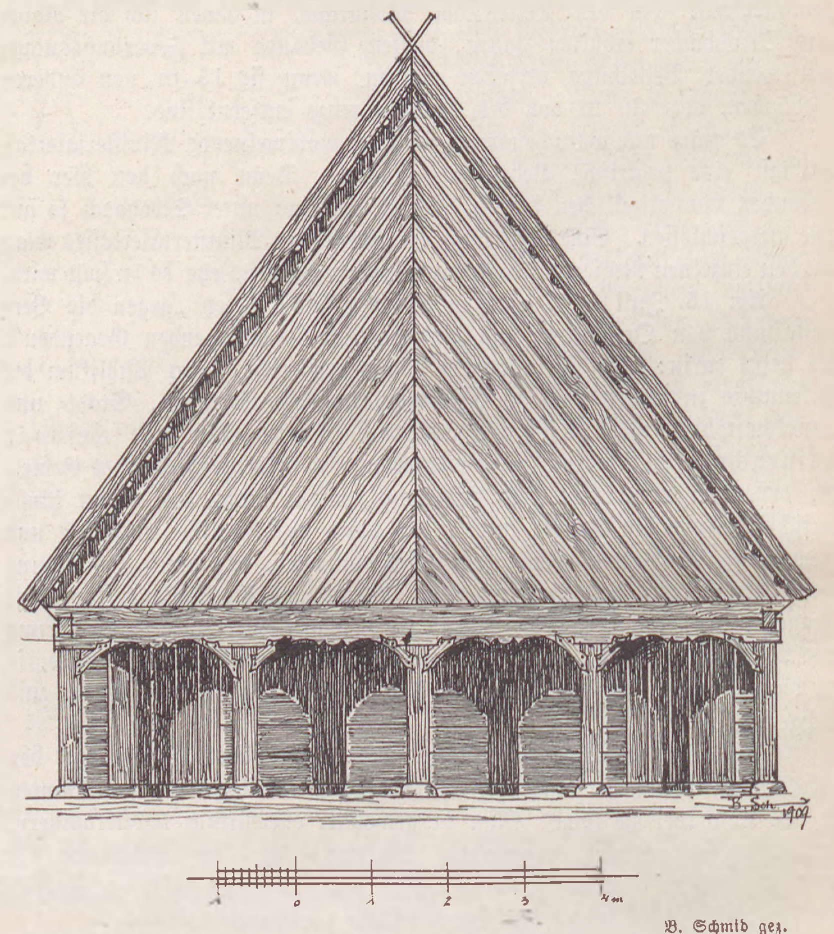
Es wäre nur wünschenswert, daß der wohlmeinende Ministerialerlaß baldigst eine praktische Bedeutung erhalte. Denn nach den hier bestehenden baupolizeilichen Vorschriften ist ein Bau unter Strohdach so gut wie ausgeschlossen. Eine Änderung im Sinne des Ministerialerlasses wäre in den einzelnen Regierungsbezirken dringend geboten, ehe es zu spät wird.

Am 15. Juli 1907 erschien das preußische Gesetz „gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden". Es heißt darin: „Es ist in hohem Maße erwünscht, beim Publikum die Erkenntnis zu wecken und zu befestigen, daß ein Straßen-, Stadt- und Landschaftsbild, möge es sich auch aus noch so einfachen und scheinbar anspruchslosen Teilen zusammensetzen, ein kulturgeschichtliches Erbteil ist, dessen Wert erkannt und gewürdigt werden muß, daß es im künstlerischem Sinne ein Ganzes bildet, das durch aufdringliche, unschöne und fremdartige Neubauten ebenso sehr geschädigt wird, wie durch Beseitigung wesentlicher Teile des Vorhandenen. Wenn das Verständnis für diese Fragen in weiteren Kreisen herrschend wird, ist bei entsprechender Belehrung und Anregung auch zu erwarten, daß der einzelne sich bemühen wird, so zu bauen, wie es in Anpassung an die örtlichen Verhältnisse natur- und sachgemäß ist".

Nun wird mancher einwenden, was hätte dieses Gesetz mit den primitiven, oft auf der untersten Stufe der Entwicklung stehenden Bauten in der Kaschubei zu tun? Man ist gewohnt, ehrwürdige Klostermauern, imposante Burgruinen, eigenartige Stadtteile usw. der Erhaltung für wert zu erachten. Aber für die strohgedeckten Holzhütten wäre es wirklich an der Zeit, daß sie von der Erdoberfläche verschwänden! —

Keine Sorge! Wenn es in dem Tempo vorwärts geht, so braucht man nicht lange zu warten, und wir haben kein ursprüngliches Bauerndorf in der Kaschubei mehr. Man mag darüber spotten, daß nur Idealisten, Maler und Dichter an den moosbedeckten Hütten Gefallen finden. Gut! Dann haben diese Bauten den Beifall wenigstens einer Menschenklasse. Die jetzigen vierkantigen Holz- oder Ziegelkasten, mit dem flachen, geteerten Pappdach, die wird selbst der nüchternste Philister schwerlich schön finden. Ich bin durchaus nicht dafür, daß der Bauer in seinem baufälligen Holzhaus weiter haust. Auch die Bedürfnisse des einfachsten Landmannes sind

heute anders gestaltet als vor 100 Jahren. Aber man zwinge ihn nicht, mit den ererbten Traditionen zu brechen. Segensreich könnte besonders für die hiesigen Verhältnisse der erwähnte Ministerial-Erlaß wirken, der der weichen Bedachung weitere Ausbreitung gewährt. Vielleicht würde dann seltener der städtische Bauunternehmer aufs Land kommen, um dem



B. Schmid gez.

Abb. 23. Laubenhaus in Lesno, Kr. Konitz. (Zu S. 46.)

emporgekommenen Bauern ein Haus mit buntfarbigem Zementdach aufzubauen, und zur großen Freude der Naiven auf dem Dache die Jahreszahl und gar den Namen des Besitzers in bunten Mustern anbringen.

Man hat mit der dörflichen Tradition des Hausbauens unter Strohdach gewaltsam gebrochen. Man hat den Bauer gleichsam aus seiner ihm lieb gewordenen Häuslichkeit verdrängt. Aber man hat nicht daran gedacht, ihm dafür etwas Besseres oder wenigstens Gleichwertiges zu geben.

Wenn man wenigstens die Gelegenheit benutzt und dem Dörfler in den staatlichen Bauten gute Vorbilder gegeben hätte. Aber o weh! Wer all die Schul- und Försterhäuser und die Stationsgebäude auf dem Lande gesehen hat, kann sicherlich nicht behaupten, daß sie aus einer „natur- und sachgemäßen Anpassung an die örtlichen Verhältnisse“ entstanden sind, wie es das Gesetz vom 15. Juli 1907 fordert. Es ist gewiß in den letzten Jahren besser geworden. Und namentlich im Kreise Karthaus sind einzelne recht geschmackvolle Schulhäuser entstanden. Das sind aber nur Aus-



Abb. 24. Forstarbeiterhaus.

nahmen. Was aber noch heute an Geschmacklosigkeit geleistet wird, sei hier im Bilde vorgeführt. Im ersten Augenblicke wird man durch den charakteristischen Stil an ein „verschwiegenes Örtchen“ erinnert. Doch bewahre. In Wirklichkeit ist es das Arbeiterhaus der Oberförsterei Buchberg. (Abb. 24.) Zur Erhöhung der äußern Reize ist es grasgrün angestrichen und mit Drahtzaun eingefaßt. Das Haus hat eine entzückende Lage zwischen hohen Buchen und Kiefernstämmen. Was ließe sich hier mit denselben Kosten Schönes und Vorbildliches schaffen. Oder glaubt man, daß es darauf nicht ankommt?

Der Bauer selbst steht heute dem Neubau seines Hauses gleichgültig gegenüber. Er hat für die jetzige Bauart kein Verständnis. Er überläßt die Ausführung dem „Unternehmer“. Die dörflichen Handwerker

haben keine guten Vorbilder. Die städtischen „Baufabrikanten“ arbeiten nach dem Rezept: „Schnell, schlecht und billig.“ Früher hatte der Bauer an dem Bau ein Interesse. Das Holz war aus seinem Walde, das Stroh von seinem Felde. Er legte selbst Hand an, die Nachbarn halfen mit. Er fühlte sich mit dem Neubau gleichsam verwachsen. Heute ist sämtliches Baumaterial von auswärts, der Baumeister aus der Stadt. Der Bauer steht fremd seiner neuen Wohnstätte von Grund auf gegenüber. Er bleibt auch in diesem Hause, das nichts von seinem Innenleben hat, fremd sein Lebtag. Ist es zu verwundern, daß er mit der Zeit fremd auf seinem Hof, fremd auf seinem Boden, fremd im Dorfe wird, daß es ihm schließlich gleichgültig wird, ob er hier oder da wohnt, daß sein Heimatgefühl ins Wanken kommt und damit auch seine Vaterlandsliebe!

4. Der Hausrat.

Der Hauptraum ist die Stube (izba). Es ist gleichzeitig Wohn-, Schlaf-, Arbeits- und Kochraum. In der Nähe der Eingangstür, an den großen Rauchfang angegliedert, steht der Ofen. Er ist jetzt bei den wohlhabenderen Bauern aus neumodischen, weißen Kacheln aufgestellt. Bei den ärmeren Familien ist er aus gebrannten Ziegeln. Vor etwa 15 bis 20 Jahren waren die Öfen aus mittelalterlichen Topfkacheln allgemein verbreitet (Abb. 25). Sie scheinen sich also hier verhältnismäßig länger erhalten zu haben, als in andern Gegenden. Die Kacheln hatten eine viereckige konkave Form. Man könnte sie mit einem Blumentopf von etwa 15 cm Breite und 10 cm Tiefe vergleichen, der an den Seiten zu einer vierkantigen Form leicht zusammengedrückt war. Entweder waren sie nur roh gebrannt, oder inwendig grün, blau, auch rot glasiert. Die Kacheln verfertigte der heimische Töpfer. Den Ofen stellte aber der Bauer meist selbst auf. Die Kacheln wurden übereinander gelegt und mit Lehm verbunden. Als Fuß diente eine Feldsteinunterlage. Die Form des Ofens war eine ovale. Er wurde aus der sog. schwarzen Küche, dem Schornstein, geheizt. Bei den jetzigen Kachelöfen und Backsteinöfen ist die Ofentür regelmäßig in der Stube. Über dem Ofen ist ein hölzernes Gerüst angebracht, worauf Brennholz und nasse Kleidungsstücke zum Trocknen gelegt werden.

Um den Ofen herum geht eine Bank, die namentlich im Winter ein begehrtes Plätzchen ist. Hier ruht mit Vorliebe der Hausvater nach getaner Arbeit und hält sein Mittagsschläfchen.

Neben dem Ofen ist der Kamin, auf dem gekocht wird (Abb. 25). Er ist in die Schornsteinwand hineingebaut und hat eine Halbkreisform. Je nach der Größe der Wirtschaft ist er 1 bis 2 m breit, 1 bis 1,50 m hoch und an 0,80 bis 1 m tief, bei etwa 0,70 m Bodenhöhe. Heute ist meist eine Ringplatte, „die Maschine“ eingebaut. Früher wurde bei

offenem Feuer auf dem Dreifuß gekocht, oder in einem eisernen Grapen, der mit drei Füßen versehen war. Die Dreifüße hatten verschiedene Formen, meist waren sie rund oder dreieckig. Daneben gab es den Rost für Fische und den Kaffeebrenner. Das Feuer brannte unter dem Dreifuß (Abb. S. 65.)

Der offene Kamin ist nahezu aus der Stube verschwunden. Man hat sich eine gesonderte Küche eingerichtet und hier eine neue Herdanlage gemacht (Abb. 27).

Einen Backofen gibt es auch heute noch in den wenigsten Häusern.

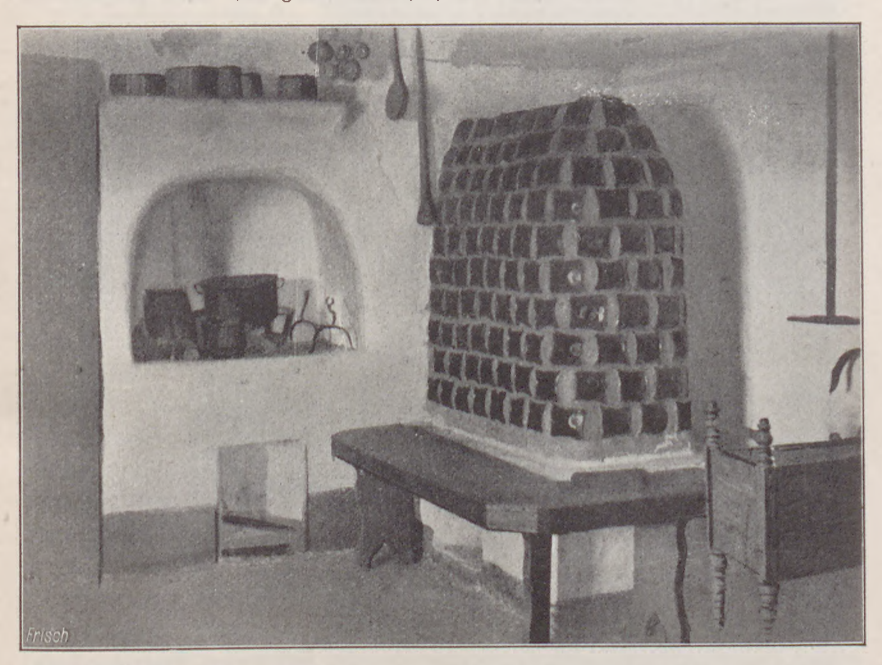


Abb. 25. Ofenecke im Dorfmuseum Sanddorf.

Er steht draußen, weit ab vom Gehöft (Abb. 28). In der Regel haben mehrere Besitzer einen Backofen, wo reihum gebacken wird. Um Brennmaterial zu sparen, backen gewöhnlich mehrere Familien an einem Tage. —

An der Eingangstür steht die Wassertonne, die oft aus einem Stück ausgehauen war. Daneben hatte der Geschirrschrank seinen Platz (Abb. 29). Der untere Teil war ein geschlossenes Spind, zur Aufnahme von Milch und Eßvorräten. Den obern Teil bildete eine offene Schüsselrem, an den Seiten mit gedrechselten Säulen verziert. Hier stand das mit bunten Blumen versehene Bauerngeschirr. In reichen Häusern fand man auch Zinnsachen. In den Querleisten steckten die Zinnlöffel. Sie kamen aber nur bei Hochzeiten und hohem Besuch in Gebrauch. Sonst

bediente man sich beim Essen der Holzlöffel. Die Schränke waren mit bunten Blumen bemalt. Da die Stuben niedrig sind und wenig Licht haben, so wählte man meist stark leuchtende Farben, um die Wirkung zu erhöhen.

An der Längswand stand unter dem Fenster die Truhe, ein viereckiger Kasten, der ebenfalls reichlich bunt bemalt war (Abb. 30). Hob man die Deckel auf, so zeigte sich auf der Innenseite der Feiertagsstaat der Frauen, als gold- und silbergestickte Hauben, bunte Kopf- und Umschlagtücher und seidene Halsschleifen, auch die gestickten Vorhemden der Männer, schwarze Halstücher. An der Seite war ein kleines Fach mit einer Klappe, die

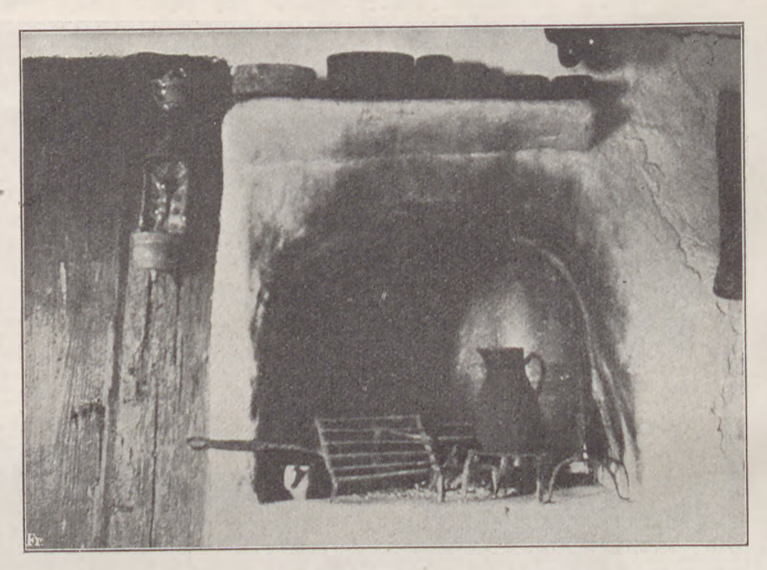


Abb. 26. Offener Kamin. (Zu S. 63.)

beim Öffnen der Truhe gehoben wurde und als Stütze des Deckels diente. Hier verwahrte man Geld und etwaige Wertsachen. In der Tiefe der Truhe lag allerhand Frauenputz, als große Umschlagtücher, bunte Schürzen, Unterröcke. Die Hemden, Tischdecken, Bettbezüge, überhaupt das Leinenzeug hatte seinen Platz im Koffer, der entweder in einer Seitenkammer oder auf dem Boden stand. Nur wenn er mit reichem Eisenbeschlag versehen war, fand man ihn in der Stube.

In der Ecke, wo die Längswand und die Giebelwand zusammenstoßen, stand der große, massive Eßtisch, oft aus Eichenholz gearbeitet. An den Wänden entlang waren Bänke mit Lehnen. Das Essen wurde in einer großen Schüssel auf den Tisch getragen. Die erwachsenen Familienmitglieder, auch etwaige Knechte und Mägde, nahmen ringsherum Platz, und alle aßen aus der gemeinsamen Schüssel. Das Frühstück wurde im Sommer um 6 Uhr und im Winter um 7 Uhr aufgetragen.

Vorher hatte man ein bis zwei Stunden gearbeitet, und der Appetit war nicht schlecht. Dafür gab es gleich ein ordentliches Futter. Frühstücksgerichte waren:

1. Mus aus Roggenmehl: Feines Roggenmehl wird in einer Holzmulde mit etwas kaltem Wasser angerührt, bis sich kleine Klümpchen bilden, die in den Grapen ins kochende Wasser getan werden und etliche Minuten kochen müssen; dann wird entweder süße Milch zugegossen, oder mit gebratenen Speckwürfeln das Gericht befettet.

2. Kartoffelmus: Große Kartoffeln werden auf dem Reibeisen zu Mus gerieben. Das überflüssige Kartoffelwasser wird abgegossen, der Brei mit Mehl tüchtig vermengt, durchgeknetet und zu haselnußgroßen Kügelchen geformt, mit kochendem Wasser beigesetzt. Werden die geriebenen Kartoffeln in einem Leinentuch fest ausgedrückt, daß kein Wasser übrigbleibt und dann zu kleinen Klümpchen ohne Mehlzusatz geformt, so ist es das sog. nackte Kartoffelmus (kulanci auch golce). Nach dem Garkochen gibt man süße Milch hinzu.

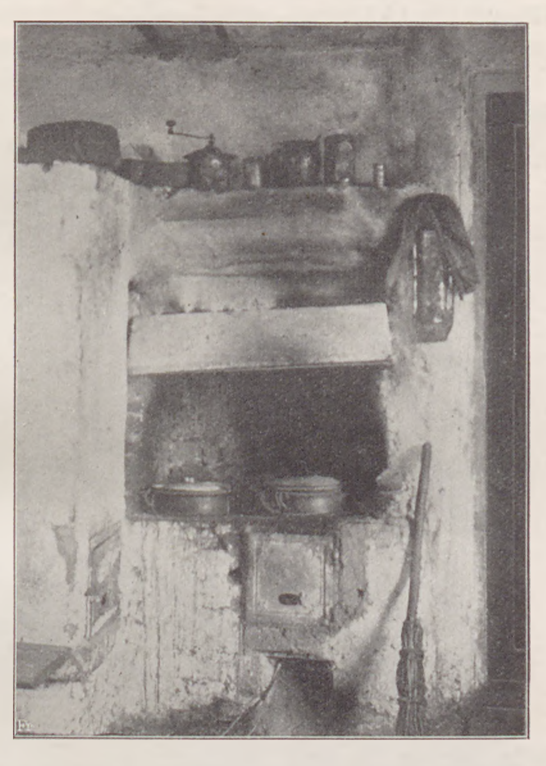


Abb. 27. Offener Kamin mit eingebauter Ringplatte. (Zu S. 63.)

3. Kartoffelklöße: Der Brei wird ebenso gemacht wie zu Kartoffelmus, nur daß etwas mehr Mehl genommen wird, damit die Masse bündiger ist. Mit einem Blechlöffel werden kleine Stücke abgenommen und in das siedende Wasser getan, worauf nach dem Garkochen durch Zusatz von Fett oder Milch das Gericht fertig gemacht wird.

4. Buchweizengrütze: Es ist ein sehr beliebtes und verbreitetes Gericht, da der Buchweizen auf dem schlechten Boden überall angebaut wird. Jeder Bauer läßt etliche Scheffel Buchweizen in der Mühle zu Grütze verarbeiten. Es gab früher in den Wind- und Wassermühlen besondere Gänge zur Grützebereitung, die jetzt zum wesentlichen Teil abgeschafft

sind. Die Grütze, grobes Korn, wurde mit Wasser unter Zusatz von süßer Milch zu einer Suppe gekocht. Oder man kochte einen dicken Brei und übergoß ihn mit zerlassener Butter, wozu man dann süße Milch oder Buttermilch als Nebenspeise aß.

5. Wruken mit Kartoffeln: Wruken (weiße Rüben) werden in dünne, vierkantige, fingerlange Stücke geschnitten, mit kochendem Wasser bebrüht und mit kaltem Wasser beigestellt. Nach etwa zwei Stunden, kurz vor dem Garwerden, werden geschälte Kartoffeln zugelegt und das Ganze gar gekocht. Zum Befetten wird Gänsehackfett verwandt, oder süße Milch.

Nach einem solchen Frühstück konnte der Knecht etliche Stunden angestrengt arbeiten, ohne vor Hunger zu ermüden. Es waren alles nahr-



Abb. 28. Brotbacken am Gemeindebackofen. (Zu S. 63.)

hafte, kräftige Speisen. Jetzt kommt man leider hier und dort von diesen einfachen Gerichten ab und ersetzt sie durch Zichorienkaffee. Die Folge davon ist, daß man nun das „zweite Frühstück", das man früher nicht kannte, einführen muß.

Das Mittagessen war nicht minder kräftig. Die Gerichte sind meist so beschaffen, daß alles zusammen in einem Grapen gekocht werden kann. Die Hausfrau spart Arbeit und Geschirr.

Da gibt es:

1. Erbsen mit Mohrrüben und Kartoffeln. Nachdem die Erbsen abgekocht und das erste Wasser abgegossen ist, werden Mohrrübenwürfel dazugetan und kurz vor dem Garwerden die Kartoffeln beigegeben. In ärmeren Familien wurde das Gericht ohne Fett gegessen, wer sich es aber leisten konnte, der legte ein Stück Speck hinein.

2. Dicke Erbsen. Die Erbsen werden mit Kartoffeln völlig zerkocht, dann zerstampft, und vor dem Auftragen wird der dicke Brei in der Schüssel mit zerlassener Butter begossen. Dazu ißt man süße Milch oder Buttermilch.

3. Graupensuppe mit Kartoffeln. Die Graupen, die früher in der Graupenstampfe in jeder Wirtschaft selbst gemacht wurden, kochte man in Wasser und Milch auf. Die Kartoffeln werden besonders gekocht, und vor dem Anrichten mit der Graupensuppe begossen.

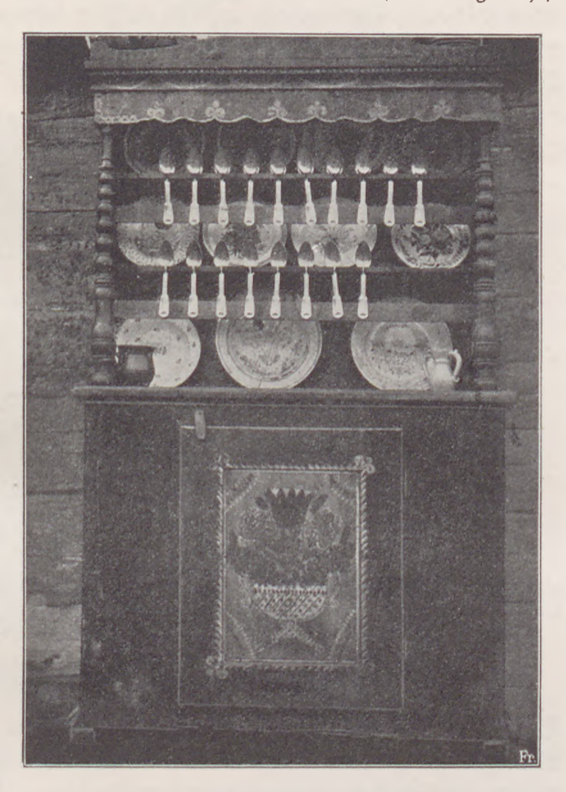


Abb. 29. Geschirrschrank. (Zu S. 63.)

4. Kartoffeln mit Suppe. Sind die Kartoffeln gar gekocht, so werden sie mit dem Durchschlag aus dem Grapen genommen. Das Kartoffelwasser wird zu einer Suppe angerichtet, je nach Bedarf mit Milch oder saurer Sahne, auch tut man vorher abgekochte trockene Pilze, Kirschen, Birnen, Äpfel usw. hinein. Gesäuert wird mit Quas (zur). In einen Topf wird Mehl getan und mit etwas Wasser angerührt, das man am warmen Ofen stehen läßt, worauf die Masse zu gären beginnt. Diese Säure ist bedeutend angenehmer als Essig und wird neuerdings selbst in feinen Herrschaftsküchen bevorzugt.

5. Kartoffeln mit gapia zupa (Krähensuppe). Das Gericht wird ähnlich zubereitet wie das vorige, nur daß die Kartoffelsuppe klar bleibt und Gänsehackfett nebst Gewürz zugesetzt wird.

6. Sauerkohl mit Graupen und dazu Kartoffeln.

7. Stampfkartoffeln mit Milch.

8. Kartoffeln mit Hering.

9. Fischgerichte[1]).

---

[1]) Siehe das Kapitel: Der Fischfang.

Zum Abendbrot gibts zum Teil die Gerichte wie zum Frühstück.

Fleisch wird verhältnismäßig wenig gegessen und meist nur bei reicheren Bauern. Aber aus der Zusammenstellung der Gerichte ersieht man, daß sie kräftig und nahrhaft sind, und man bei der Kost die schwerste Arbeit leisten kann.

Fleischgerichte versteht auch das einfache Volk nicht zuzubereiten. Alles wird mit einer Wassersuppe gekocht.

Bei ältern Schriftstellern und Forschern liest man oft, daß die Kaschuben von Heringslake und Kartoffeln lebten. Und über das Brotbacken wird gesagt: „Zum Brot nehmen sie Roggen, Gerste, Buchweizen, Hafer, Erbsen, nicht rein gemacht, sondern wie es gedroschen, samt der

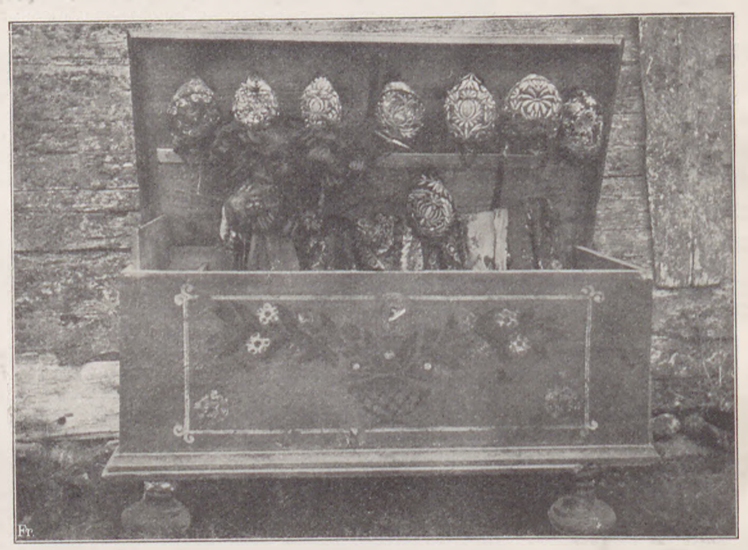


Abb. 30. Bemalte Truhe. (Zu Seite 64.)

Spreu. Alles dieses wird grob gemahlen, gesäuert und gebacken.“ (Haken.) Man kann sich dabei eines Lächelns nicht erwehren. Welchem Speilzahn müssen die Forscher in die Finger geraten sein. Haken bekennt selbst, daß er nach der Richtung hin trübe Erfahrungen gemacht hat. Er berichtet z. B. über die kaschubischen Verlobungen und Hochzeiten: „Wie die Kaschuben es mit ihrer Verlobung halten, weiß ich nicht, denn sie sind mit dem, was sie nicht schlechterdings öffentlich tun müssen, äußerst geheim, und wenn man nach ihren Gewohnheiten frägt, so fürchten sie, man wolle sie um dieselben bringen . . .“ Es ist überhaupt wenig ratsam, die Leute auszufragen. Man kann in 9 von 10 Fällen sicher sei, daß man angeführt wird. Ich habe in meiner nächsten Umgegend einen Kunden. Wenn ein Fremder ihn über seine Lebensweise ausfragen wollte, der bekäme mit der demütigsten Miene den größten Bären aufgebunden. Nur durch jahrelanges Zusammensein mit dem Volke, nur wenn man sich sein

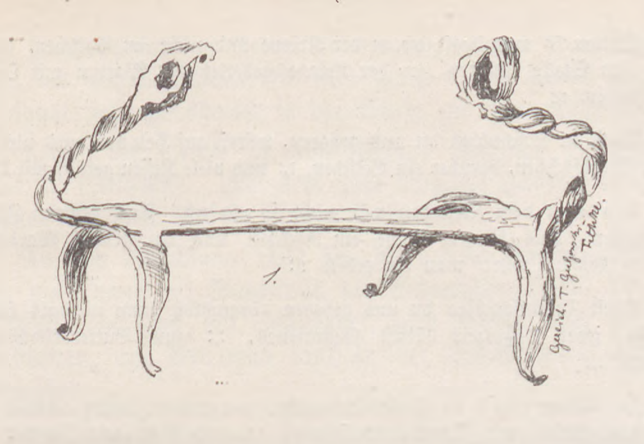




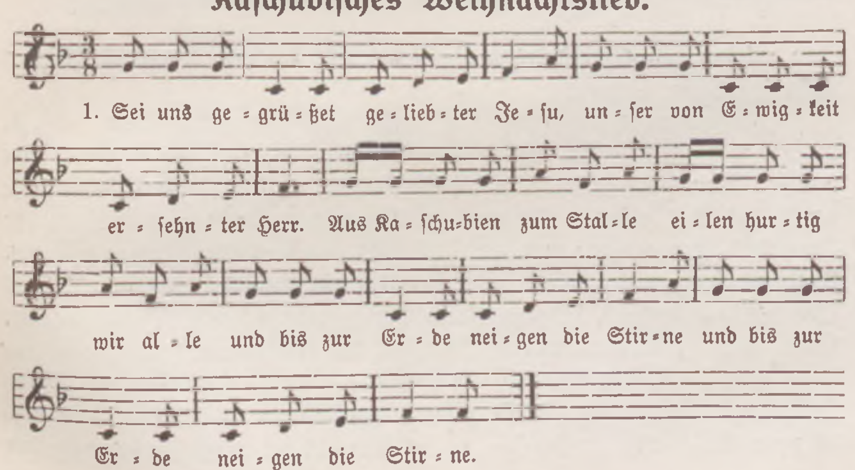
Abb. 31. Gestell zum Kaffeebrennen Abb. 32 und 33. Dreifüße. (Zu S. 63.)

Vertrauen erworben hat, gewinnt man einen richtigen Einblick in die Verhältnisse. —

Es gibt ein altes kaschubisches Weihnachtsliedchen, das uns einen Überblick über die schmackhaftesten und beliebtesten Gerichte gibt.



Kaschubisches Weihnachtslied.



2. Warum so arm liegst du in der Krippe und nicht im Bettchen, wie es dir zukommt. Im Stalle geboren, in der Krippe gebettet. :,: Warum mit Ochsen und nicht mit Herren. :,:

3. Wärst in Kaschubien du uns geboren, wärest auf Heu von uns nicht gebettet. Hättest ein Strohsäckchen, darüber ein Bettchen, :,: und viele Kissen gefüllt mit Daunen. :,:

4. Und auch dein Kleidchen wär nicht so einfach. Aus grauem Fellchen ein reiches Mützchen. Aus blauem Tuche ein Röckchen und ein grünes Warb-Jöppchen, :,: dazu ein, Netzgurt würd' man dir geben. :,:

5. Wärst in Kaschubien du uns geboren, brauchtest dann niemals Hungersnot leiden. Zu jeder Tageszeit hättest Gebratenes, :,: zum Butterbrödchen, wódki ein Gläschen. :,:

6. Zu Mittag hätt'st du Buchweizengrütze, mit gelber Butter reichlich begossen. Saftiges Gänsefleisch, mit Speck Kartoffelmus, :,: und Fleck mit Ingwer nicht zu vergessen. :,:

7. Und Wurst mit Rührei gar fett gebraten, darnach der Liebling würd' wohl geraten. Zum Trinken gäb man dir Tuchler- oder Berent-Bier. :,: Könntest dann schwelgen in den Genüssen. :,:

8. Zum Abendbrot hätt'st du schmackhafte Flinzen und zarte Würstchen mitsamt Pieroggen. Wruken mit Hammelfleisch, Erbsen mit Speck gekocht, :,: und fette Vöglein knusprig gebraten. :,:

9. Bei uns gibts Wildbrett, Jesu, in Menge. Wäre allzeit für dich wohl bereitet, ganz junge Rebhühnchen und andre Vögelchen, :,: auch fette Täubchen und Krammetsvögelchen. :,:

10. Dort hast du allzeit Mangel gelitten, hier hätt'st du alles im Überfluß. Beim Trinken und Essen, beim Spielen, Erzählen :,: wäre beim Amtmann dein Platz am Tische. :,:

11. Doch dir genügt schon der gute Wille, unsere Wünsche nimmst du als Gaben. Die Herzen zum Opfer bringen wir dem Schöpfer. :,: Verachte uns nicht, obwohl wir arm sind. :,:

Sanddorf.

Neben dem Eßtisch stehen einige bemalte, handfeste Bauernstühle mit schön geformten Lehnen.

In der entgegengesetzten Giebelecke steht das Eltern-Bett. Es ist in den wenigsten Fällen ein Himmelbett gewesen, weil ein solches einen breitern Raum einnimmt, und die Stuben waren klein. Man bevorzugte daher das Ausziehbett. Es war ein Doppelbett, bei dem zur Nacht ein Seitenteil ausgezogen und am Morgen wieder eingeschoben wurde. Auf den Brettern lag loses Stroh, darüber ein weißes Leinenlaken. Das Oberbett, mit buntem, selbstgewebtem Bezug, war dick mit Federn gestopft. Hohe, feste Federbetten waren überhaupt der Stolz einer jeden Hausfrau.

Für die Kinder diente die Schlafbank. Es ist ein äußerst praktisches Möbelstück. Am Tage ist sie zusammengestellt und sieht aus, wie eine hölzerne Sofabank mit Rücken- und Seitenlehnen. Zur Nacht wird der

Deckel hochgehoben, das Seitenteil ausgezogen, und es entsteht eine große Truhe, die als Schlafstätte für eine ganze Schar Kinder ausreicht. Die Schlafbank steht gewöhnlich in der Stube an einer Seitenwand.

Neben der Stube ist eine kleine, längliche Seitenkammer, der „alkierz“ (Alkoven). Hier steht aller mögliche Hausrat und in größeren Familien ein Bett für die älteren Geschwister.

An den Rauchfang reiht sich die dunkle Speisekammer an. Hier stehen die Tonne mit Sauerkohl, die Butterfässer (Abb. 34), ein Kasten mit Mehl, ein Sack mit Kocherbsen, hier hängen auch die geräucherten Fleischwaren, und was man sonst in der Speisekammer an Mundvorrat aufbewahrt.



Abb. 34. *Kartoffelschälende Frau am Wiegenbutterfaß.*

Zwischen der Stube und der Vorlaube, der Eingangstür, ist der Hausflur (dom). Hier stand in der Regel die Handmühle, daneben die Graupenmühle.

Die Handmühle besteht aus zwei runden übereinanderliegenden Feldsteinen, die in einem vierkantigen Holzgestell ruhen (Abb. 35). In den oberen Stein ist ein starker, hölzerner Stab eingelassen, der in einem Loch in der Zimmerdecke steckt. Der Stock dient als Handhabe, um den Stein in drehende Bewegung zu bringen. Der untere Stein liegt fest. Durch seine Mitte geht aber ein eiserner Stab, der durch eine Vorrichtung an einem Querholz, das die Füße der Handmühle verbindet, höher und niedriger gestellt werden kann. Auf diesem Eisenstab ruht mit seinem

Mittelpunkt der obere Mahlstein. Dadurch wird die Mühle reguliert, je nachdem man feinern oder gröberen Schrot haben will. In der Mitte hat der obere Stein eine Öffnung, durch die das Korn geschüttet wird. An der Seite hat die Mühle das Schüttungsloch, durch das der Schrot herauskommt. — Die Mühlen sind zum Teil von den Bauerhöfen gänzlich verschwunden.

Die Graupenstampfe ist ein ausgehöhlter Baumstamm (Abb. 36). Die getrockneten Gerstenkörner werden hineingetan, und mit dem Stampfholz (stompor) werden sie so lange bearbeitet, bis die Schalen sich lösen, und die Graupen zurückbleiben. Es war stets eine Sonnabendsnachmittagsarbeit, da es am Sonntag zum Mittagsmahl Erbsen mit Graupen gab.

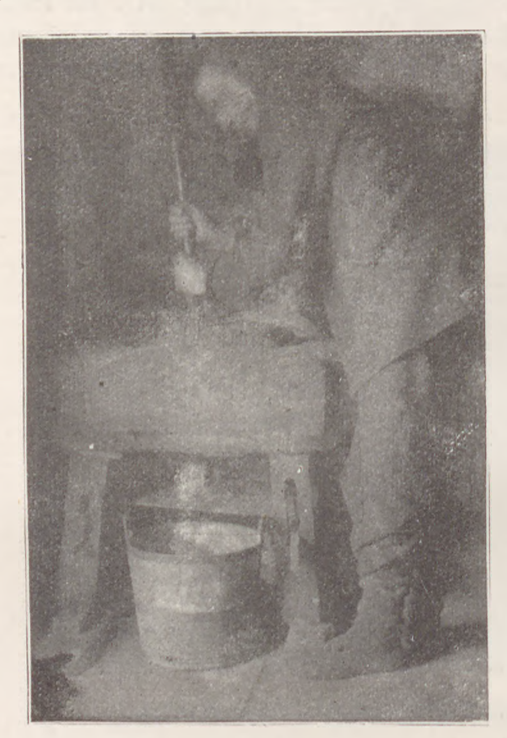


Abb. 35. Die Handmühle.

Aus dem Hausflur führt eine Treppe oder eine Leiter auf den Boden. Hier wurde das Getreide entweder frei liegend oder in mächtigen Holzfässern aufbewahrt. Es standen hier auch die Flachsgeräte, alte Truhen, Webevorrichtungen; an den Balken hingen Netze, die Männer- und Frauenkleider. Überhaupt brachte man auf dem Bodenraum das unter, was man in den unteren Räumen nicht gut verwahren konnte.

Der Hausrat des kaschubischen Bauern war nicht reich. Aber er war den Verhältnissen angepaßt. Er war praktisch und solide. Ein jedes Stück erfüllte den erwünschten Zweck. Und war die Arbeit noch so primitiv, sie hatte doch den Stempel der Eigenart. Der Bauer hatte sich den größten Teil der Sachen, die er für den täglichen Gebrauch benötigte, selbst angefertigt. Der Bauer war in gewissem Sinne ein Meister, der über eine erfreuliche Handfertigkeit verfügte. Jedenfalls war er dem heutigen Dörfler, der oft kaum einen Nagel einzuschlagen versteht, weit überlegen. In den einsamen Dörfern am Weitsee hat sich diese ursprüngliche Handfertigkeit zum Glück noch erhalten, und es gibt manchen Bauern,

der keinen Tischler, Stellmacher, Sattler usw. in seinem Hof gebraucht. Die Hobel- und die Sattlerbank gehören noch oft zum ständigen Hausinventar.

Mit dem Zurücktreten der bäuerlichen Handfertigkeit verschwindet auch die Eigenart in Haus und Hof. Mit billiger Talmi-Ware der „Bazare" stattet der Bauer seine Stuben aus. Und mit der Zeit wird er sich in der Umgebung, die nichts von seinem Wesen hat, fremd fühlen, und allmählich lösen sich auch die Fäden, die ihn an die Heimatscholle ketten.

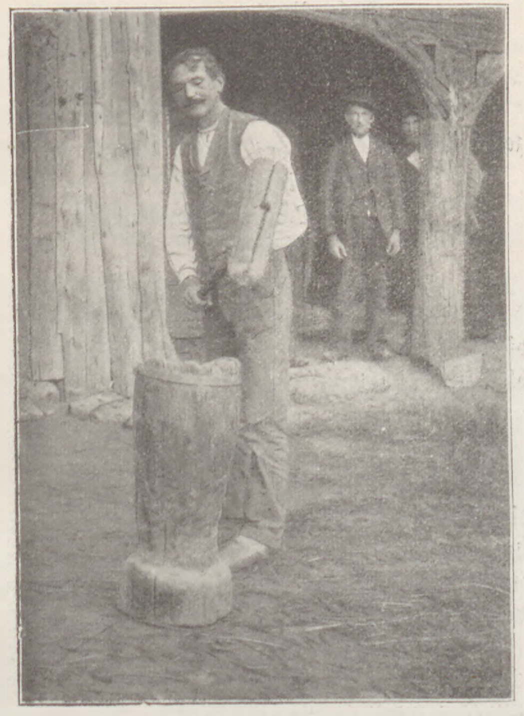


Abb. 36. Die Graupenstampfe.

5. Die Landwirtschaft.

Der Bauer gleicht einer Mauer.

Landwirtschaft und Fischerei waren in der Kaschubei eng miteinander verwachsen, in einer Gegend mehr, in der andern weniger, je nach der Güte des Bodens und dem Reichtum an Gewässern. Schon die Zahl der Seen spricht dafür. So haben nach der Zusammenstellung von Dr. Seligo: „Die Fischgewässer der Provinz Westpreußen", der Kreis Berent 195, Karthaus 194, Neustadt 32, Putzig 7, Konitz 128, Schlochau 207 Seen.

Obwohl es in den genannten Kreisen teilweise vorzüglichen Weizenboden gibt, so sind wiederum weite Strecken unfruchtbares Ödland. Nach dem Gemeindelexikon für die Provinz Westpreußen vom Jahre 1908 beträgt der durchschnittliche Grundsteuerreinertrag auf ein ha im

Kreis Berent . . . . 3,90 M.
„ Karthaus . . . . 3,29 „
„ Neustadt . . . . 3,61 „

Kreis Putzig	5,58	M.
„ Konitz	3,39	„
„ Schlochau	2,90	„

Vergleichen wir damit die rein landwirtschaftlichen Gegenden, so zeigt sich ein gewaltiger Unterschied.

Kreis Marienburg	30,90	M.
„ Danziger Niederung	26,62	„
„ Dirschau	14,85	„
„ Stuhm	15,30	„

Aber es gibt in den Kreisen Berent, Konitz, Schlochau, Karthaus viele Landgemeinden, die erheblich unter dem Durchschnitt zurückbleiben. So haben wir im

Kreis Berent	11	Landgemeinden
„ Konitz	9	„
„ Schlochau	10	„

die nicht einmal den durchschnittlichen Grundsteuerreinertrag von 1,00 M. pro ha erreichen. Und während Preußisch-Rosengart im Kreise Marienburg einen Grundsteuerreinertrag von 44,26 M. aufweist, hat die Gemeinde Woysk im Kreise Schlochau einen solchen von 0,53 M.

Das Fischerei-Gesetz vom 30. Mai 1874 hat namentlich die wirtschaftlich armen Gegenden empfindlich getroffen. Die Seen befanden sich entweder im Privatbesitz, oder sie gehörten dem Fiskus. Die Bewohner der angrenzenden Dörfer hatten aber von altersher die Berechtigung, mit der Kleppe und kleinem Gezeuge zur Tischesnotdurft zu fischen. § 5 des Fischerei-Gesetzes gab dem Eigentümer des Sees das Recht, gegen Zahlung einer Entschädigung die Gerechtsame abzulösen, „wenn von denselben (den Besitzern) nachgewiesen wird, daß die Berechtigung der Erhaltung und Verbesserung des Fischbestandes dauernd nachteilig ist und einem wirtschaftlichen Betrieb der Fischerei in den betreffenden Gewässern entgegensteht."

Das Gesetz ist gewiß für die Fischerei von großem Vorteil. Nun fragt es sich aber, ob es anderseits die volkswirtschaftlichen Nachteile überwiegt. Ziehen wir die Dörfer am Weitsee (Wdzydze-See) in den Kreisen Konitz und Berent zum Vergleich heran. Es beträgt dort der durchschnittliche Grundsteuerreinertrag pro ha in:

Sanddorf	0,86	M.
Golluhn mit Zabroddi und Kruschin	0,80	„
Weitsee mit Lippa	0,77	„
Borsk	0,70	„
Plense mit Now	0,93	„

Diese Übersicht beweist deutlich genug, daß hier nur der etwa 1500 ha große Weitsee es gewesen ist, der die erste Ansiedelung bedingte. Fischerei

und Jagd waren die Hauptbeschäftigungen der Leute. Die Landwirtschaft kam in letzter Reihe. Daraus erklärt es sich auch, daß, als im Jahre 1818 das Wasser des Weitsees und des durchfließenden Schwarzwasserflusses durch eine Schleuse gestaut wurde, um genügend Wasser für neuangelegte Rieselwiesenkomplexe zu erhalten, die Leute gegen die zeitweilige Erhöhung des Wasserspiegels, wodurch die anliegenden Wiesen und besseren Ländereien vollständig überschwemmt wurden, gar nicht protestierten. Auf die gesetzmäßige Bekanntmachung zur Anmeldung der Ersatzansprüche



Abb. 37. Gehöft am Weitsee. (Zu S. 37.)

hat sich aus sämtlichen angrenzenden Ortschaften kein einziger Mensch gemeldet, obwohl bedeutende Strecken von Wiesen und Ländereien alljährlich überschwemmt und völlig entwertet wurden. Die Leute hatten dafür kein Verständnis. Sie waren ja in der Hauptsache Fischer, und der See wurde durch die Stauung nur größer. Was wollten sie mehr! Wenn einer ihnen damals prophezeit hätte, daß ihre Fischereirechte einmal erlöschen würden, so hätten sie den Menschen für einen Dummkopf erklärt. Und nun war das Unglück da.

Im Jahre 1900 wurde die Ablösung der Fischereirechte der anliegenden Ortschaften am Weitsee auf Antrag des See-Besitzers Dr. v. Lukowicz (eines Polen) durchgeführt. Alle Berechtigten legten Einspruch dagegen ein, und es mußte daher auf gerichtlichem Wege entschieden werden.

Die Bewohner der anliegenden Dörfer hatten von alters her auf dem See gefischt. Nach Lage der Verhältnisse konnte es sich hier nicht um urkundliche Privilegien handeln, sondern um Naturrechte. Und wenn die Leute in ihrer Naivität angenommen hatten, daß sie wenigstens eine entsprechende Geldentschädigung bei der Ablösung erhalten, so wurden sie arg enttäuscht. Sie konnten ihre Rechte nicht durch schriftliche Urkunden belegen und sollten daher durch Verjährung ihre Rechte begründen. Das konnte nur durch den Nachweis geschehen, daß die Vorfahren in der Zeit von 1819 bis 1850 stets frei, offen und ungestört die Fischerei auf dem Weitsee ausgeübt haben; denn die 30 Jahre, Jahr und Tag betragende Verjährungsfrist muß vollendet gewesen sein bei Eintritt der Rechtskraft des Gesetzes vom 2. Mai 1850 betreffend die Ergänzung und Abänderung der Gemeinheits-Teilungs-Ordnung.



Abb. 38. Am Weitsee.

Nun sollte man meinen, daß dies die einfachste Sache wäre. Wenn die Leute bis in die letzten Jahrzehnte hin gefischt hatten, so werden sie es logischerweise um 1819 erst recht getan haben, weil die Fischerei ihr Haupterwerb war. Solche Beweise galten aber nicht. Es mußte durch einwandfreie Zeugen festgestellt werden, und da solch alte Leute nicht aufgetrieben werden konnten, so wurden die vermeintlichen Berechtigten mit ihren Forderungen einfach abgewiesen. Glücklich konnten sich die Bauern preisen, die von den Vorbesitzern des Weitsees dermaleinst wegen unberechtigten Fischens verklagt wurden. Denen war es noch ein Leichtes, ihre Rechte zu beweisen. Nun hatten sie etwas „Schriftliches" in der Hand, das ihnen den Anspruch wenigstens auf eine Geld-Entschädigung sicherte. Der Glücklichen waren aber nur wenige, die große Mehrheit ging leer aus. Es mag als Kuriosum angeführt werden, daß von zwei nebeneinander wohnenden Bauern, dem einen die Berechtigung zugesprochen wurde, dem andern nicht, obwohl beide und ihre Väter seit Menschengedenken gefischt hatten. Der eine hatte aber das Glück, wegen unberechtigter Fischerei angezeigt zu werden, und er konnte seine Rechte durch Verjährung nachweisen, der andere ging aber leer aus, weil unter-

dessen die alten Leute, die für einen Verjährungsnachweis in Frage kamen, gestorben waren. Die Abfindungssummen fielen übrigens sehr bescheiden aus, da nur die Sommerfischerei von 26 Wochen mit 3 wöchentlichen Mahlzeiten in Betracht kam, und das Pfund Fische mit 18 Pf. angerechnet wurde. Dabei bestand die Nahrung der Leute Sommer und Winter hauptsächlich aus Fischen. Die Ablösungssummen für die 11 Besitzer schwankten zwischen 217 bis 1800 M., die in keinem Verhältnis zu dem abgefundenen Rechte standen.

Dieser schonungslose Eingriff in das Wirtschaftsleben einer Gegend mußte von folgenschwerster Wirkung werden. Den Leuten war ihre Existenzmöglichkeit gleichsam unter den Füßen fortgezogen. Daß es zu keinen Katastrophen kam, ist nur dem friedliebenden Sinn des Fischervolkes zuzuschreiben.

Diese Ablösungsgeschichte ist zugleich ein klassisches Beispiel, wie gleichgiltig den Polen die wirtschaftliche Entwickelung der Kaschuben ist. In der Theorie zeigen sie sich wohlgesinnt, aber wo es sich um persönliche Vorteile handelt, da sind die Kaschuben für die Polen Fremdlinge.

Die Landwirtschaft allein kann die Leute nicht ernähren; dafür spricht schon der Grundsteuerreinertrag. Das haben auch die Sachverständigen in dem Ablösungsverfahren anerkannt. In dem Protokoll heißt es: „Die hier in Betracht kommende Gegend am Weitsee besteht fast ausschließlich aus dürrem Sande, auf welchem sogar die Kiefernanpflanzungen zum Teil nur mühsam gedeihen, und von denen große Flächen unbebaut und unbenutzt liegen.“ Der Boden wird als durchschnittlich sehr minderwertig und elend bezeichnet, der geringe Viehbestand wegen Futtermangels hervorgehoben. Nun sollte man meinen, daß das ein Grund zur Erhöhung der Abfindungssumme wäre. Denn wenn man einerseits die Existenzmöglichkeit erschwert, mußte man sie anderseits zu erleichtern suchen. Aber gerade der geringe Ertrag des Bodens, bei dem „die Familie des Besitzers etwa 100 Morgen allein zu bearbeiten vermag, und für weitere 80 Morgen 1 Arbeiter erforderlich ist,“ gab die Veranlassung, den Entschädigungsbetrag ganz erheblich herabzudrücken. Das volkswirtschaftliche Interesse wurde also vollständig außer acht gelassen. Anscheinend ist es der Kommission gar nicht zum Bewußtsein gekommen, welch folgenschwerer Eingriff hier in die Existenzmöglichkeit ganzer Ortschaften getan wurde, sonst wäre ein solches Verfahren unverständlich.

Die Leute mußten sich nunmehr der vernachlässigten Landwirtschaft zuwenden. Die überflüssigen Kräfte wurden im Sommer auf die Außenarbeit geschickt. Es begann die Sachsengängerei. —

Der Boden ist schlecht und unfruchtbar. Aber seine Behandlung war noch schlechter. Man muß sich wundern, daß er bei der Bestellung

überhaupt einen Ertrag hervorbrachte. Alle sieben Jahre wurde eine schwache Fichtennadeldüngung vorgenommen. Man war noch der Meinung, daß eine öftere Düngung einen ungünstigen Einfluß auf das Wachstum der Kornfrucht ausübe und namentlich in trockenen Jahren das Verdorren der Pflanzen begünstige. Das wenige Stroh, das man erntete, verbrauchte man als Viehfutter und zum Stopfen des Strohsackes für die Bettunterlage.

Mit einem primitiven Holzpflug wurde der magere Boden auf etwa 10 cm Tiefe aufgerissen, das Korn ausgestreut und mit einer Egge, an



Abb. 39. Bei der Feldarbeit.

der sich tatsächlich kein Gramm Eisen befand, zugescharrt. Noch bequemer machte man es sich im Herbste. Da wurde der Roggen auf die Kartoffelreihen gestreut und beim Ausnehmen der Knollen zugedeckt. So ersparte man sich das Pflügen und oft auch das Eggen, denn mit einem Kiefernstrauch wurde die Fläche geebnet. Diese Methode der Herbstbestellung hat sich sogar bis auf die Gegenwart erhalten, und es läßt sich eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Der Roggen liebt einen gut abgelagerten Boden. Durch das Aufwühlen der Erde beim Kartoffelausnehmen und durch das nochmalige Pflügen würde der an und für sich lose Sand zu sehr gelockert werden. Ein trockener Wind würde den Sand samt der Saat auf das Nachbargrundstück davontragen. Und so könnte es manchem ergehen, wie jenem Bauer, der Stoppelrüben gesät und Buch-

weizen geerntet hatte. Das Korn kommt allerdings etwas tief in den Boden. Was bei schwerem Boden als Nachteil gilt, kann hier aus dem angeführten Grunde ein Vorteil sein.

Die Fruchtfolge ist eine sehr einfache. Nach einer schwachen Düngung werden Kartoffeln gepflanzt, dann folgen vier Mal Roggen auf Roggen, zuletzt Buchweizen und im siebenten Jahre endlich wieder Düngung mit Kartoffelbau. Gründüngung und künstliche Düngemittel waren völlig unbekannt. Bei solcher Bodenkultur mußten die Erträge natürlich äußerst bescheidene sein. Aber man war leicht zufrieden zu stellen. Mehr als das zweite, höchstens dritte Korn wurde nicht erwartet.

So hatte ein Bauer auf 600 Morgen Land 1 Pferd, 6 Stück Rindvieh, 4 Schweine, 10 Schafe, 40 Gänse, und für das wenige Vieh war nicht Futter genug. Er säte 35 Scheffel Roggen, 3 Scheffel Buchweizen, und pflanzte 50 Scheffel Kartoffeln, die die zweite bis dritte Frucht brachten.

Der Boden ist jedoch sehr wohl verbesserungsfähig. Es lassen sich weit größere Erträge erzielen. Als die Leute nach der Ablösung vollständig auf den Erwerb aus dem Acker angewiesen wurden, suchte ich die Bauern meines Dorfes in die Geheimnisse einer intensiven Landwirtschaft mit Gründüngung und künstlichen Düngemitteln einzuweihen. Doch ich erlebte ein arges Fiasko. Sie verstanden mich meist falsch und machten alles verkehrt. Meine Ratschläge kamen in Mißkredit. Da kaufte ich mir ein Stück Land. Fünfzehn Morgen, die im Zusammenhang liegen, bildeten nun das Versuchsfeld. Ich habe für den Acker mit voller Ernte 60 Mark pro Morgen gezahlt. Hatte auch im ersten Jahre von 7 Scheffeln Roggenaussaat einen Ertrag von insgesamt 5 Scheffeln.

Nach vier Jahren wurde auf dem Boden bereits folgende Ernte erzielt:

35	Zentner	Roggen inkl. Stroh	à 10 M.	= 350 M.
180	„	Kartoffeln	à 2 M.	= 360 M.
2	„	Gemenge	à 9 M.	= 18 M.
		Grünfutter		= 10 M.
				738 M.

Der einjährige Brutto-Ertrag deckte also fast die Erwerbskosten. Und dabei ist der Boden noch bei weitem nicht in vollster Kultur. Ich hatte mit teilweiser Gründüngung und mit künstlichen Düngemitteln gearbeitet. Das Beispiel wirkte mehr als die längsten Reden und Ermahnungen. Der vorerwähnte Besitzer auf den 600 Morgen Acker hat heute drei Pferde und 12 Stück Rindvieh.

Ähnliche Verhältnisse traten auf den andern Bauernhöfen ein. Nun sahen aber die Bauern auch ein, welchen Fehler ihre Vorfahren gemacht hatten, als sie gegen die Erhöhung des Wasserstandes im Weitsee durch den Bau der Schleuse nicht protestierten. Jetzt könnten die Leute die

Wiesen sehr gut gebrauchen, jetzt würden sie sie auch in Ordnung bringen, aber alljährlich tritt das Wasser heraus, überschwemmt sie und macht sie wertlos. —

Der größere Bauer kann mit seiner Familie allein das Land nicht bearbeiten. Er muß sich einen Instmann halten. Die Arbeiterwohnungen stehen aber meist leer, denn das „Deputat", das der Bauer gewährt, ist für die heutigen Verhältnisse selbst für einen genügsamen Kaschuben zu klein. Es beträgt:

1. Wohnung und Stall, wofür aber jährlich 8 bis 12 Taler in bar an den Besitzer zu zahlen sind.
2. Freie Sommer-Weide für eine Kuh, freie Streu und freies Brennholz, das sich der Arbeiter aus dem Walde des Besitzers holen darf.
3. Der Besitzer hat den Dünger von der Kuh und evt. von den Schweinen auf sein Land auszufahren und für 2 Saaten, Kartoffeln und Roggen, zu bearbeiten.
4. Der Arbeiter muß mit Frau und Kindern auf Wunsch für den Bauern unentgeltlich jederzeit arbeiten. Nach der Roggen- und Kartoffelernte darf der Arbeiter je 4 Wochen auf Außenarbeit gehen. Die Frau und die Kinder müssen aber beim Bauern helfen.

Unter diesen Bedingungen war es dem Bauer wohl leicht, einen Arbeiter zu bekommen, als er noch die Fischereigerechtigkeit besaß, und der Arbeiter nach Belieben für seinen eigenen Bedarf fischen konnte. Jetzt aber geht der Arbeiter lieber im Sommer mit den Kindern auf Außenarbeit, verdient erheblich mehr und ist ein freier Mann.

Auf den größeren Gütern wurden die Arbeiter besser entlohnt. Die Lohnverhältnisse waren hier so eingerichtet, daß der Gutsherr möglichst wenig Naturalien gab und nur ein geringes Bargeld zahlte. Die Instleute hatten eine selbständige Wirtschaft mit zwei bis vier Kühen. Mancher hielt sich sogar ein Pferd.

Vom Gutsherrn erhielten sie freie Wohnung, Feuerung und Waldstreu. Das Holz mußten sie sich aus dem Walde selbst holen. Sie durften die trockenen Äste und Zweige mit dem Boßhaken (bosok) von den Bäumen abbrechen. Waldmoos und Nadeln konnten sie nach Bedarf zur Streu abfahren. Der daraus gemachte Dünger blieb auf dem Gutsland, denn die Leute erhielten auf zwei Saaten (Kartoffeln und Roggen) soviel Land, wie sie nur wollten. Sie mußten es aber selbst bearbeiten. War der Instmann fleißig und umsichtig, so konnte er es zu einer gewissen Wohlhabenheit bringen.

Der Instmann war verpflichtet, dem Gutsherrn täglich zwei Personen zur Arbeit zu stellen. Hatte er selbst keine erwachsenen Kinder, so mußte er sich ein Mädchen oder einen Jungen mieten. In der Ernte war die Ehefrau verpflichtet, nachmittags zur Arbeit zu gehen.

Im Sommer — vom 1. April bis Allerheiligen, 1. November, — betrug der Tagelohn 40 Pf., in den Wintermonaten 25 Pf. Das war allerdings ein bescheidener Barverdienst, aber die Haupteinnahme hatte der Instmann aus seiner selbständigen Wirtschaft. Die Arbeitszeit galt von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Hatte der Instmann mehrere erwachsene Kinder, so war er berechtigt, sie gegen den üblichen Lohnsatz zur Arbeit zu schicken, war aber dazu nicht verpflichtet, so daß er seine Kinder auch auf auswärtigen Verdienst geben konnte.

Im Winter mußten die Männer das Korn ausdreschen. Solange es keine Maschinen gab, taten sie es mit dem Dreschflegel. Es war

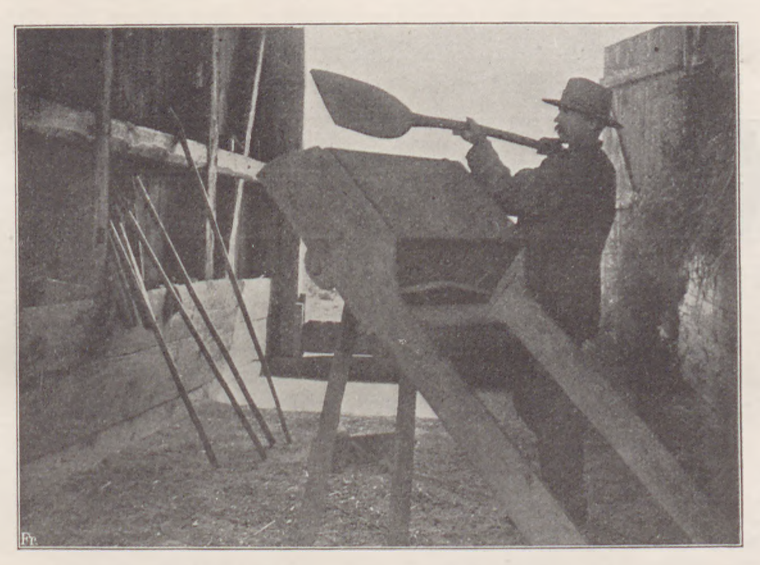


Abb 40. Das Reinigen des Roggens auf der Handharfe.

Akkordarbeit auf den 10. Scheffel, d. h. 10 Scheffel erhielt der Gutsherr, und der elfte Scheffel gehörte den Arbeitern. Zum Reinigen des Kornes hatte man nur eine einfache Handharfe (Abb. 40). Maschinen kannte man nicht. Selbst der Häcksel für das Vieh wurde auf einer Handlade geschnitten (Abb. 41).

Die Barauszahlung des verdienten Lohnes erfolgte einmal im Jahre, zum Fest Mariä Verkündigung, am 25. März. Die Buchführung über die Zahl der Arbeitstage war eine sehr einfache, die jedermann selbst besorgte. Am Abend gingen die Arbeiter vor das Gutshaus, und ein jeder erhielt eine Quittungsmarke, die für einen bezw. ½ Tag galt. In gewissen Zwischenräumen, oder wenn die Quittungsmarken verbraucht waren, erhielten die Leute den Auftrag, die Marken beim Gutsherrn oder bei dem Inspektor einzutauschen und die „Karby“ mitzubringen. Ein jeder

Arbeiter hatte zwei, etwa 20 cm lange, vierkantige Stäbchen (Karby), auf denen sein Name eingeschnitten war.

	Schultka	Inspektor

	Schultka	Arbeiter

Eines der Stäbchen hatte der Inspektor, das andere der Arbeiter in Verwahrung. Wenn nun die Leute mit den „Karby" kamen, so legte der Inspektor die zwei entsprechenden Stäbchen dicht aneinander

V V	Schultka	Inspektor
Λ Λ	Schultka	Arbeiter

und schnitt für je 10 Marken eine Kerbe in Form einer römischen Zehn ein, so daß die eine Hälfte auf dem einen Stäbchen, die andere Hälfte auf dem zweiten war. Arbeiter und Gutsherr hatten also stets eine gegenseitige Kontrolle des Verdienstes in der Hand. Am Schlusse des Jahres wurden die „Karby" gegen Bargeld eingelöst. (Gr. Chelm.)

Das Verhältnis des Gutsherrn zum Instmann hatte früher eine viel gesundere Grundlage. Beide Parteien standen sich besser als heute. Der Gutsherr hatte gegen ein geringes Barentgeld stets die erforderliche Anzahl Arbeiter zur Verfügung. Häuften sich die Arbeiten, wie z. B. in der Ernte, so mußten Frauen und Kinder helfend eingreifen. Im Winter, wenn in der Landwirtschaft weniger zu tun ist, brauchte der Gutsherr die Leute nicht zu entlassen. Sie fanden reichliche Beschäftigung in ihrem eigenen Hause. Sie hatten Zeit, ihre Wirtschaft zu versehen, sich mit Holz für den Sommer einzusorgen usw.

Der Gutsherr hatte von seinen Instleuten auch noch den Vorteil, daß sie ihm die schlechten Ländereien, die sonst brach liegen würden, in Kultur hielten. Denn den besten Acker wies er ihnen ja nicht zu. — Aber auch die Arbeiter standen sich gut. Vor allem waren sie selbständig und hatten die Möglichkeit, sich emporzuarbeiten. Sie waren mit dem Gute gleichsam verwachsen, und es kam nur selten vor, daß ein Arbeiter seine Stelle verließ. Der Gutsherr hatte auch nicht zu befürchten, daß der Arbeiter ihm, wie es heute vielfach geschieht, einfach den Spaten vor die Füße warf, seinen Lohn forderte und losging. Früher bedeutete das Verlassen der alten Stelle die Auflösung der ganzen Wirtschaft. Und da überlegte man sich einen solchen Schritt gründlich.

Der Gutsherr kannte keine Leutenot. Er setzte auch die Lohnsätze selbst fest, heute tun es die Arbeiter. Allmählich tritt wohl ein Umschwung ein. Man sucht zu den alten Verhältnissen zurückzukehren und gibt dem Instmann ein Stück Land zu seiner eignen Verfügung, um ihn dadurch seßhafter zu machen. Das ist der Weg, der zur Gesundung der landwirtschaftlichen Verhältnisse führen kann.

Für diese Landstriche, in denen die Ackerwirtschaft alle Arbeitskräfte nicht voll und ganz während des ganzen Jahres ausnutzen kann, und namentlich im Winter ein großer Überschuß an gesunder Volkskraft brachliegen muß, wäre die Schaffung eines Nebenerwerbs, gleichsam als



Abb. 41. An der Häcksellade. (Zu Seite 81.)

Ersatz für den Verlust der Fischereigerechtsame, dringend erforderlich. Und ich kann mir da nichts Geeigneteres denken, als die Wiederbelebung des alten, vernachlässigten Hausfleißes[1]). Ich habe mit einem solchen Versuch in Sanddorf die günstigsten Resultate erzielt, und sehe mit Genugtuung, wie sich der Wohlstand des Dorfes von Jahr zu Jahr hebt.

Hat man den Fischer-Bauer zur Landwirtschaft zurückgedrängt, so hätte man ihm die Möglichkeit geben sollen, sich auch auf seiner Scholle ernähren zu können.

Der Mangel an Wiesen ist auch der Grund, weshalb sich die Landwirtschaft in den benachbarten Dörfern des Weitsees nur schwer entwickelt. So hat noch heute ein Bauer von 730 Morgen Acker, 2 Pferde

---

[1]) Siehe das Kapitel: Hausfleiß.

und 6 Stück Rindvieh. Er sät 40 Scheffel Roggen, pflanzt 60 Scheffel Kartoffeln und erntet das Doppelte.

Die andern Ortschaften am Weitsee bleiben aber in der Entwicklung zurück, und die Leute haben mit der Not schwer zu kämpfen.

Ich behandle die Verhältnisse am Weitsee absichtlich eingehender. Sie sind für alle Ortschaften an den größeren Seen in der Kaschubei mehr oder weniger charakteristisch. Übrigens umfassen die Dörfer am Weitsee ein Feldmark-Areal von etwa 8000 Hektar und sind daher der Beachtung wert.

An den Seen, die günstigere Bodenverhältnisse haben, war die Ablösung der Fischereigerechtigkeit auch nicht von einer so einschneidenden Bedeutung, da die Fischerei nur als Nebenerwerb galt. Die Ablösung war für die betreffenden Berechtigten wohl gar ein Vorteil, da sie durch Ausübung der Fischerei nur ihre Landwirtschaft vernachlässigten. Es wäre aber wünschenswert, daß man stets die wirtschaftlichen Verhältnisse berücksichtigte. Erweist sich die Ablösung als unvermeidlich, so müßte die Höhe der Entschädigung wenigstens annähernd die erlittenen Verluste ausgleichen.

Was die Ortschaften an dem im Kreise Berent gelegenen Weitseeteil vor zehn Jahren erlitten haben, das haben kürzlich (1909) die Besitzer des im Kreise Konitz gelegenen Weitsees erfahren müssen. Der Fiskus, der jetzt Besitzer des ganzen Sees ist, hat auch hier die Ablösung der Gerechtsame durchgeführt. Es ist aber den Berechtigten eine angemessenere Entschädigung gewährt worden, so daß sie mit Hilfe des Geldes sich wirtschaftlich wohl schneller werden erholen können. —

Eine sehr hohe Belastung des kleinbäuerlichen Grundbesitzes erfolgt durch das Altenteil (deputot). Der älteste Sohn erbt in der Regel den Hof, die andern Geschwister werden mit Geld abgefunden. Die Eltern setzen sich ein Leibgedinge aus. Es besteht in freier Wohnung, Feuerung, einem Stück Gartenland und der Schüttung. Der kaschubische Bauer zieht sich mit Vorliebe, sobald es nur angängig ist, zur Ruhe. Gewöhnlich ist er nicht viel über die Fünfzig hinaus. Die Frau hat selten ein höheres Alter. Ein Altenteil zieht sich daher sehr oft über 20 bis 25 Jahre hindurch. Es kommt nicht selten vor, daß die Frau nach dem Ableben des Mannes auf dem Altenteil nochmals heiratet. Mit Recht wird daher das Leibgedinge als eine drückende Last angesehen. Und zwischen den Altsitzern und dem Bauer gibt es selten Frieden. Prozesse sind an der Tagesordnung, denn bei der Herausgabe der Naturalien findet sich nur zu oft Gelegenheit zu Meinungsverschiedenheiten. Bei der Übergabe des Hofes wird es meistens angenommen, daß die „Alten" beim Grundstücke bleiben, an einem Tische essen, in der Wirtschaft helfen, und das Leibgedinge nicht zur Ausgabe gelangt. Aber wenn die Schwiegertochter, oder der Schwiegersohn ins Haus kommen, so gibt es in den seltensten Fällen Frieden. Die Eltern sondern sich ab, führen ihren eigenen Haushalt und

das Grundstück muß eine Familie ernähren, ohne Vorteile von ihr zu haben. Dieser Zustand ist mit den Jahren unerträglich.

Es sei hier ein Leibgedinge aus der jüngsten Zeit (29. Juli 1909) angeführt. Es ist noch verhältnismäßig niedrig veranschlagt. Das Grundstück ist 240 Morgen groß, mit einem Grundsteuerwert von 5,50 M. und 4,00 M. Gebäudesteuer. Im vorliegenden Falle übernimmt die Stieftochter des Bauern das Grundstück. Neben einer Barauszahlung von 10 472,32 M. (der Wert des Grundstückes ist etwa 16 000 M.) verpflichtet sich Käuferin den Verkäufern bis an deren Lebensende nachstehendes Altenteil zu gewähren, beziehungsweise zu liefern:

1. Freie Wohnung in den beiden vom Hofe zur linken Hand belegenen Stuben, sowie freie Mitbenutzung des Hausflurs und freie Benutzung des über den beiden Stuben befindlichen Bodenraums.

2. Freie Benutzung der beiden ersten nach Westen zu belegenen Ställe.

3. Freie Benutzung des dritten Teils des im Hofraum befindlichen Kartoffelkellers.

4. Freies Umhergehen für die Altsitzer und deren Kinder auf dem ganzen Grundstücke.

5. Freies Umhergehen für 5 — fünf — Hühner und deren Zuzucht auf dem Hof.

6. Eine eiserne Kuh nebst freier Sommerweide und Winterfütterung. Die Altenteilskuh muß zusammen mit den Kühen der Käuferin gehütet werden. Solange die Altenteilskuh trocken steht, muß Käuferin den Altsitzern täglich ein Liter frische süße Milch liefern. Die Zuzucht gehört den Altsitzern.

7. Freie Sommerweide für zwei Schafe nebst Zuzucht, sowie freies Winterfutter für zwei Mutterschafe.

8. Freie Sommerweide für eine Gans nebst Zuzucht. Sollte Käuferin keine Gänse halten, so fällt die Verpflichtung fort.

9. Freies Wasserschöpfen aus dem Brunnen.

10. Freie Benutzung von 3 — drei — Morgen Ackerland an dem J . . T . . .'schen Feldwege und zwar in der Mitte des Landes. Den von den Altsitzern produzierten Dünger muß Käuferin auf die 3 — drei — Morgen Ackerland alljährlich nach landwirtschaftlichen Prinzipien bearbeiten.

11. Freie Benutzung von zwei Stücken Gartenland für das Gemüse der Altsitzer. Die Stücke müssen je 6 m lang und 2 m breit sein.

12. Käuferin muß das Mahlgut der Altsitzer nach und von der Mühle bringen.

13. Käuferin muß die Ernteerträge der Altsitzer in die Scheune beziehungsweise in den Keller einfahren.

14. Einen Platz in der Scheune für die Ernteerträge der Altsitzer, sowie freie Mitbenutzung der Scheunentenne.

15. jährlich:
   a) 12 — zwölf — Scheffel Roggen.
   b) 30 — dreißig Scheffel Eßkartoffeln nebst freiem Hinschaffen in den Keller.
   c) 1/2 — einen halben — Scheffel Erbsen.
   d) 2 — zwei — Scheffel Buchweizen.
   e) 1 — ein — Ferkel im Alter von fünf Wochen im Mai zu liefern.
   f) 4 — vier — fette lebende Gänse im Gewicht von je zehn Pfund.
   g) 50 — fünfzig — Pfund Schweinefleisch Anfangs Dezember zuliefern.
   h) 36 — sechsunddreißig — Mark bar in halbjährlichen Vorausteilen.
   i) 5000 — fünftausend Ziegeln Stichtorf, und acht Meter Kiefernknüppelholz nebst freier Anfuhr, das Brennmaterial muß in halbjählichen Teilen und zwar am 1. April und 1. Oktober geliefert werden.
   k) Jeden zweiten Sonntag freie Mitfahrt auf dem Fuhrwerk beziehungsweise Schlitten zur Kirche nach Berent und zurück.
   l) Zwei Fuhren auf eine Entfernung von fünf Meilen hin und zurück.
   m) Ein Schock Bunde Roggenstroh.
   n) 10 — zehn — zweispännige Fuhren Torferde nebst freier Anfuhr.
   o) 3 — drei — Reihen mit Rosenkartoffeln in der Länge der Reihen der Käuferin. Das Pflanzen besorgen die Altsitzer und die Bearbeitung des Landes die Käuferin.

16. Freies Fuhrwerk nach dem Arzt und dem Geistlichen.

17. Freie Nutzung von 3 — drei — Kirschbäumen, welche die Altsitzer noch wählen werden.

18. Zum Begräbnis eines jeden der Altsitzer verpflichtet sich Käuferin, 100 — Einhundert Mark — zu verwenden.

Der jährliche Wert des Altenteils wird auf 400 Mark — Vierhundert Mark — angegeben.

Nach dem Tode eines der Altsitzer fällt die Hälfte der teilbaren Altenteilspräftationen mit Ausnahme der Milch und des Brennmaterials fort.

Es wird bemerkt, daß die Altsitzer 60 — sechzig — beziehungsweise 52 — zweiundfünfzig — Jahre alt sind.

Die Stieftochter (Käuferin) verheiratete sich kurz nach der Übernahme. Nach einem Jahre starb sie, so daß das Grundstück sich in ganz fremden Händen befindet. Die Altenteiler führen eine gesonderte Wirtschaft und erheben ihr Leibgedinge. Da sie noch verhältnismäßig jung

sind, ist die dauernde Belastung des Grundstückes eine erhebliche. Der Friede kehrt niemals ins Haus ein, und das Bauerngut wird langsam entwertet. (Funkelkau.)

In wirtschaftlicher Hinsicht geht die Entwickelung der Kaschubei in die Höhe. Durch die deutschen Ansiedler ist ein belebendes Element unter das Volk gekommen, und der Kaschube lernt seinen Boden besser und rationeller bewirtschaften. Es ist sogar mitten in der Kaschubei, in Ruthken, im Kreise Karthaus, eine elektrische Überlandzentrale errichtet worden, die sich gewiß als ein mächtiger Kulturfaktor erweisen wird. Aber auch dort, wo der Boden unfruchtbar ist, wo weite Strecken brach liegen, ist der Acker nicht so undankbar wie man anzunehmen pflegt. Ziehen wir die Bodenpreise in Betracht, die zwischen 30 und 100 M. pro Morgen schwanken, und vergleichen wir die Erträge, die sich bei besserer Bearbeitung erzielen lassen, so ist kein Grund, die Gegend für die Ansiedelung ungeeignet zu halten. Die mangelhaften Verkehrsverhältnisse dürften in erster Linie den Deutschen vor einer Ansiedelung zurückschrecken. Das ist der Schlüssel. —

Sprüche.

Körnchen zum Körnchen gibt ein Maß.
Das Auge des Herrn mästet das Pferd.
Was der Mann mit der Fuhre einfährt, das trägt die Frau in der Schürze fort.
Wer im Sommer faulenzt, der wird im Winter Hunger leiden.
Was du heute aufessen sollst, das verwahre dir auf morgen, und was du morgen zu arbeiten hast, das tue heute. (Sanddorf.)

---

6. Das Erntefest.

Trotzdem der größtenteils recht magere Acker keinen großen Gewinn abwirft, feiert der kaschubische Bauer nach getaner Erntearbeit doch sein Erntefest. Selbst der Häusler, der gut in einem Tage seine ganze Habe einbringen kann, macht sich, nachdem er den letzten Roggenhalm abgemäht hat, einen Kranz aus Ähren, befestigt ihn an der Sense und wandert stillvergnügt nach Hause, wo ihn die Frau mit besserem Abendbrot als sonst, vielleicht gar mit einem Speckeierkuchen, erwartet.

Auf den größeren Bauern- und Gutshöfen ging es aber gewöhnlich hoch her. Das Erntefest wurde nach der Roggenernte, die hier die Hauptfrucht bildet, gefeiert. Man richtet sich so ein, daß die Mäher und die Harkerinnen am gleichen Tage mit der Arbeit fertig werden und zwar in der Nachmittagszeit. Die Männer flechten den Schnitterkranz. Es werden drei Bündel Ähren geschnitten mit etwa 20 cm Halmlänge. Die Halme werden zopfartig geflochten, ovalmäßig umgelegt, daß sie einen 10 cm hohen Fuß bilden. Die drei Ährenbündel bindet man so

zusammen, daß der Strauß gleich einem Dreifuß aufgestellt werden kann. Der Schnitterkranz hat gewöhnlich das ganze Jahr hindurch seinen Platz auf dem Schreibtisch des Hausherrn. Das Korn aus dem vorjährigen Schnitterkranz, auch aus der Erntekrone der Frauen, wird in das erste Saatgetreide gemengt.

Die Erntekrone der Harkerinnen ist in der Regel recht stattlich. Es werden an Weidenruten ein Kreis und zwei Halbkreise aus Ähren geflochten, die man zur Form einer Krone zusammenstellt. Die Krone wird mit bunten Papierstreifen, mit Gold- und Silberflitter reich geschmückt. Die Kosten für die Auslagen trägt die Vorharkerin, die auch die Kranzspende von der Hausfrau erhält.



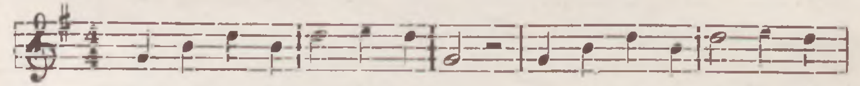
Abb. 42. Altes Gutshaus (Dziminen).

Die Erntekrone befestigt die Vorarbeiterin an ihrer Harke. Der Zug ordnet sich, die Frauen gehen voran, die Männer mit den Sensen folgen. Es wird das Kirchenlied „Wer sich dem Schutze seines Herrn vertrauet", angestimmt.

Vor dem Hause erwartet der Gutsherr mit der Frau den Erntezug. Die Leute singen das Erntelied, indem sie dem Herrn Gottes reichsten Segen wünschen und allerlei Vorzüge des Hausherrn und der Hausfrau hervorheben. Die Verse sind echte Volksdichtung und stets den lokalen Verhältnissen angepaßt. Die angeborene Spottlust des Volkes treibt oft derbe Blüten, besonders ein unbeliebter Inspektor, die Wirtin, auch die Knechte und Mägde bekommen nicht selten unverblümte Wahrheiten zu hören.

Die Vorharkerin spricht zunächst: „Unter des Herrgotts reichstem Segen, mag ein Mandel Garben 100 Scheffel geben."

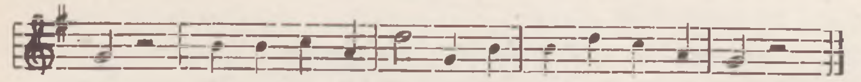
Dann stimmen alle das Erntelied an: „Wir bringen den plon"[1])



1. Auf dem Brachfeld wächst der Bei - fuß. Heu - te ist der Ern - te Ab-

---

[1]) „plon" hat hier die Bedeutung von Ernte. Sie bringen den Ertrag des Feldes. Durch die Erntekrone und den Schnitterkranz soll es angedeutet werden.



2. Vor dem Haus 'ne Sternenkrone,
Wir bringen heim die Erntekrone.
Vom Felde den Plan usw.
3. Vor dem Hause springen Lämmchen,
Fleißig sind die jungen Mädchen.
4. Vor dem Hause springen Böcke,
Abgemäht ist nun die Ernte.
5. Vor dem Hause schwarze Schnüre,
Der Herr ist schön wie eine Nelke.
6. Vor dem Hause steht ein Kirschbaum,
Unsere Herrin stets sehr hübsch war.
7. Vor dem Hause steht ein Pfosten,
Der Herr hält die Händ' in den Hüften.
8. Vor dem Hause schwimmen Enten,
Unsre Herrin geht in goldnen Kleidern.
9. Vor dem Hause spielt die Sonne,
Die Herrin schneidet für uns den Käse.
10. Unsere Herrin geht im Hause,
Schlüssel klirren an der Seite.
11. Unser Herr steht vor dem Fenster,
Und trinkt Bier aus dem Gläschen.
12. Vor dem Hause stehen Eichen,
Unser Inspektor hat faule Zähne.
13. Vor dem Hause laufen Mäuse,
Unser Fräulein geht frisch im Hause.
14. Unser Bulle hat schwarze Hufe
Und der Herr hat gold'ne Schuhe.
15. Unser Herr kennt die Politik[1])
Gibt uns Bier, Tanz und Musik.
16. Öffnet uns auch weit die Pforte,
Denn der Kranz ist aus reinem Golde.
17. Öffnet uns auch weit die Tore,
Wir bringen heim die Erntekrone.
18. Laß die Herrschaft es nicht übelnehmen,
Und uns weit die Türe öffnen.
19. Die Herrin mag sich nun bequemen
Und uns selbst den Kranz abnehmen.

Dabei senkt die Vorharkerin die Harke und überreicht der Hausfrau die Erntekrone, wofür sie als Gegengabe einen Taler erhält.

In dem Augenblicke stürzen die jungen Burschen, Knechte, Mägde aus den Verstecken mit Eimern voll Wasser heraus und begießen die Ernteleute. Nun beginnt eine wilde Jagd. Alles greift nach Eimern, Kannen, und das Wasser fließt in Strömen. Da bleibt selten ein Faden trocken. Der Hausherr läßt alles ruhig geschehen, bekommt bisweilen auch etwas ab. An dem Tage gibts kein Ansehen der Person. Je mehr Wasser vergossen wird, desto besser wird die nächstjährige Ernte ausfallen. Da gewöhnlich das Wetter warm ist, so bleibt solch ein Guß ohne nachteilige, gesundheitliche Folgen. Für hinreichende Bewegung ist auch gesorgt, denn die Musik spielt und bald drehen sich die Paare im Tanzreigen.

Die Hausfrau hat für einen reichgedeckten Tisch gesorgt, der Herr legt Bier und Schnaps auf. Es wird nicht gespart. Bis tief in die Nacht vergnügt man sich bei Spiel und Tanz.

Dieser schöne Brauch kommt jedoch immer mehr ab. Die größern Güter wirtschaften meist mit Saisonarbeitern, und der Gutsherr ist am Schlusse der Ernte gewöhnlich so verärgert, daß ihm die Lust am Erntefest vergeht. Er ist auch nicht geneigt, für fremde Leute, die heute hier sind und morgen dort, kostspielige Erntefeste auszurichten. — Nur bei dem größeren Bauer finden die alten Bräuche eine Pflegestätte.

[1]) In der Bedeutung: Unser Herr weiß, was sich gehört.

7. Der Fischfang.

Die meisten Dörfer liegen an einem größeren oder kleineren See. Besonders in der Südkaschubei, wo der Boden unfruchtbar ist, waren es die Seen, welche die Siedelung bedingten. So war in den ersten Zeiten die Fischerei Hauptbeschäftigung und die Landwirtschaft Nebenerwerb. Die Gewässer waren entweder Privatbesitz, oder die Leute hatten Fischereigerechtigkeit, so auf dem Weitsee, dem Müskendorfer-See, dem Radaunen-See, dem Zarnowitzer-See. Sie hatten das Recht, im Sommer mit der Kleppe und kleinem Gezeuge (Staknetz, Reusen usw.), im Winter unter dem Eise auf dem Schoor (Uferrand) mit dem Staknetz zur Tischnotdurft zu fischen. Aber die Leute nahmen es mit der Vorschrift nicht so genau und verschafften sich durch Verkauf der Fische erhebliche Einnahmen. Es war auch die einzige Existenzmöglichkeit; denn Außenarbeit, Sachsengängerei usw. kannte man früher nicht, und der magere Boden war nicht in der Lage, das Volk zu ernähren. Was K. Weinhold in seinem Werke „Altnordisches Leben“ Berlin 1856 S. 74 von den Germanen sagt: „Ohne Fische und Wild hätten die Nordgermanen verhungern müssen“, das gilt auch von den Kaschuben.



Abb. 43. Fischer im Einbaum (Urboot).

Man unterscheidet eine Sommer- und eine Winterfischerei. Die Fanggeräte hatten sich die Leute selbst gefertigt.

Als Beförderungsmittel auf dem Wasser bevorzugte man bis in die

letzten Tage das Boot der Vorzeit, den Einbaum (Abb. 43). Es war ein aus einem Stück ausgehauener Kahn, oft von beträchtlicher Größe. Auf dem Weitsee finden sich noch solche Boote. Doch dürfte keiner von ihnen das Alter von 100 Jahren übersteigen. Die Herstellungsart war äußerst primitiv, nach unsern Begriffen sehr mühsam. Ein mächtiger Stamm wurde von den Ästen befreit und in der Länge, wie man den Kahn haben wollte, aufs Wasser gelassen. Man merkte sich die Lage, die er schwimmend einnahm, denn so mußte auch der fertige Kahn im Wasser stehen, wenn er sicher und „steif" sein sollte. Nachdem dann der Stamm ans Land gewälzt wurde, hackte man mit dem Beil oder mit der Axt ein Loch heraus und legte dort Feuer an. Man mußte genau auf die Ausbreitung des Feuers achten, daß es auch nicht zu weit fraß und schüttete es rechtzeitig mit Sand zu. Die jetzigen im Gebrauch befindlichen Kähne sind aus Kiefernholz. Doch sind bei Ausgrabungen auch solche aus Eichenholz gefunden worden, von denen sich etliche im Provinzial-Museum in Danzig befinden.

Das Innere der Kähne war meist durch zwei Schotten in drei Teile geteilt. In der Mitte war der Raum größer, als an den beiden Enden. Aber man hat auch Boote mit einem Schott in der Mitte. Die Schotte dienten gleichzeitig als Sitze beim Rudern. Der mittlere Raum war zur Aufnahme der Netze bestimmt, die Endabteilungen gebrauchte man als Fischkasten. Die Kähne waren sehr haltbar. Sie gingen leicht und hatten den Vorzug, daß sie den Bewegungen der Wellen sich anpaßten. Heute benutzen die Fischer, die ihre eigene Fischerei noch haben, Flachkähne. Segel- und Kielboote hat man bei dem Volke nie gekannt. Erst durch die Pächter der großen fiskalischen Seen sind sie hier und dort eingeführt.

Der Einbaum wurde durch kurze Ruder fortbewegt. Es wurde gepaddelt (an einer Seite gerudert und gleichzeitig gesteuert), wie es alle Naturvölker noch heute tun. Diese Art des Ruderns hat sich auch bei den Flachkähnen noch erhalten. Die größeren Boote haben aber schon Dollen und lange Riemen.

Die Art des Fischfanges war sehr mannigfaltig, oft kamen die primitivsten Mittel zur Anwendung. Der Fischfang mit der Hand ist dort bekannt, wo das Wasser in Gräben geleitet werden kann, darauf abgelassen wird, und die zurückbleibenden Fische mit der Hand aufgesammelt werden.

Das „Hechtdrillen" ist noch heute verbreitet. Wenn im Frühjahr die Wiesen überschwemmt und mit einer durchsichtigen Eisdecke überzogen sind, kann man die Fische, namentlich Hechte, die zur Laichzeit flache Stellen aufsuchen, unter dem Eise beobachten. Sie stehen ganz ruhig, den Kopf dicht unterm Eise haltend. Ein kräftiger Schlag mit der Axt oder einer schweren Keule auf den Kopf des Fisches ausgeführt, betäubt ihn. Schnell wird eine Wuhne ausgehauen, und der Fisch mit der Hand herausgeholt.

Das grausame Fischstechen ist wohl verboten, wird aber doch ausgeübt. Wenn die Hechte zur Laichzeit auf die überschwemmten Wiesen ausgehen, schleicht sich der Fischer vorsichtig heran. Mit dem an einer langen Stange befestigten Speer sticht er nach dem Fisch, der an der mit Widerhaken versehenen Gabel hängen bleibt. Die Fischgabel hat oft 3 bis 12 Zinken. (Tafel I.)

Auch kommt hier das Hechtschießen vor. Es geschieht unter den gleichen Bedingungen, wie das Stechen. Die Methode ist in flachen leicht zugänglichen Gewässern sehr lohnend. Denn während man mit dem Speer gewöhnlich nur einen Fisch fängt, tötet oder betäubt der Flintenschuß eine ganze Reihe beieinander stehender Fische, die dann leicht eingesammelt werden können.

Das Fangen der Fische beim Feuerschein war auf dem Weitsee sehr verbreitet.

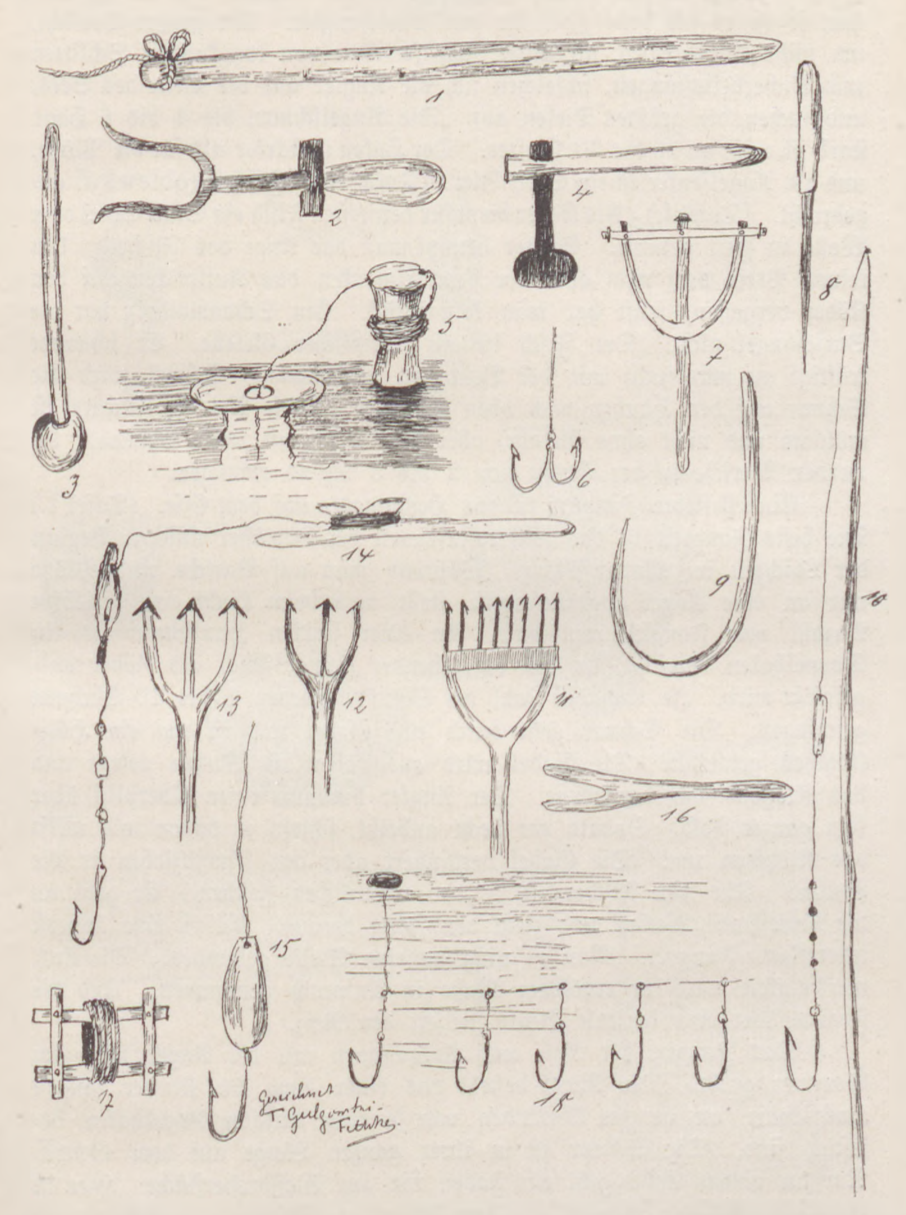
In den Kahn (Einbaum) wurden in den Mittelteil Torfpalten aufgeschichtet und auf der Erhöhung ein Kienfeuer angezündet, das einen weiten Umkreis beleuchtete. Oder man legte die Kienspäne in einen aus Draht geflochtenen Käscher (kraganiec), den man an einer Stange befestigt hatte. Man konnte die Fische auf dem Grunde ruhig stehen sehen, holte sie vorsichtig mit dem Käscher heraus, oder spießte sie mit einem wohlgezielten Speerstoß auf. Es wurden namentlich Hechte (szczuci), Schleie (liny), Rotaugen (jolce) gefangen.

Weit verbreitet war das Fischen mit der Angel und ist noch heute gebräuchlich. Für die einzelnen Fischarten, sowie für Sommer- und Eisfischerei kennt man besondere Angelvorrichtungen.

Die Angel für den Plötzenfang (płotka Mehrz. płotci) (Tafel I) besteht aus einem einfachen aus D aht geschnittenen Widerhaken (wątka, Mehrz. wątki), der an einer Schnur aus Pferdehaaren (włosnica oder nosowska) befestigt ist. Oberhalb des Hakens sind Kügelchen aus Blei (grąsci) angebracht, um die Schnur zu beschweren. Die ganze Länge ist selten über 4 Klafter (sązeň Mehrz. sąžnie), etwa 8 m lang, da man die Plötze meist im flachen Wasser fängt. Am ergiebigsten ist der Fang im Frühjahr, wenn das Eis zu tauen beginnt, und die Fische das sich langsam erwärmende Wasser am Ufer aufsuchen. Im Eise wird ein Loch ausgehauen, und die Schnur bis etwa 1 Fuß tief vom Grunde eingelassen. Das aus Kieferborke bestehende Schwimmholz (płitko)) hält mittels einer Federpose (piorniok) die Angelschnur in der erforderlichen Höhe. Als Köder dient ein Regenwurm. Sobald ein Fisch anbeißt, taucht das Schwimmholz unter, und der Fischer zieht die Beute heraus. — Die Sommerfischerei auf Plötze und sonstige kleine Fische wird vom Ufer aus getrieben, meist in geringer Tiefe. Die Schnur ist an einer langen biegsamen Stange (szach) befestigt.

Man muß die Gewohnheiten der Fische studiert haben, um auf eine

I. Tafel.



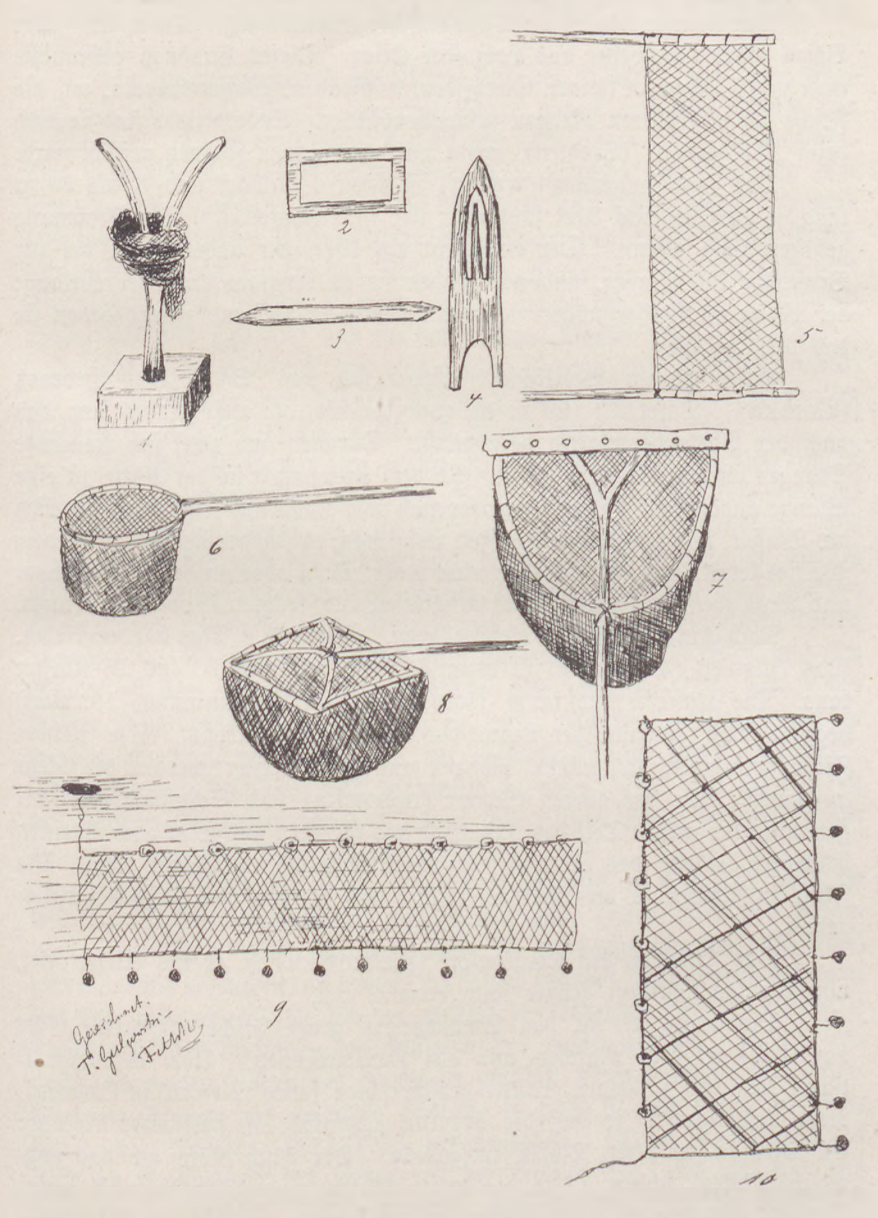
1. Stange (chochla), 25 m lang. 2. Eisgabel. 3. Schläger (trampek), 3 m lang. 4. Eisaxt. 5 und 6 Hechtangel. 7. und 17. Spindel (korowrotek). 8. Eispicke, 1,50 m lang. 9. Der Sucher (szukarek). 10. Angel auf Plötze. 11., 12. und 13. Hechtspeere. 14. Eisangel auf kleine Fische. 15. Eisangel auf Barsche. 16. Holzgabel, 3 m lang. 18. Aalschnüre.

reiche Ausbeute rechnen zu können. Der Barsch ist ein äußerst vorsichtiger Fisch. Wenn auf der Wasserfläche sich die erste dünne Eisdecke gebildet hat, so ist es die beste Zeit für den Barschangler. Mit großer Vorsicht, um nicht einzubrechen, oft unter Zuhilfenahme von langkufigen Schlitten und Sicherheitsstangen, schleichen sich die Angler auf die Mitte des Sees, und suchen die größten Tiefen auf. Die Angelschnur, die 4 bis 6 Haar stark ist, mißt an 10 bis 20 Klafter. Der Haken ist stärker als für die Plötze, und als Angelsenker ist ein Stück Blei in Form eines Fisches (oblewka) angebracht. (Tafel I.) Als Köder dient für den ersten Fisch ein Stück Speck oder Wolle in Fett getunkt. Später benutzt man das Auge des Fisches. Um keinen Preis darf man aber vor dem Einsenken das Aufspucken auf den Köder vergessen, sonst hat man kein Glück. Ein Schwimmholz hat die Barschangel nicht. Der Fisch ist ein stürmischer Geselle. Er schnappt kräftigt zu und sucht mit der Beute zu entkommen. Schnell wird die Schnur auf den Händen nach oben gehaspelt. Diese Art der Fischerei ist mühsam und nicht ohne Gefahr, aber der Ertrag ist meist lohnend. Es werden Barsche in der Größe von 2 bis 3 Pfund gefangen.

Eine beliebte Fangart ist das Hechtangeln auf dem Eise. (Tafel I.) Die beste Fangzeit ist das leichte Zufrieren der Gewässer und der Beginn der Laichzeit im Monat März. Während man auf Barsche und Plötze nur an eine Angel angewiesen ist, stellt man beim Hecht eine beliebige Anzahl von Fangschnüren auf. An einer starken Hanfschnur ist ein Doppelhaken befestigt, an den ein lebender kleiner Fisch als Köder aufgespießt wird. Je nach der Zahl der Schnüre werden 1 bis 10 Wuhnen geschlagen. Die Schnur geht durch eine Gabel und ist um ein Holzklötzchen gewickelt. Die Gabel wird quer über die Wuhne gelegt und das Klötzchen danebengestellt. Der Angler hat nun einen Überblick über sein ganzes Feld. Sobald ein Hecht anbeißt, schießt er davon und wirft das Klötzchen um. Die Gabel verhindert aber das Hineinziehen in die Wuhne. Für den Fischer ist es ein erfreuliches Zeichen. Er geht an die betreffende Wuhne und zieht den Fang heraus. Es ist eine äußerst interessante Fangart. Man ist nicht an eine Stelle gebunden. Die Aufmerksamkeit wird in erhöhtem Maße in Anspruch genommen. Und die Freude über eine kapitale Beute steigert den Reiz.

Das Fangen der Aale und Aalquappen mit der Angel wird im Sommer geübt. Die Angel besteht aus einer etwa 50 Klafter langen Hanfschnur, an der in Abständen von je einer Klafter Angelhaken befestigt sind. Die Schnur ist in ihrer ganzen Länge auf dem Grund. Nur an einem Ende geht ein Faden bis zur Wasseroberfläche. Hier ist ein Kork (pływko) befestigt, um dem Fischer die Stelle zu bezeichnen, wo die Angel ausgesetzt ist. Am frühen Morgen werden die Angeln ausgeworfen, bleiben den Tag und die Nacht über stehen, um dann mit der Beute herausgeholt zu werden. — (Abb. 18, Tafel I.)

II. Tafel.



1. Netzhalter (stampka). 2. und 3. Maschenstäbchen (biertka). 4. Netznadel (kleszczka). 5. Das Zweistangennetz (wąton). 6. und 7. Käscher. 8. Das Senk- oder Hebenetz (kłomka). 9. Das Stellnetz. 10. Das Stellnetz (drguba).

Für den Massenfang diente das Netz. Die großen Zugnetze, zu deren Bedienung oft 30 Mann erforderlich sind, kannte man nicht. Sie sind erst durch fremde Pächter auf den großen Seen eingeführt.

Das kleinste Netz ist wohl der Käscher (kaszorek). (Tafel II.) Der Bügel bestand entweder aus Holz oder Eisen. Dieses Handnetz gebrauchte man zum Fischen in kleinen Gewässern, in Gräben, Wassertümpeln, wo die Fische sich in größeren Mengen zusammendichten. Sehr beliebt sind sie auch beim „Kiebitzen“ (Stehlen), wenn mit dem großen Zugnetz gefischt wird.

Das Zweistangennetz (wąton) ist etwa 1 m hoch und 6 bis 20 m lang, je nachdem das Ufer flach oder tief ist. (Tafel II.) Zur Bedienung gehören zwei Mann. Der eine steht am Ufer, der andere geht bis zur Brusthöhe ins Wasser, und nun ziehen sie es langsam am Ufer entlang; der Mann im Wasser nähert sich dann dem Ufer zu, und zuletzt heben sie das Netz heraus.

Einer großen Beliebtheit erfreut sich das Senk- oder Hebenetz (kłomka). (Tafel II.) Es ist ein quadratisches, oft auch rundes Netz, das nach der Mitte beutelartig herabhängt. Darüber sind zwei sich kreuzende Stangen an dem Bügel befestigt. An dem Kreuzpunkt in der Mitte ist eine Stange angebracht. Vom Ufer oder auch vom Kahn aus senkt man das Netz ins Wasser, und nach geraumer Zeit zieht man es wieder heraus. An dem Weitsee kennt man das Hebenetz nicht mehr, wohl aber an den Raudaunen- und Braheseen. Es wurde meist in Flüssen und seichten Gewässern benutzt.

Noch heute bekannt sind die Stellnetze. (Tafel II.) Man hat drei Arten. Das Ukleinetz (ukleinica) ist etwa 60 cm breit und 10 bis 15 Klafter lang. Die Maschen sind kaum 1 cm breit. Zu St. Antonius (10. Mai) beginnt nach Angabe der Leute das Laichen des Ukleis. Die kleinen Fischlein kommen in dichten Mengen ans Ufer. Hier werden die Netze aufgestellt. An der oberen Schnur (nosowka) sind Schwimmkorke angebracht, der untere Teil des Netzes ist mit Senkern aus Blei oder Steinen beschwert, so daß das Netz in senkrechter Richtung im Wasser steht. Die Fischlein bleiben in den Maschen stecken nnd werden vom Fischer herausgeholt.

Das Stellnetz auf Kaulbarsche (jazdzowka) ist ebenso eingerichtet, nur daß die Maschen größer sind, etwa 2 cm.

Die dritte Art ist das Stellnetz auf große Fische (drguba). Es hat etwas größere Maschen wie das Kaulbarschnetz. Über dem eigentlichen Netz sind zu beiden Seiten großmaschige (etwa 20 cm in Quadrat) Netze ausgespannt, so daß die drguba eigentlich ein dreifaches Netz ist. Es wird in größeren Tiefen aufgestellt. Der Fisch stößt an das engmaschige Netz, schiebt es in die weite Masche und bildet dadurch einen Netzsack, aus dem er nicht wieder heraus kann.

Interessant ist die Fangart mit dem Stellnetz unterm Eis. Sie wird in der Zeit der Eisfischerei mit dem großen Zugnetz geübt. Die

aufgescheuchten Fische drängen sich dicht ans Ufer. Etwa 20 m vom Strande hauen die Fischer Löcher aus, schieben das Stellnetz unter das Eis und versperren den Fischen auf diese Weise den Rückzug. Nun scheuchen sie die Fische vom Ufer fort, die dann in dem Stellnetz sich verfangen. —

Von Zugnetzen waren die Kleppe und der niewod (das große Zugnetz) bekannt. Die Kleppe hat eine Länge von 7 und eine Breite von 6 Klastern. Es ist ein runder Netzsack, der nach hinten spitz zusammengeht. Das engmaschige, äußerste Ende, nennt man „szokel" im Gegensatz zum Zugnetz, das „matnia" heißt. Das Netz wird auf Kähne gelegt und etwa 100 bis 200 m vom Ufer ausgeworfen. Dann fahren die Fischer wieder zum Strand, von wo sie das Netz an den Zugleinen langsam nach dem Ufer ziehen. Der Netzsack ist weit geöffnet, da an der oberen „nosowka" Schwimmkörper (płitka) und an der unteren Senker angebracht sind.

Die Sommerfischerei mit dem großen Zugnetz wird ebenso betrieben, wie mit der Kleppe, nur daß die Kleppe 2 Mann bedienen, während zum Zugnetz je nach der Größe 4 bis 10 Mann erforderlich sind.

Die Eisfischerei mit dem großen Zugnetz (niewod) gestaltete sich in der Regel zu einem Volksauflauf. Schon zur Bedienung des etwa 30 Zentner schweren Netzes sind an 20 bis 30 Mann erforderlich. Die Form des Netzes und die Einrichtung, damit es sich sackartig im Wasser öffnet, ist dieselbe wie bei dem kleinen Zugnetz, nur daß alles größere Dimensionen aufweist. Die Bewegungen sind aber in einzelnen Teilen abweichend. Die Schwimmkörper sind an dem oberen „panto" und die Senker an dem unteren panto befestigt. Die vorderen Teile des Netzes heißen Flügel (skszydła) und haben weite Maschen. Nach unten zu werden die Maschen kleiner, und der äußerste Winkel heißt „matnia". Die Zugleinen sind vom Netz beginnend in einer Länge von etwa 10 m mit dünnen Holzleisten von 1 m Länge und 10 cm Breite versehen, damit die Leine das Netz nicht zu sehr herabzieht.

In der Mitte des Sees, etwa 300 bis 400 m vom Ufer wird im Eise eine Wuhne (sakładnia) ausgehauen zum Hineinlassen des Netzes. Von jeder Seite wird nun eine etwa 25 m lange Stange (chochla) unter das Eis geschoben, an der sich ein Strick befindet. Es werden Löcher in das Eis gehauen und die Stange mittels der Eisgabel (widły) (Tafel I) zunächst in der Richtung der Einlaßwuhne weiter geleitet. Es gilt dadurch die weiten Flügel des Netzes in gerader Linie auszubreiten. Verfehlt die Stange das folgende Eisloch, so wird sie mit einem krummen Stab, dem Sucher (szukarek) herangezogen. (Tafel I.) Ein Strick stellt die Verbindung des Netzes mit der Stange her. Es gilt das Netz vorwärts zu bringen. Die Stangen werden von Loch zu Loch nach dem Ufer zu getrieben. In Entfernungen von etwa 40 bis 50 m wird die Zugleine (ryf) herausgeholt, auf eine Winde (baba) gelegt

und das Netz langsam weiter gezogen. Die Winde steht auf einem Schlitten, und von Wuhne zu Wuhne nähert man sich der Auszugsöffnung (wychodnia). Hier fassen die Männer an die Taue und ziehen das Netz heraus. Sie arbeiten meist mit kahlen Händen, nur wenn die Kälte gar zu grimmig ist, benutzen sie Lederhandschuhe (kapce). Die Dauer eines solchen Zuges beträgt 3 bis 5 Stunden, und in der Regel versammelt sich das Volk aus den Nachbarorten, um dem Schauspiel zuzusehen.

Es mögen hier einige Fischarten folgen, die in den Seen der Kaschubei gefangen werden. Hechte (szczuci Einz. szczuka), Barsche (okunek Mehrz. okunci), Kaulbarsche (jażdż Mehrz. jażdze), Stichling (kolec), Eule (sowa auch jel), Quappe (mintus), Wels (sum) [ausgestorben], Karausche (karaś), Schleie (lin — liny), Barbe (grzana), Gründling (ciełp — ciełbie), Bitterling olszowka), Bressen (leszcz) Giester (jażdzora), Uklei (ukleika — ukleici), Moderlieschen (motoch), Rotauge (jolec), Döbel (kleń), Nase (swinka), Schlampeitzker (piskorz), Steinpeitzker (koza auch siek), Maräne (morinka — morinci), Bachforelle (pstrąg — pstrądzi), Aal (wangosz).

Wie die Maräne in den Weitsee kam, darüber besteht folgende Sage: In früheren Zeiten hat man die Maräne hier nicht gekannt. Im sonnigen Welschland ist ihre Heimat. Der Leibhaftige selber ist es gewesen, dem wir das leckere Fischlein verdanken. Der Abt der Zisterzienser, der von Italien nach unserem Norden gekommen war, gab ein Gastmahl. Er befahl seinem Koch, auch ein Gericht der köstlichen Maräne zu bereiten. Der Küchenmeister war in der größten Sorge. In den einheimischen Seen war der Fisch nicht zu finden, und um Boten nach dem Heimatlande zu senden, war es zu spät. Alle Engel und Heiligen flehte der Koch um Hilfe an, aber vergebens. Da begann er zu fluchen, und der Teufel, der ein gutes Geschäft witterte, stellte sich bald ein. „Ich will dir einen Sack voll Maränen besorgen, noch ehe der Tag graut, aber du mußt mir deine Seele verschreiben.“ Dem Koch blieb nichts anderes übrig, als den Kontrakt mit Blut zu unterzeichnen. Der Teufel brauste mit Windeseile davon. Nun tat es aber dem Küchenmeister leid, daß er seine Seele so leichtsinnig verkauft hatte, und er sann darüber nach, wie er den Teufel betrügen konnte. Er setzte sich an das Ufer des Sees, der vor dem Kloster lag, und als der Teufel heranbrauste, krähte der Koch so laut er vermochte. Der Satan glaubte, es wäre der Hahn, der die Morgenstunde verkündet und ließ vor Schreck den Sack in den See fallen. So blieben die Maränen im See, und der Koch konnte sie fangen. — Die Fische vermehrten sich sehr zahlreich, und seit der Zeit findet man sie in den westpreußischen Seen. . . .

Die Bauchflossen der Fische nennt man pletwi, die Kiemen = szczanci, die Flossen skszele die Schuppen szczeżule.

In Gräben, Teichen, Flüssen und möglichst ruhigen Gewässern wird

mit Reusen gefischt. Man kennt hier Reusen aus Weidenruten (wiersz Mehrz. wiersze) und aus Netzwerk (wiancorek). Die Weidenreusen beginnen mit einem kreisrunden Hals (gardło), werden nach der Mitte bauchiger und laufen schmal zu einer faustgroßen Öffnung aus, die zum Entleeren der Beute dient. Die Öffnung (dupa) wird vor dem Einstellen mit einem Strohbündel verschlossen. (Abb. 44.)

Die Netzreuse (wiancork) hat eine ähnliche Form. Das Gerippe besteht aus Holzreifen und wird mit Netzwerk umsponnen.

Die Reusen stellt man in ruhige Gewässer und belegt sie an allen Seiten mit Strauch. Hier sammeln sich die kleinen Fische an und sind



Abb. 44. Der Reusenflechter.

ein Köder für die großen, die sich in den Reusen fangen. Nach 2 bis 3 Tagen werden die Reusen entleert.

Die Wehre sind jetzt fast überall beseitigt. Ich habe die Anlage noch an den Braheseen bei Drewitz im Kreise Konitz gefunden. Durch ein Flechtwerk war oft die ganze Breite eines Flusses abgesperrt und lief wieder schmal zusammen. Hier war ein Netz angebracht, in dem sich die durchwandernden Fische fingen. Die Wehre waren auf Massenfang berechnet, und namentlich die Hechte wurden während ihrer Laichwanderung in Mengen gefangen. —

Die Netze, die jetzt aus der Fabrik bezogen werden, strickten sich die Fischer selbst. Es war dazu eine Netznadel (kleszczka) erforderlich, welche den Faden zum Knoten schürzt und das Strickholz oder das Maschenstäbchen (biertka), das aus einem glatten, etwa 20 cm langen und zu

der Größe der Maschen entsprechend breitem Stäbchen bestand. Der Faden wird bei der Herstellung der Maschen darüber geschlungen und mit der Netznadel geknotet. (Tafel II.) Der Netzhalter (stampka) dient zum Auflegen der Netze beim Stricken. Es ist ein viereckiger runder Holzklotz, in dem ein gegabeltes Astftück steckt, worauf das fertige Netz gewickelt wird (Abb. 45). —

Es ist für den heutigen Fischer bequemer, die Netze, Garne, Schnüre, Leinen aus dem Geschäft zu kaufen. Früher machte es sich der Fischer alles selbst. Das Garn zu den Netzen wurde gesponnen und die Schnüre und Seile selbst gedreht. Die alten Handspinngeräte findet man in den



Abb. 45. Die Netzestrickerin.

entlegenen Fischerdörfern noch heute. Die Spindel (korowrotek) besteht aus einem runden Stab, der oben in einem Knopf endigt. Daran ist ein im Halbkreis gebogener Bügel, der oben einen Querstab hat. Die Enden des Querarmes sind mit Knöpfen versehen. Der zu spinnende Faden wird am Ende des Querarmes an dem Knopfe befestigt und gedreht, dabei das fertige Stück um den Bügelrahmen gewickelt, bis man die erforderliche Länge hat. Nun wird mit einem zweiten korowrotek noch ein Faden gesponnen, darauf werden die beiden Fäden strickartig zusammengeflochten. (Tafel I.)

In ähnlicher Weise werden aus Kiefernwurzeln die starken Zugseile für die Netze geflochten, nur daß dafür der korowrotek größer ist. —

Namentlich in der Südkaschubei, mit den vielen Seen, bildeten die Fische die Hauptnahrung. Die Zubereitung bestand im Kochen, Dämpfen, Braten, Rösten, Räuchern.

Beim Kochen werden die Fische mit Wasser angesetzt und mit Salz, Pfeffer, Zwiebel gewürzt. Oft wird die Fischsuppe mit Milch oder Essig und Mehl angerührt.

Das Dämpfen der Fische (prażone ryby) ist allgemein üblich. In einen Eisentiegel wird abwechselnd eine Schicht Fische und eine Schicht Kartoffeln getan, man würzt es tüchtig mit Pfeffer, Salz und Zwiebel. Der Topf wird fest zugedeckt und mit einem feuchten Leinentuch zugebunden, damit der Dampf nicht entweichen kann. Nach etwa 3/4 Stunde ist das Gericht fertig. Der Topf kommt auf den Tisch, die Familie stellt sich ringsherum, und es wird direkt aus dem Tiegel gegessen. Zum Nachspülen hat man Wasser oder Milch; denn „der Fisch will schwimmen". Das Gericht ist sehr schmackhaft. —

Das Räuchern der Fische in der alten primitiven Art wird am Weitsee im Kreise Konitz geübt. Die Fischer haben in den Häusern noch die offenen Kamine. Es wird ein lebhaftes Holzfeuer im Hintergrund des Kamins entfacht, den vorderen Teil belegt man mit feuchten Graspalten. Die Fische werden auf einen Holzspieß (rożanka) zu je 3 bis 5 Stück aufgesteckt, in die Graspalte eingestemmt und durch die Hitze langsam braun geröstet. Dann werden sie in Salzwasser getunkt und am Feuer nachgetrocknet.

Bekannt ist auch das Rösten auf direktem Kohlenfeuer. Durch die unmittelbare Glut röstet die obere Schicht sehr schnell, während das Innere roh bleibt. Daher benutzte man ein sogenanntes Rösteisen. —

Vor dem Braten werden die Fische in Salzwasser abgekocht und dann auf der Pfanne mit Schmalz oder Butter gebraten (Weitsee.) —

*   *   *

Als Gott die Fische erschaffen hatte, und das Fischlein sich so schnell im Wasser tummeln konnte, sagte es voll Hochmut: „Nun wird mich keiner fangen". Der Herrgott aber erwiderte: „Chłop bandze społ, a cebie rybko bandze mioł." (Der Mensch wird schlafen und dich, Fischlein, doch fangen.) Da sagte das Fischlein betrübt: „Wenn es denn sein muß, so laß er mich schneiden, rösten und braten, aber laß er mich nicht kleinen Kindern zum Spielzeug geben." Der Volksglaube hat hier eine große erzieherische Bedeutung.

Der Fischfang ist von abergläubischen Vorurteilen nicht frei. Wenn beim ersten Fischzug ein Krebs sich im Netz findet, so bedeutet das Glück.

Es ist Sünde, am Sonntag zu fischen. Tut man es aber, so muß man an demselben Tage die Fische aufessen. Der liebe Gott bestraft den Sonntagsfischer, und schon so mancher hatte anstatt eines Fisches eine Schlange (den Teufel) gefangen. Wenn aber am Sonntag zur Zeit der Wandlung ein Fisch gefangen wird, so verschwindet die ganze Art aus dem betreffenden Gewässer. So hatte ein Fischer im Weitsee zu der erwähnten

Stunde einen Wels, von denen es in dem See sehr viele gab, gefangen, und seit der Zeit kommt der Fisch im Weitsee nicht mehr vor. Ebenso geschah es mit den Krebsen. Auch sie sind im Weitsee aus dem nämlichen Grunde ausgestorben.

Der Hecht ist ein heiliger Fisch. Die Gräten in seinem Kopfe stellen das ganze Leiden Christi dar: die Leiter, das Kreuz, die Nägel, den Hammer, die Zange usw. Der Blitz schlägt auch niemals auf die Stelle im Wasser ein, wo sich Hechte aufhalten.

Der Bressen ist aber dem Teufel verschrieben. Und man kann häufig beobachten, wie er vom Satan in Scharen im See getrieben wird.

Der Barsch ist durch die Streifen am Körper gezeichnet. Einmal war dem heiligen Petrus der Himmelsschlüssel entglitten und fiel in den See. Der Barsch erhielt den Auftrag, den Schlüssel nach dem Himmel zu tragen. Aber er weigerte sich. Da wurden die andern Fische böse und schlugen auf ihn ein, daß er die breiten Striemen sein Lebtag herumschleppen muß. — Nun wurde der Plötz entsandt, aber der Schlüssel war so schwer, daß dem Boten die Augen mit Blut unterliefen. Seit der Zeit hat der Plötz rote, wie mit Blut unterlaufene Augen.

Die Fischerei gilt im Volksmunde als ein wenig einträgliches Geschäft. Es heißt: „Den Fischer zahlt der Herrgott alle 9 Jahre aus".

Sprüche.

Wer Fische fangen will, muß das Wasser nicht scheuen.
Wer keine Fische hat, ist mit der Suppe zufrieden.
Den Fischen das Wasser, dem Menschen die Verträglichkeit. (Weitsee.)

---

8. Die Hochzeitsgebräuche.

Im Sommer ist keine Zeit zum Freien. Der Bauer hat reichliche Arbeit in Feld und Haus. Liebesgedanken kommen ihm kaum auf. So geschieht es höchst selten, daß vom Frühjahr bis zum Herbst im Dorfe Hochzeitsklänge ertönen. Was der Bauer tut, pflegt er gründlich zu erledigen. Und wenn er sich freuen will, so muß es mit Muße geschehen. Sogar der Mai, der Monat der Liebe, regt die Gemüter der jungen Burschen und Mägdlein nicht sonderlich auf. Dazu ist auch keine Zeit, denn es müssen Kartoffeln gepflanzt werden. Aber immerhin verbindet sich mit dem Einlegen der Knollen manch Herzenswunsch, daß die Kartoffeln recht groß geraten mögen, denn „bulwa to hopt". (Die Kartoffel ist die Hauptsache.) Ihr gutes Gedeihen ist die erste Vorbedingung der Heiratslust.

Wenn im Herbst alle Arbeit getan ist, und der Advent mit seinen langen, stillen Abenden heranrückt, dann beginnt sich auch die Liebe zu

regen. Die erste Brautschau spielt sich am Sonntage vor der Kirche ab. Die Mädchen und Burschen putzen sich auf das vorteilhafteste aus und besuchen fleißig die Kirche. Nach der Andacht geht man gewöhnlich in den Krug „jednego wipic“ (eins trinken). Die Burschen drängten sich um die Mädchen und traktierten sie mit süßem Likör, Wein oder Zuckerbier. Die Annahme oder Verweigerung des Trunkes ist das Zeichen der Zu- oder Abneigung.

Die Hochzeiten finden zwischen Neujahr und Fastnacht statt. Da die Zeit oft verhältnismäßig kurz ist, so bemächtigt sich der liebebedürftigen Jugend ein wahrer Heiratskoller. Denn wer den Anschluß verpaßt, der muß bis zum nächsten Winter warten. Es kommt fast gar nicht vor, daß ein paar junge Leute lange Zeit heimlich verlobt sind. Stürmische Liebe ist selten der Beweggrund zur Heirat. Sobald der junge Mann der Militärpflicht genügt hat, will er heiraten. Die passende Partie findet sich leicht. Man ist nicht gewohnt, in der Ferne zu suchen. Man bleibt im Orte. Die Dörfer bilden oft eine große Verwandtschaft. Fremde Elemente werden nicht gern gesehen.

Nach dem Feste der hl. drei Könige geht man „w rajbi“ (auf die Freie). Der junge Mann bespricht sich vorher mit dem „rajek“ (Heiratsvermittler), der ihn bei den Eltern der Auserwählten einführen soll. Vorerst gehen sie in den Krug, um sich ein wenig Mut anzutrinken. Mit einer „Versiegelten“ (Schnaps) in der einen Tasche und einer Flasche Landwein in der andern wandern sie dem Ziel zu. Der Besuch pflegt an einem Sonntagnachmittag zu geschehen, dann hat der Landmann Zeit.

Die Gäste werden mit einer gewissen Feierlichkeit vom Hausherrn begrüßt und zum Sitzen eingeladen. Während der rajek seinen Platz neben dem Tisch wählt, findet der junge Mann wie zufällig einen Stuhl neben der „Zukünftigen“.

Die Unterhaltung ist anfangs recht einsilbig. Obwohl man die gegenseitigen Absichten genau kennt, kann man doch nicht so „mit der Tür ins Haus“ fallen. Man spricht vom Wetter, Pferden, Kühen, bis der Bauer eine „Versiegelte“ nebst einem Glas auf den Tisch stellt. — Es ist ein günstiges Zeichen. Man ist willkommen. Der Hausherr schenkt ein, trinkt, gießt den Rest aus dem Glase auf den Boden, spuckt aus und schenkt dem „rajek“ ein, dann dem Burschen und auch dem jungen Mädchen, das sich zwar etwas ziert, aber sich doch bereden läßt. Der junge Mann beeilt sich auch ein volles Glas der Frau des Hauses zu reichen, die sich am Kamin zu schaffen macht. Sie quittiert brummend, daß man sie in der Arbeit störe, trinkt aber doch. Die Frau tut sehr geschäftig, hantiert mit Tiegel und Pfanne. Man hört Eierschlagen. Aus dem Schornstein wird die große Speckseite hervorgeholt. Und wenn die breiten Scheiben auf dem Feuer schmoren, und der kräftige Duft das Zimmer durchdringt, so schwillt den jungen Leuten das Herz in Liebe —

der Segen der Eltern ist ihnen sicher. In solchem Falle hat der rajek eine angenehme Mission zu erfüllen. Aber es kann auch anders kommen. Ist der Freier nicht willkommen, so ist der Bauer schweigsam. Es gibt keinen Schnaps und keinen Speckeierkuchen. Und der rajek wird seine „Versiegelte" und seinen „Wein" nicht los, und sie können sehen, wie sie auf dem Heimwege sich damit trösten.

Nachdem man ergiebig gespeist hatte, holt der „rajek" seine Flaschen vor und läßt sie rundum gehen, dabei beginnt er in lebhaften Farben die Vorzüge des Freiers zu schildern. Der Besuch dauert beim Trinken und Reden meist bis tief in die Nacht.

Den nächsten Sonntag geht es „na wyglandy" (auf die Brautschau, Ausschau). Die Eltern und das junge Mädchen machen den Gegenbesuch. Nach der Begrüßung werden die Viehställe, Scheunen, Speicher eingehend besichtigt. Darauf gibt es Kaffee, den obligatorischen Speckeierkuchen und Schnaps. Die beiderseitigen Väter und Mütter haben vieles zu besprechen, der Unterhaltungsstoff ist unerschöpflich. Vor allem wird die Höhe der Mitgift (posóg) vereinbart.

Bei der Heirat übergibt der Vater gewöhnlich dem ältesten Sohne den Hof. Die andern Kinder werden mit Geld abgefunden, und die Eltern bleiben beim Grundstück und erhalten ihr Altenteil (deputot.) Es wird ein Überschlag gemacht, um zu sehen, wie das Besitzum belastet ist. Nun wird die Aussteuer der Braut vereinbart. Es gab nicht selten ein hartnäckiges Feilschen, bis man einig wurde.

Die jungen Leute geben sich meist mit dem Bescheid der Eltern zufrieden. Leidenschaftliche Liebschaften und Treuschwüre sind unbekannt. Übrigens ist es ganz überflüssig, sich aufzuregen, denn es ist vom lieben Gott alles vorher bestimmt. Die für einander Bestimmten finden sich, „wenn sie auch sieben Berge trennen sollten". Die Burschen heiraten zwischen dem 22. und 26. und die Mädchen zwischen dem 16. und 21. Jahre. Junggesellen gibt es nicht, ebensowenig alte Jungfern.

Sind die jungen Leute versprochen, dann gehen sie alsbald zum Pfarrer, um das Aufgebot zu bestellen. Je nach dem Stande läßt sich der Bräutigam als „sławetny" (ehrsamer), Preis 3 M., szanowny (achtungswerter), Preis 4 M. und, falls er adlig ist, szlachetny (edler), Preis 6 M., aufbieten. Die Kosten hat der junge Mann zu tragen.

Am zweiten Aufbietungssonntag ist die Verlobung. Dazu wurden die nächsten Verwandten und der „rajek" eingeladen.

Die Ringe kauft der Bräutigam, für die Braut meist einen echt goldenen. Es soll ein Schmuckstück fürs ganze Leben sein. Für sich wählt er einen billigen, leicht vergoldeten Reifen, der nur den Glanz bis zur Trauung behält. Damit hat er seinen Zweck erfüllt. Bei der Feldarbeit kann der Bauer keine Ringe gebrauchen. Der Bräutigam schenkte früher zur Verlobung das Brautkleid. Sparsamkeit war nicht am Platze.

Je nach dem Stande war es entweder schwarze Seide, oder schwarzer „Kamlot“ (eine Art Alpaka.) Die Braut schenkte ihm ein schwarzseidenes Halstuch.

Die Ringe werden auf den Teller gelegt, mit Weihwasser besprengt, und der Vater der Braut legt sie den Verlobten an. Nun gelten sie vor Gott und den Menschen für einander bestimmt, und es kommt selten vor, daß die Verlobung rückgängig gemacht wird.

Es beginnen die Vorbereitungen zur Hochzeit. Gespart darf nicht werden, und besonders bei den großen Bauern geht es hoch her. Es



Abb. 46. Bauernhof in Strellin.

werden in der Regel 2 Schweine, 1 Rind, 3 Hammel, etwa 30 Gänse, eine Anzahl Enten und Hühner geschlachtet.

Die Hochzeit findet meist am Dienstag statt. Am Donnerstag der letzten Woche geht der Hochzeitsbitter mit den Einladungen aus. Es ist der schmuckste und gewandteste Bursche aus dem Dorfe. Er trug früher einen langen blauen Warprock, darüber eine rote Schärpe; die Brust, der Hut und der mächtige Stock waren mit einem Strauß künstlicher Blumen geschmückt. Wenn sich die Einladungen auch auf die benachbarten Ortschaften erstreckten, so kam der Hochzeitsbitter auf einem Pferde angeritten, das mit bunten Bändern geschmückt war. Vor dem Haus der Eingeladenen schoß er eine Pistole ab. Dann band er sein Pferd an, betrat die Stube und sagte den Hochzeitsspruch her. Die schöne Sitte ist im Aussterben. Neuerdings beginnt man gedruckte Karten zu verschicken. In meinem Dorfe habe ich mir das aber höflichst verbeten, und so hat sich wieder die alte Sitte

eingebürgert. Es sei hier ein alter Hochzeitsbitterspruch aus Chmielno in der Übersetzung angeführt, der in den Mitteilungen für kaschubische Volkskunde Band I. S. 104 veröffentlicht wurde:

Meine Verbeugung der hochwohlgeboren Herrschaft, und dem ganzen Hause der hiesigen Herrschaft. Meinem Dienste folgend, bin ich hierher geritten, Ihnen, Ihr Herrschaften, Frieden zu wünschen, mögen Sie hier, Ihr Herrschaften, freundlich oder nicht freundlich dem Gaste sein, denn wenn Sie ihm nicht freundlich sind, werden Sie ihn nicht schnell willkommen heißen.

Höchste, hochgeehrte Herrschaften, hochwohlgeborene Freunde, es bittet das junge Paar, zunächst der Herr Bräutigam, dann das geehrte Fräulein Braut, daß ich mit dreistem Schritt vor Sie treten möchte, daß meiner Bitte und Einladung bei Ihnen keiner Ausrede begegne, daß Sie sich keinen Weg machen weder nach Lauenburg noch nach Bütow, denn darüber würde ich große Kopfschmerzen haben.

Denn ich bin ein Mensch, gesandt zunächst von unserm Herrgott, von der allerheiligsten Jungfrau und von allen Heiligen, und hiernach von dem jungen Paar, welches sich zum Ehestand, zum heiligen Sakrament begibt.

Nicht also aus ihrem Willen noch aus meinem Willen, sondern auf Gottes Gebot bitte ich Sie mit den Töchterchen und den Brautjungfern, vierspännig im eisenbeschlagenen Wagen oder auch in lackierter Kalesche, die jungen Herren Söhne auf Pferdchen mit Musik und einem Paar Pistolen; dieses alles zur größeren Ehre dem jungen Paare.

Bitte auch besser sich anzukleiden, als ich es bin, den Sie hier vor sich sehen, und zwar zum nächsten Montag in der Frühe zum Hochzeitshause, auf ein Gläschen Doppelbier, auch zu einem zweiten und dritten und so weiter mit der ganzen Gesellschaft, dann wird auch noch mehr vorgesetzt werden. Das wird eine Hochzeit mit Musik und Lustigkeit, welche wir mit Hüpfen und Springen genießen wollen.

Hernach wird die geehrte Braut und der Herr Bräutigam zum Gotteshause, der Kirche in Chmielno, um unsere Begleitung bitten. Dort werden wir beten, jeder wird ein Gebet sprechen zu Gott, zur Ehre des Gotteshauses und der Trauhandlung. Wir werden den heiligen Geist bitten, daß der liebe Gott dem jungen Paare einen glücklichen Beginn und ein seliges Ende geben möge.

Darnach werden wir zurückfahren nach dem Orte unserer Ausfahrt und dort in die Schenke oder, gewöhnlich gesagt, ins Gasthaus. Dort werden alle den Herrschaften sich beugen, und auch ich werde diese Ehre erzeigen. Dort wird man gern die Gläser vollschenken und Ihnen zutrinken, dabei werde auch ich wieder sein.

Darauf wird Sie das geehrte Fräulein Braut zum Hochzeitshause führen, dort wird für Sie alles aufgeboten sein, was unser Herrgott ge-

geben und die Köchin zusammengerührt, dort darf jeder essen und trinken, so lange er noch auf den Füßen stehen kann. Dort wird soviel Bier sein, daß jeder sich dreist kann betrinken. Dort werden sein ein paar Tonnen Bier, vier Backöfen Brote und für Sie auch ein Anker Wein. Dort werden sein für die Herren Schafböcke, für die Männer Hammel, für die Frauen Schäfchen und für die Mädchen Lämmchen. Ein Ochse liegt geschlachtet in der Kammer, ein zweiter geht noch auf dem Hofe umher, aber wenn wir uns betrinken, werden wir auch noch diesen schlachten.

So Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, dann werden wir die geehrte Braut fragen, ob nun die Hochzeit begonnen oder schon zu Ende.

Jetzt endlich, meine Herrschaften, ich bin auf der Reise und bitte, daß mein Geldbeutel nicht leer bleibt, auch habe ich ein dunkelbraunes Pferdchen und bitte für dies um Futter.

Wenn ich Ihnen für diesesmal nicht genug getan, fürs nächstemal soll's besser sein.

„Gelobt sei Jesus Christus!"

Der Hochzeitsbitter wird von der eingeladenen Familie freundlich begrüßt. Er wird nach diesem und jenem befragt, erhält zur Stärkung ein Gläschen Schnaps oder Bier. Oft gibt man ihm auch eine Münze.

Die Hochzeit findet stets im Hause der Braut statt. Sie wird in der Regel am Dienstag gefeiert. Die Geladenen schicken in das Hochzeitshaus am Tage vorher allerhand Eßwaren, als Butter, Pilze, Wurst, Speck, Geflügel, denn ein jeder ist bestrebt, seinem Stande entsprechend zu der Feier beizutragen.

Die Braut wählt sich zwei ihrer besten Freundinnen „do boku" (zur Seite). Etwa 6 bis 10 Mädchen bilden die przedonci (Führerinnen.)

Die Trauung ist stets am Vormittag. Am frühen Morgen des Hochzeitstages wird die Braut feierlich geschmückt. Das Kleid bestand früher aus schwarzer Seide oder „Kamlot", darüber band man eine rosa Schürze. Über der Schulter trug man ein buntes Umschlagtuch. Besonders sorgfältig wurde das Haar geflochten. Es gab zwei Haartrachten, die Alltags- und die Feiertagstracht. Am Werktage trugen die Mädchen die Haare glatt gescheitelt und durch einen einfachen Handknoten am Hinterkopf befestigt, darüber ein weißes oder buntes Kattunhäubchen. Am Sonntag und bei feierlichen Gelegenheiten wurde das Haar „w klupę" gelegt. Es wurden drei Zöpfe geflochten, die man am Hinterkopf in kunstgerechter Weise zu einem Kranz zusammen legte.

Der feierlichste Moment der ganzen Hochzeit ist das Aufsetzen des Kranzes. In der Mitte der Stube steht ein Stuhl, auf dem die Braut Platz nimmt. Rings herum sind die Hochzeitsgäste versammelt. Eine der Brautjungfern bringt auf einem Teller den mit roten Bändern ver-

zierten Myrtenkranz, die andere hält einen Teller mit Weihwasser. Die Mutter besprengt mit dem Weihwedel den Kranz und setzt ihn der Braut auf, während die Musik das Lied spielt: „Wer sich dem Schutze seines Gott vertrauet“. Nun beginnt ein fürchterliches Weinen. Die Braut, die Eltern, die Hochzeitsgäste, alles vergießt reichliche Tränen.

Ist ein Mädchen aber „gefallen“, so darf der wichtige Akt nicht stattfinden. Die Braut geht ohne Kranz zur Kirche. Das betrachten die Mädchen als eine so große Schande, daß sie schon aus dem Grunde um ihre Ehre besorgt sind. Es kommt tatsächlich höchst selten vor, daß ein Mädchen den „Kranz verliert“.



Abb. 47. Holzkirchlein in Sierakowitz, Kr. Karthaus.

Die Brautjungfern und die „przedonci“ trugen früher ein grün oder rotbunt kariertes Kleid mit einer rosa Schürze, das Haar „w klupę“ geflochten, einen Blumenkranz auf dem Kopf, unterm Kinn große bunte Schleifen.

Da die Dörfer weit auseinander liegen, ein Kirchspiel oft einen Umkreis von 2 Meilen umfaßt, so hat man in den meisten Fällen eine weite Wagenfahrt zu machen. Je nach dem Wetter geht es im Wagen oder im Schlitten durch die einsamen Heiden dahin. Die Musik voran, der Hochzeitswagen bildet den Abschluß.

Die Trauung ist nach Möglichkeit mit der hl. Messe verbunden.

Der wichtige Lebensakt ist selbstverständlich bei den phantasiereichen Kaschuben nicht ohne Einfluß auf den Volksglauben geblieben.

Wenn sich bei der Braut die Schürze löst, so sagt man, der Bräutigam

habe sie verlassen. — Ein junges Mädchen muß fleißig zum hl. Job beten, damit sie einen guten Mann bekommt. Und der Bursche betet: „do swianty Doroty, co by dostoł dobry kobiety“ (zur hl. Dorothea, damit er eine gute Frau freit). —

Wenn ein Brot angeschnitten wird, so greift das Mädchen nach der Kante „kromka dlo Tomka“ (die Kante für den Tomek, den Zukünftigen).

Wenn der Bräutigam zur Trauung geht, so wendet er die Strohwische[1]) in seinen Stiefeln um. Die Braut bindet sich die Strümpfe mit einem Flachsband zu. —

Will man bei einer Person Gegenliebe erwecken, so verbrennt man einige Strohhalme der Stiefeleinlage und mischt die Asche unauffällig in die Speise oder den Trank der Geliebten ein. Es gibt aber hier ein Gegenmittel. Man muß mit der Stroheinlage dem Verliebten so ins Gesicht schlagen, daß Blut, und sei es nur ein Tropfen, fließt. Dann hört die Liebe auf. — Nach Anwendung eines solchen Radikalmittels wohl kein Wunder!

Wird der Strohsitz auf dem Brautwagen umgewendet, oder steckt jemand eine Nadel hinein, so lebt das junge Ehepaar unglücklich. —

Damit die Frau die Oberhand behält, soll sie bei der Trauung ein männliches Kleidungsstück anhaben. — Oder sie soll dem Bräutigam eine Nadel in den Kragen einstecken. — Die Braut soll darauf achten, daß während des Trauaktes ihre Hand oben liegt, dann behält sie auch stets im Hause die Herrschaft. Sie soll Geld von dem Bräutigam fordern, reicht er es ihr, muß sie ihm die ganze Börse entreißen, so wird er ohne ihr Wissen keinen Pfennig ausgeben können. —

Will sich ein verschmähter Liebhaber rächen, so steckt er unauffällig eine Nadel in das Kleid der Braut. Bemerkt sie es nicht, so muß sie bald nach der Hochzeit sterben. —

Böse Menschen können es auch so einrichten, daß der Hochzeitswagen nicht über die Dorfgrenze hinausfahren kann. Um dem vorzubeugen soll vor der Abfahrt das Evangelium des hl. Johannes gebetet werden. —

Sollen die Eheleute kinderlos bleiben, so nimmt man ein Vorhängeschloß in die Kirche mit, und in dem Augenblicke, als der Geistliche mit der Stola die Hände bindet, schließt man das Schloß ab. —

Entnimmt jemand aus dem Wagensitz einen Strohhalm, zerreißt ihn und legt ihn wieder zurück, so leben die Eheleute in Unfrieden.

Aber die Brautleute kennen auch Mittel, sich den Frieden zu sichern. Während der Trauung müssen sie so dicht zusammenknien, daß man zwischen beiden nicht durchsehen kann. Dann können ihnen die Hexen oder böse Menschen nicht schaden.

---

[1]) Die Leute tragen in den Stiefeln eine Stroheinlage, die vor Nässe und Kälte schützen soll.

Man achtet auf die Altarkerzen. Brennen sie hell, so ist das Glück, brennen sie trübe, so bedeutet es Unglück. — Auf wessen Seite die Kerze mit einer kleineren Flamme brennt, der stirbt zuerst.

Wenn das junge Paar nach Hause kommt, so geht es gemeinsam alle Stuben, Ställe und Scheunen durch, damit die Wirtschaft gut gedeihe.

An die Hochzeitstafel setzt es sich gemeinschaftlich, damit man den einen nicht früher aus dem Hause trage.

Kehrt die Braut von der Trauung zurück, so reicht man ihr einen Laib Brot und ein Messer. Sie schneidet es in Stücke und verteilt es an alle Gäste, damit das Haus niemals Mangel leide. (Sanddorf.)



Abb. 48. Kaschubischer Korbwagen.

Dieser Volksglaube ist meist unschuldiger Natur und entbehrt nicht eines poetischen Reizes. Und es ist ein Zeichen von innerer, geistiger Armut, wenn die schönen Gebräuche verschwinden.

In die Kirche geht die Braut zwischen den beiden Brautjungfern und der Bräutigam neben dem Hochzeitsbitter. Erst am Altar kommen sie zusammen. Wenn an dem betreffenden Tage mehrere Trauungen stattfinden, und bei jeder einzelnen eine hl. Messe nicht gelesen werden kann, so wird der Betrag für eine später zu lesende Messe entrichtet.

Aus der Kirche begiebt man sich in den Dorfkrug, wo etwa bis 3 oder 4 Uhr getanzt wird. Dann geht es in sausender Fahrt nach Hause. Wettfahrten sind an der Tagesordnung. Nicht selten kommen dabei Unglücksfälle vor. Es ist der Stolz der Wagenlenker, die schnellsten Pferde zu haben. Die Hochzeitsgäule sind nicht zu beneiden, so daß — nach dem

Volksglauben — der Teufel geäußert haben soll, alles wollte er werden, nur kein Hochzeitspferd.

Wenn die Gäste und das junge Paar aus der Kirche kommen, wird zu Mittag gegessen, gewöhnlich zwischen 5 und 7 Uhr abends.

Tisch an Tisch wird zu einer langen Tafel aneinander gereiht. Ringsherum stehen einfache Holzbänke. Die großen Schüsseln werden aufgetragen. Die vornehmen Gäste bekommen je einen Teller, die übrigen essen gewöhnlich aus einer gemeinsamen Schüssel. Messer und Gabel kennt man nur in besseren Familien.

Das Mahl ist sehr reichhaltig. Hungrig braucht keiner vom Tische aufzustehen. Es setzt sich etwa wie folgt zusammen:

1. Hammelfleisch mit Suppe und Kartoffeln,
2. Dicker Reis mit Rosinen und Hammelfleischsuppe,
3. Hühnerfleisch mit süßer Rosinensauce,
4. Verschiedenartige Braten,
5. Borszcz, gewissermaßen ein Nationalgericht, das bei keiner Hochzeit fehlen darf. Es besteht aus Gerstengrütze mit Gänsefleisch, Pilzen und Obst, gesäuert mit Quas.

Zum Trinken gibt es Braunbier, Schnaps und Wacholderbier. Das letztere Getränk war früher sehr beliebt und verbreitet. Die Wacholderbeeren wurden im Wasser geweicht, in der „stampa" (Grützstampfe) zum Brei zermalmt, im Eimer gewässert, darauf gekocht, in ein Faß gefüllt, damit sich die Flüssigkeit setzte. Das „Bier" wurde auf Flaschen abgezogen und war sofort trinkbar. Sollte es sich länger halten, so setzte man nach dem Durchseien etwas Hefe und Zucker bei. Nach dem Gärungsprozeß füllte man das Bier in Flaschen. Es war ein leichtmoussierendes, süßsäuerliches Getränk und hatte wegen seiner harntreibenden Wirkung gesundheitliche Vorzüge.

Nach dem Essen wird getanzt, wobei oft in Begleitung zur Musik schalkhafte Lieder gesungen werden. Da die Stuben verhältnismäßig klein sind, so steht der drużba (Hochzeitsbitter) in der Mitte und ordnet die tanzenden Paare, damit das Gedränge nicht zu groß werde.

Gegen 11 Uhr nachts beginnt der Brauttanz (brutci tońc). Die junge Frau tanzt zuerst mit der Brautführerin. Diese führt alsdann die Hochzeitsgäste, zuerst die Männer, dann die Frauen und Mädchen der jungen Frau zum Tanz zu, indem sie mit ihnen erst einen Rundtanz macht. Nach dem Tanz spendet jeder Gast die Hochzeitsgabe, die in Geld besteht. Auf dem Tisch stehen zwei ineinanderpassende Teller. Auf den oberen Teller wirft man das Geldstück. In den meisten Fällen wird ein „twardy talor" (ein harter Taler) geopfert, der mit möglichst großer Wucht auf den Teller geworfen wird, mit der Absicht, den Teller zu zerbrechen. Je mehr Scherben, desto gesicherter ist das Glück des jungen Paares. Zur Stärkung erhält der Spender einen Schnaps. — Je nach

der Größe der Hochzeit kommen bei sochen Gelegenheiten 100 bis 600 Mark zusammen. Das Geld behält das junge Ehepaar für die ersten Bedürfnisse ihres neuen Hausstandes. Hochzeitsgeschenke in natura, als Geschirr, Lampen, Uhren usw., wie sie jetzt fast überall üblich sind, kennt man nicht. Und es muß zugestanden werden, daß der alte Brauch sehr praktisch ist. Heute weiß sich oft ein junges Ehepaar vor lauter Kaffeekannen, Lampen, Regulatoren kaum zu retten. Hat es aber bares Geld, so kann es sich nach eigenem Ermessen alles Nötige einkaufen.

Nach dem Brauttanz folgt der Verkauf der Braut. Die junge Frau steht in der Mitte der Stube, neben ihr der Ehemann. Es öffnet sich die Tür und der rajek (Heiratsvermittler) kommt in Begleitung eines „Händler-Juden" herein, der einen großen Geldsack auf dem Rücken trägt. Der „Händler" äußert, daß er gehört habe, hier gäbe es etwas zu verkaufen. Der rajek führt nun die Braut vor, indem er mit ihr tanzt.

Der Händler mustert sie kritisch, und sagt, er könne nicht viel geben, denn sie habe alle möglichen Fehler, z. B. sie hat schiefe Schultern, krumme Füße, sie schielt, sie ist faul usw. Der „rajek" stellt dagegen die Tugenden auf. Der derbe Volkswitz spielt bei diesem „Handel" eine große Rolle zur allgemeinen Erheiterung der Hochzeitsgäste. Zuletzt nennt der „Jude" einen Preis, der junge Ehemann überbietet ihn. Es beginnt ein hartnäckiges Feilschen um die Braut, wobei der protzige „Jude" mit dem Geldsack (der mit Scherben oder Eisenstücken gefüllt ist) auf den Boden schlägt. Schließlich kommt er mit dem jungen Ehemann ins Handgemenge. Die Zuschauer ergreifen die Partei des „Bräutigams", und mit großem Radau wird der „Jude" hinausgeworfen. — Nun erst gehören die jungen Leute einander an, und sie machen gemeinsam den Abschlußtanz.

Darauf erfolgt die Kranzabnahme „oczepiny". Die junge Frau sitzt auf einem Stuhl mitten in der Stube und eine ältere Verwandte nimmt ihr den Kranz ab und setzt ihr eine weiße Haube, das Zeichen der Frau, auf.

Damit sind für das junge Paar die Hochzeitsfeierlichkeiten zu Ende.

Die Gäste, namentlich die Jugend, vergnügen sich bei Spiel und Tanz bis zum frühen Morgen.

Es geht meist lustig her. Die Burschen verkleiden sich als Bärenführer, Bullenführer usw. und halten zur Belustigung der Gäste Umzüge.

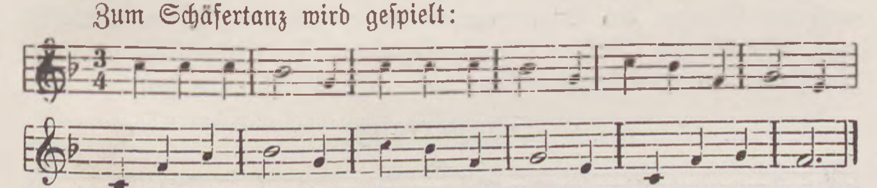
Aber auch alte Volkstänze werden aufgeführt. Der „Barbiertanz" ist gleichzeitig ein tragi-komisches Schauspiel. Der Barbier mit zwei Gehilfen, in weiße Hemden entsprechend kostümiert, betreten die Tanzstube. Der Barbier trägt einen Kasten mit Rasiermessern (alle möglichen alten Küchenmesser werden dazu ausgesucht) und den Seifennapf mit dem Pinsel (ein Wassereimer, in dem ein Besen steckt.) Die Gehilfen folgen mit dem Schleifstein (es ist ein Rad von einer Handkarre).

Die Musik spielt die Barbiermelodie:



Im Takt bewegt sich die Barbiergruppe in der Stube, die Zuschauer singen den Text zu der Melodie. Der Barbier wählt sich aus den Umstehenden einen Mann, mit dem gewöhnlich vorher vereinbart ist, setzt ihn auf den in der Mitte der Stube stehenden Stuhl und bindet ihm ein weißes Laken um. Der Barbier beginnt das „Opfer" einzuseifen. Aber dem Wasser ist Ruß beigemengt, so daß das Gesicht des Mannes ganz schwarz wird. Nun schleift der Barbier sein Messer an dem Karrenrad, indem die Gehilfen es drehen. Aber ein Messer scheint stumpfer zu sein, als das andere. Der Barbier zeigt sich sehr ungeschickt und schneidet dem Mann die Kehle durch. Eine große Aufregung entsteht, alles ruft nach dem Arzt, der auch bald sich einfindet. Er hat in einem Kasten allerhand Flaschen mit Medizin und stellt mit dem „Toten" Belebungsversuche an; aber vergeblich. Zuletzt beginnt er ihm von der „Rückansicht" Luft einzupumpen. Da springt der Mann auf, fängt den Barbier zu prügeln an, und die ganze Gesellschaft läuft hinaus. —

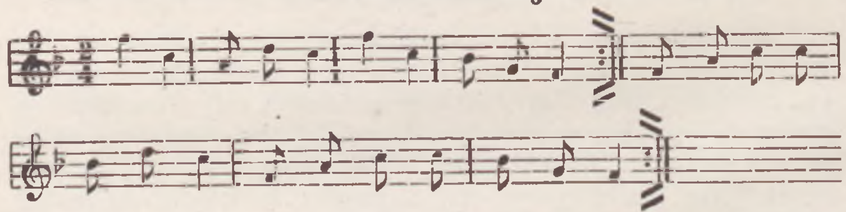
Zum Schäfertanz wird gespielt:



Der Schäfer, mit einem dicken Stock bewaffnet, betritt die Gaststube, hinter ihm folgt die Herde, etwa 4 bis 8 Paare. Der Schäfer stellt sich in die Mitte des Zimmers, und die einzelnen Paare tanzen einige Runden nach der Walzermelodie der Musik. — Wenn der Schäfer mit seinem Stab auf den Boden schlägt, halten die Paare, und der Schäfer „trennt die Böcke von den Schafen". Die Mädchen bilden eine besondere Reihe, ebenso die Burschen. Sie stehen einander gegenüber. Der Schäfer ist

in der Mitte. Er führt nun ein Mädchen (Schaf) vor, und sucht es an die Burschen (Böcke) zu verkaufen. Der Schäfer sagt den Preis, hebt auch die Vorzüge hervor, als: sie ist gesund, hat gerade Beine, gibt viel Wolle usw. Die Burschen feilschen um den Preis. Betrachten und befühlen das „Schaf“ von allen Seiten und haben allerlei zu bemängeln. Der Volkswitz kann sich hier ungehindert entfalten und kommt oft in der derbsten Weise zur Geltung. Ist ein Mädchen besonders begehrt, so überbieten sich die Burschen. Sowie der Schäfer den Zuschlag gibt, wirft er seinen Stab auf den Boden und erfaßt ein Mädchen. Die Burschen stürzen gleichzeitig auf die Mädchen zu, ein jeder sucht ein „Schaf“ zu fangen, worauf die Paare einige Runden tanzen. Da die Anzahl der Beteiligten unpaarig ist, so bleibt ein Bursche zurück. Das ist der Schäfer, und die Aufführung nimmt ihren Fortgang. (Sanddorf.)

Der Taubentanz.



Den Tanz führen nur Männer auf. Sie stellen sich in zwei Reihen gegeneinander auf und stemmen die Hände in die Hüften. Bei dem ersten Teil der Melodie hüpfen sie auf der Stelle, indem sie dabei die Beine überkreuzen. Bei dem zweiten Teil gehen die Gegenüberstehenden auf einander zu, verneigen sich beim Begegnen und wechseln die Plätze der Reihen, so daß bei Beginn des ersten Teiles des Liedes die Tänzer der I. Reihe in der II. und die der II. Reihe in der I. stehen. —

Der Schustertanz will die Beschäftigung des Schusters anschaulich vorführen. Die einzelnen Tänzer hocken auf dem Boden und ahmen nach den Klängen des Schustertanzes die einzelnen Arten der Tätigkeit nach, als Klopfen, Bohren, Pechdrahtziehen usw. Zum Schluß führen die Paare einen wirbelnden Tanz auf. Die Musik spielt den

Schustertanz.

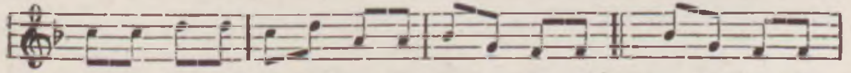


Die Volkstänze werden gewöhnlich auf besondern Wunsch etwaiger fremder Hochzeitsgäste, die für solche „Scherze“ Interesse zeigen, aufgeführt. Bei einer solchen Gelegenheit bekam ich die kaschubischen Hieroglyphen zu sehen. Auf der Stubentür wurden mit Kreide diese sonderbaren Zeichen gemacht und dazu die erklärenden Texte gesungen. Freilich erzählte mir der Vortragende, Besitzer und Gemeindevorsteher Jakob Langowski aus Golluhn, daß er das Original vor etwa 35 Jahren in der Gegend der Weichselniederung gefunden hatte. Der Begleittext war deutsch, und sein Bruder Wilhelm hatte ihn ins Kaschubische übersetzt.

Abb. 49. Hieroglyphen sohn Jakob Langowski, Gemeindevorsteher in Golluhn.

Melodie.

1. Das ist kurz und lang ist das, dies des Kaisers Wohnge = laß, das der Brumbaß,



das die Fie = del, die = ser Mann der ist von A = del. 2. Mann von A = del,



Wiederholt: Hak, ptak, poltorak, Wagenrad, krumm und grad. Diese Gabel ist zum Mist, Spaten und ein Stiel das ist; Mann von Adel, Baß und Fiedel, das ist kurz und lang ist das, dies des Kaisers Wohngelaß.

Zur Abwechselung stimmen die Mädchen ihre Lieder an, die oft einen wunderbar poetischen Reiz haben. Das kaschubische Volk singt gern, aber nur in Gesellschaft und bei besonderen Festlichkeiten. In Feld und

---

[1]) Vögel. [2]) Fünfpfennigstücke. [3]) Klucke, Gemeindezeichen. [4]) pol = halb. [5]) klein. [6]) groß. [7]) verschiedene.

Haus, bei der täglichen Arbeit hört man nur selten Gesang. Aus dem Inhalt der Liebeslieder spricht meist eine stille Resignation. Man fügt sich leicht in das Unvermeidliche.

Ein Vater hatte drei Töchter.

Volkslied.



2. Und als die erste das Haus verließ,
Er ihr dreitausend überwies.

3. Hier, Tochter, hast dein Heiratsgut,
Verlasse mich nicht bis zum Tod.

4. Und als die zweite das Haus verließ,
Er ihr zweitausend überwies

5. Hier, Tochter, hast dein Heiratsgut,
Verlasse mich nicht bis zum Tod.

6. Und als die dritte das Haus verließ,
Er grünen Kranz ihr überwies.

7. Hier, Tochter, hast dein Heiratsgut,
Verlasse mich nicht bis zum Tod. —

8. Zur ersten dann der Vater kam,
Weinte und klagt', daß Gott erbarm.

9. Arbeiten kann ich jetzt nicht mehr,
Laß mich am Bettelstab nicht gehn.

10. Kaum hat den Vater sie erkannt,
Drückt ihm den Stock sie in die Hand.

11. Arbeiten könnt ihr ja nicht mehr,
Besser ihr geht als Bettler her.

12. Zur zweiten dann der Vater ging,
Weinte und klagte wie ein Kind.

13. Arbeiten kann ich jetzt nicht mehr,
Laß mich am Bettelstab nicht gehn.

14. Kaum hat den Vater sie erkannt.
Drückt ihm den Strick sie in die Hand.

15. Da ihr nicht mehr arbeiten könnt,
Besser ist's, daß ihr euch erhängt.

16. Zur dritten dann der Vater ging,
Weinte und klagte wie ein Kind.

17. Arbeiten kann ich jetzt nicht mehr,
Laß mich am Bettelstab nicht gehn.

18. Kaum hat den Vater sie erkannt,
Drückt ein Stück Brot ihm in die Hand.

19. Hier lieber Vater, ißt's in Ruh,
Und wiegt das Kindlein mir dazu.

20. Väterchen ist ein schwacher Greis
Und wie ein Täubchen schneeig weiß.

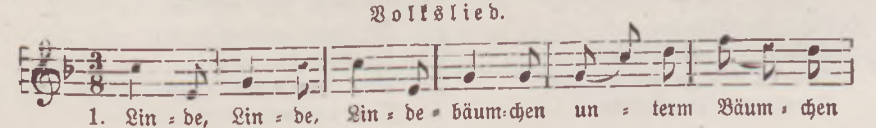
21. Mütterlein schläft bereits im Grab,
Sie sieht von oben auf uns herab.

22. Wär' noch bei uns das Mütterlein,
Würde die Freude größer sein.

Sanddorf.

Linde, Linde, Lindebäumchen.

Volkslied.





2. Wart mein Hänschen noch ein Jährchen,
Freu dich an der Welt ein Weilchen Trala, la usw.

3. Der Welt, der Welt, der schönen Welt,
Bis man zwanzig Jährchen zählt.

4. Zwanzig Jährchen sind vergangen,
Mein Liebster geht mit einer andern.

6. Ich sah ihn gehen, sah ihn kosen,
Der Herrgott wird mich nicht vergessen.

6. Nicht vergessen, nicht verlassen,
Wie das Vöglein in der Heiden.

7. In der Heide, in dem Walde,
Wo das Vöglein Nestchen baute.

8. Grau und braun im Nest die Eichen,
In Weitsee gibt es alte Mädchen

9. Und in Sanddorf jung erblühte,
Haben alle süße Mündchen.

10. Wer dort küsset eins der Mädchen,
Der beleckt sich sieben Jährchen.

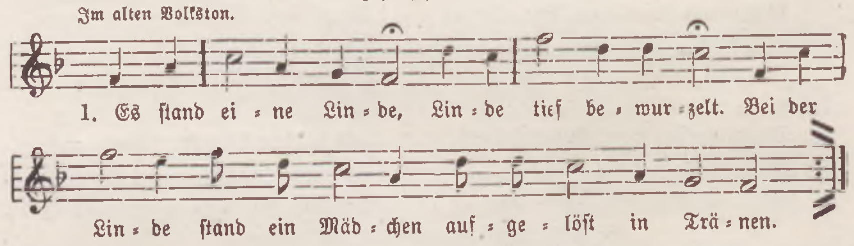
11. Er küßt es auf die rechte Wange,
Möcht' das Leben dafür geben.

Sanddorf.

Es stand eine Linde.

Volkslied.

Im alten Volkston.



2. Warum stehet sie dort?
Wenn ich sie ansehe,
Würd' zu ihr ein Wörtchen sprechen,
Doch ich muß mich schämen.

3. Aber in Gedanken
Nehme ich mein Tüchlein.
Und ich gehe zu der Liebsten,
Trocke ihr die Äuglein.

4. Wenn du sie auch trocknest,
Bald sind sie voll Tränen.
Denn ich sehe meinen Liebsten
Hienieden nicht wieder.

5. Sie stand auf der Brücke,
In Gedankenqualen:
Soll ich mit dem Liebsten sterben,
Oder trauernd leben.

6 Und sie schaut herunter,
Von der hohen Brücke,
Und erblickte ihren Liebsten
Vom Schwerte durchstochen.

7 Sie griff nach dem Schwerte
Und stach sich in's Herze.
Und ihr Herz mit seinem Herzen
Schwammen auf den Wellen.

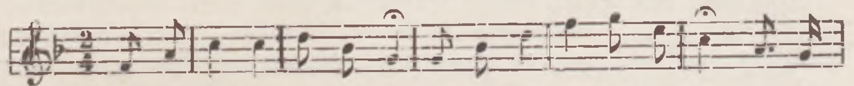
8. Und die Herzen schwimmen
Vom Meere zum Meere.
Gegen solche tiefe Liebe
Kann sich keiner wehren.

9. Und die Menschen staunen
Über solches Wunder,
Daß zwei Herzen eng vereinigt
Wie zwei Fischlein schwimmen.

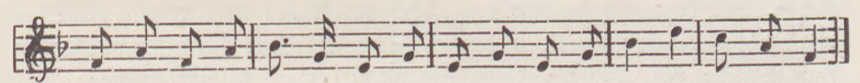
Sanddorf.

Janek diente im Schlosse.

Volkslied.



1. Ja-nek[1]) dien-te im Schlos-se, auf kö-nig-li-chem Gu-te. Tra-la



la la la la la la la la la la. Auf kö-nig-li-chem Gu-te.

2. Er dient' ganze sieben Jahr,
Kaska[2]) dann sein eigen war.
Trala, la, la . .

3. Kaum daß er zu Bette stieg,
Muß't er reiten in den Krieg.

4. Als er wieder heimwärts kam,
War des Pferdchens Kraft erlahmt.

5. Warum ist des Pferdchens Kraft,
Unter mir schon jetzt erschlafft?

6. Ob mein Weib liegt auf der Bahr,
Ob 'nen Sohn sie mir gebar?

7. Als er vor das Haus ankam,
Klopft er an die Türe an.

8. Sechs Jungfern kamen heraus,
Luden Janek ein ins Haus.

9. Ich steig' nicht vom Pferdchen ab,
Eh' mein Weib ich g'sehen hab'.

10. Wisse, daß dein Weib schon starb,
Lilien blühen auf dem Grab.

11. Zum Kirchhof er sich begab,
Und suchte des Weibes Grab.

12. Als er auf dem Grabe steht,
Spricht er ein frommes Gebet.

13. Kaśka, Kaśka, Kaśka mein,
Sag' zu mir ein Wörtelein.

14. Sagt's dir deine Einfalt nicht,
Wer im Grab der redet nicht.

15. Wo hast du den Kleiderstaat,
Den ich dir zur Hochzeit gab?

16. Das Kleid auf dem Altare liegt,
Und die Schürze das Bild schmückt.

17. In der Glocke ist der Ring,
Die im hellen Ton erklingt.

18. Und der Glocke reiner Klang,
Bringe unserm Herrgott Dank.
Trala, la, la, la . . .

Sanddorf.

Einen ganzen Tag und eine Nacht hindurch dauern die Hochzeitsfeierlichkeiten auf dem Lande auch jetzt noch. Aber früher kam es fast gar nicht vor, daß die Feier in einem Tage den Abschluß fand. Eine Hochzeit war im Dorfe stets ein Ereignis. Es war ein Volksfest

[1]) Johann. [2]) Katharina.

im besten Sinne des Wortes, denn das ganze Dorf war geladen. Im Winter hat der Landmann reichlich Zeit und vergnügt sich gerne. Der Hochzeitsvater hatte dann auch gewöhnlich die Musik für die ganze Woche bestellt. Die Spielleute kamen schon am Montag Mittag. Die Jugend nahm sie in Beschlag, und um im Hochzeitshaus nicht zu stören, wurde im Kruge oder in einem Privathause getanzt. Am Dienstag war die Hochzeit. Der Mittwoch und Donnerstag gehörte wieder der Jugend. Es wurden Umzüge im Dorfe gehalten, die Hauptsache blieb aber der Tanz. Erst am Freitag Morgen verließen die Musikanten das Dorf.

Am Mittwoch oder Donnerstag fanden in der Regel die „przenosyny“ (Umzug nach dem neuen Heim) der jungen Frau statt. Die Aussteuer spielte keine Rolle. Möbel wurden in den seltensten Fällen mitgegeben; das fand die junge Frau im Hause ihres Mannes vor. Es wurde meist kein neuer Hausstand gegründet, denn entweder heiratete die Tochter den Erben eines Bauernhofes oder umgekehrt, der Bauernsohn trat in die Wirtschaft als Besitzer ein, und in beiden Fällen war das Mobiliar vorhanden. Nur Wäsche und Betten erhielt die Braut in reichlicher Menge. Und nach der Schwere der bemalten Truhe mit dem selbstgewebten Linnen und der Anzahl der Federbetten wurde die Würde der jungen Frau bemessen.

---

9. Das Kind.

Bachstelzchen ist ein Vöglein klein.
Ernährt ein Mandel Kinderlein.
Doch ein Mandel Kinderlein
Kann nicht ernähren ein Mütterlein. (Sanddorf.)

„Je mehr Kinder, desto mehr Vaterunser“, sagt ein kaschubisches Sprichwort. Kinderreichtum ist Gottes Segen. — Gott ist allmächtig und von seinem Willen hängt alles ab, aber auch der Teufel hat noch ein gut Teil Macht auf Erden und sucht dem Herrgott ins Handwerk zu pfuschen. Der Mensch ist daher verpflichtet, sich mit allen Mitteln gegen den Bösen zu schützen.

Während der Schwangerschaft darf die Mutter kein Bild von sich anfertigen lassen. Das muß man wissen, um zu verstehen, warum manche Frau nicht zu bewegen ist, sich vor den photographischen Apparat zu stellen. — Die Schwangere hat darauf zu achten, daß sie nicht plötzlich erschrickt, sonst wird das Kind ein Muttermal haben. — Begegnet sie einem Krüppel, oder geht er ihr gar über den Weg, so ist das eine schlechte Vorbedeutung, denn das erwartete Kind kommt mit dem nämlichen Gebrechen zur Welt. — Die Mutter soll kein Eichhörnchen ansehen, sonst wird das Kind rothaarig; das ist unerwünscht, denn es erinnert an Judas, der den Meister verraten hatte.

Sobald das Kind zur Welt kommt, wird ihm ein Rosenkranz oder ein Skapulier um den Hals gehängt, damit die Heinzelmännchen es nicht vertauschen. Sie legen für das gesunde Kind ein krüppliges in die Wiege, daher herrscht bei dem Volke der Glaube, daß häßliche, verkrüppelte Kinder Heinzelmännchen sind. (Siehe Kapitel Heinzelmännchen S. 184.)

Hat das Neugeborene ein Muttermal, so wird es mit dem Blut der Wöchnerin benetzt, damit es verschwindet.

Hat das Neugeborene auf dem Kopfe ein Hautmützchen, so muß es abgenommen, zu Pulver gemahlen und dem Kinde mit Wasser eingegeben werden. Wird dies unterlassen, so bleibt der Mensch ein Vampir. Er findet sein ganzes Leben hindurch keinen Frieden. (Siehe Kapitel Vampir Seite 191.) —

Wenn nun alle Formalitäten erledigt sind, um das Unglück abzuwenden, wird das Kind gebadet. Darauf zieht man ihm ein Leinenhemdchen (koszulka), von denen man in der Regel 3 bis 6 in Vorrat hat, und ein Barchent-Jäckchen (Wamschen) an. Jetzt wird es in ein buntfarbiges Leinentuch geschlagen und mit dem Wickelband beschnürt, damit es nicht bricht. Das Wickelband (powijòk) ist ein 10 cm breiter, buntfarbener Leinenstreifen, womit das Kind vom Kinn bis an die Füße eingeschnürt wird, die Hände mit einbegriffen, so daß es sich nicht rühren kann. So muß es 14 Tage liegen. Natürlich ist die Prozedur für den jungen Körper, der nach Licht, Luft und Bewegung verlangt, eine Qual. Es schreit gewöhnlich sehr und bekommt zur Beruhigung in den Mund einen Lutscher (zwok), ein Leinenläppchen, in dem Zucker und gekautes Brot eingebunden sind.

Auf den Kopf setzt man dem Kinde ein Käppchen (czepek) aus Leinen oder weißem Barchent. Um den Hals und die Schultern wird ihm ein dreieckiges Leinentuch gelegt, das auf der Brust gekreuzt ist und auf dem Rücken zugebunden wird.

Einige Tage bleibt das Kind bei der Mutter. Dann wird es in die Wiege (kolebka) gebettet, die gewöhnlich mit bunten Blumen geziert ist. Damit der kleine Weltbürger weich liege, kommt in die Wiege ein Strohsack, darüber ein Stück Leinen (pielucha). Das Kind wird mit einem Kissen bedeckt, das mit Schnüren an den Wiegenrand festgebunden ist.

Die Wöchnerin darf in den ersten Tagen keine Kartoffeln, kein Fleisch, keine Fische und Heringe essen. Vorschrift ist es für die Frau, 6 Wochen im Bett zu bleiben, doch sie steht meist nach 3 Tagen auf, um die Wirtschaft zu versehen. Nicht selten treten dabei Rückfälle ein. — Abergläubische Sitten und Gebräuche, harmloser Natur, sind allgemein üblich. Die Wöchnerin muß ein Stück der Männerkleidung anhaben, als Jacke, Hemd, damit sie nicht behext wird. — Ist das Neugeborene ein Mädchen, so wickelt man es in die Schürze der Mutter ein, damit es eine gute Hausfrau werde. — Den Jungen legt man unter

den Tisch, damit er häuslich sei. — Wenn man dem Kinde das erste Mal das Hemdchen anzieht, so muß man mit der rechten Hand beginnen, damit es kein „Linkpot" (saja) werde. —

Die Taufe wird möglichst zeitig, gewöhnlich am ersten Sonntag nach der Geburt, vollzogen. Es werden aus der Verwandtschaft oder Nachbarschaft zwei Paten eingeladen. Schwangere Frauen dürfen die Patenstelle nicht annehmen, sonst stirbt das Kind. Die Paten wählen für das Kind den Namen. Die gebräuchlichsten sind Jan (Johann), Kuba (Jakob), Szczepon (Stephan), Wojtek (Albert), Viktor, Michoł, Jadam (Adam), Anka, Franca, Josina, Marcianna, Rosela (Rosalie.)

Ehe das Haus verlassen wird, sagt die Patin drei Mal: „Wir nehmen den Heiden und bringen euch einen Christen." Die Patin wickelt dem Kinde ein Geldstück ein, damit es reich werde. Zur Kirche ist es nicht selten meilenweit, und es muß das Fuhrwerk benutzt werden. Die Patin darf beim Besteigen des Wagens den Fuß nicht auf die Achse setzen, sonst wird das Kind unsauber. Fahren sie über eine Brücke, so darf das Kind nicht schlafen, sonst wird es ein Bettnässer. Das geschieht auch, wenn die Patin, während sie das Kind hält, ihre Notdurft verrichtet. —

Man steckt dem Kinde in die Kleider eine Schreibfeder ein, damit es klug sei, auch eine Nadel, damit es die Kleider stets in Ordnung halte.

Vor der Kirche wird dem Kinde das Gesicht aufgedeckt, damit es für die Menschen stets einen freien Blick habe. — Bei dem Taufakt dürfen die Paten nicht an den Alp (zmora) denken, sonst wird das Kind eine zmora und muß die Menschen quälen. — Nach der Taufe gehen die Paten um den Altar, und berühren mit dem Kopf des Kleinen den Altar, damit es gut lerne.

Wenn man nach Hause kommt, so dürfen dem Kinde bis zum Abend die Kleider nicht ausgezogen werden, damit es die Sachen schone. Auch das Patengeld darf nicht sofort fortgenommen werden, damit das Kind sparsam sei. (Sanddorf.) —

Nach 6 Wochen muß die Wöchnerin zur Einführung in die Kirche gehen. Sie folgt dem Geistlichen an den Altar. Unter bestimmten Gebeten besprengt er die Frau mit Weihwasser. Sie geht dann mit einer brennenden Kerze um den Altar und legt eine Geldgabe in den Opferkasten. Nun gilt sie wieder als rein und ist in die Gemeinschaft aufgenommen.

Die Mutter stillt das Kind selbst. Die Sitte war bis dahin fast allgemein üblich, doch Bequemlichkeit und Korsett haben auch hier Eingang gefunden, und das Kind muß sich öfters mit der Flasche begnügen. In solchen Familien ist die Kindersterblichkeit erheblich. Die erforderliche Sauberkeit ist niemals so peinlich, und die Krankheiten stellen sich bald ein. In Familien, in denen die Mutter selbst nährt, kennt man Kinderkrankheiten fast gar nicht.

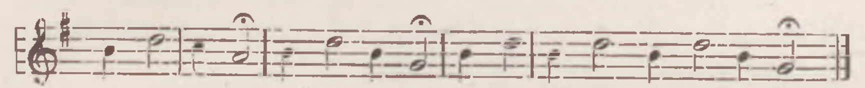
Das Kind schläft in der Wiege (bibka). Es wird geschaukelt.

Dabei beugt sich die Mutter oder eins der älteren Geschwister über den kleinen Schreier und sucht ihn in Schlaf zu singen:

by si-i-i- by siu-u-u- by sia-a-a-

So geht es mit monotoner Gleichmäßigkeit, bis das Kind einschläft.

Wiegenlied.



Es ist ein viel gesungenes Wiegenlied, das sich durch eine ungemein monotone und einschläfernde Melodie auszeichnet. (Sanddorf.)

Allgemein üblich ist zum Beispiel das aus dem Deutschen übernommene Liedchen:

Schlaf Kindchen schlaf,
draußen steht ein Schaf,
draußen steht der bunte Bock,
er frißt die bösen Kinder ob
Schlaf, Kindchen schlaf.

Auch singt die Mutter oft ein eintöniges Kirchenlied, oder die üblichen Volkslieder. Ist das Kind ein Jahr alt, so hält man ihm ein Buch und ein Geldstück hin. Greift es zuerst nach dem Buch, so wird es klug, nach dem Geld reich.

Wird das Kind größer und verständiger, so wird die Unterhaltung durch Spiel und Lied mannigfaltiger. Da nimmt wohl auch der Vater den Liebling auf den Schoß, setzt ihn aufs Knie und das Reiten beginnt:

Tak pon jedze po obiedze
A tak zed, a tak zed, a tak zed.
(So fahrt der Herr nach dem Mittagsmahl,
Und so der Jud', so der Jud', so der Jud!) (Sanddorf.)

Bei der ersten Zeile geht es im bedächtigen Trabe, bei der zweiten im Galopp.

Oder:

So reiten die Herren mit blanken Gewehren.
Sie reiten nach Polen mit blanken Pistolen,
hopp, hopp, hopp.

Oder:

Hej tam daly, do koszaly
Tam do te wse
Tam sa złe pse.
(Wir reiten in jenes Dorf, wo es böse Hunde gibt.) (Gr. Chelm.)

Die älteren Geschwister lieben es, mit dem Kleinen allerlei Scherze anzustellen. Sie lassen sich das Händchen zeigen, machen mit dem Finger

in der Handfläche eine Bewegung, als wenn die Mutter im Topfe Grütze oder Mus koche und sprechen:

> Tak meszka grupki ważyła, ważyła
> Tamu dała, tamu dała, tamu łepek urwała — fur, für, do lasa. (Sanddorf.)
> (So hat das Mäuschen Muschen gekocht, gab dem, gab dem, gab dem,
> dem riß es den Kopf ab und flog in den Wald.)

Bei dem Worte „gab dem" werden die einzelnen Finger berührt, bei dem kleinen Finger wird das Zeichen des Kopfabreißens gemacht und die Hand wie zum Fliegen emporgehoben.

Im Deutschen ists ähnlich:

> Koch Grützchen, koch Grützchen,
> dem was, dem was, dem den Kopf abreißen.

Auch neckt man sich, indem man mit dem Finger zeigt:

> Spitz Kinnchen, Elenchen (Lippe)
> spitz Näschen, Augenbraunchen,
> Zip, Zip-Hahnchen. (Gr. Chelm.)

Wobei man zuletzt an dem Haar zupft. —

Gekauftes Spielzeug kennt man nicht. Woher sollten auch die Eltern, denen es oft an dem nötigsten fehlt, das Geld hernehmen. So zimmern und basteln die Kinder selbst. Sie verfertigen Wagen und Schlitten, die Mädchen nähen Puppen. Mit sechs Jahren beginnen die Leiden und Freuden der Schule. Neben der üblichen Buchweisheit findet das Kind Gelegenheit, allerlei Spielchen und Scherze von den Schulgenossen zu lernen. Und sobald es nur einige Zahlen schreiben kann, so übt es sich im Wieszac (Hängen).

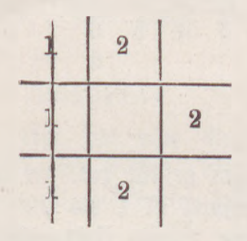
Spieler A und B. Auf der Schiefertafel wird folgende Figur gemacht



A wählt für sich das Merkzeichen 1 und B 2 (oder eine andere Zahl). A schreibt 3 mal sein Merkzeichen in die beliebig von ihm gewählten Abteilungen, desgleichen B, so daß vor dem Beginn des eigentlichen Spiels die Figur etwa so aussieht:

2	1	2
1	2	1

Es gilt nun seine Zahl in eine Reihe zu bekommen. A löscht eine Zahl aus und schreibt sie in eine andere Rubrik, ebenso macht es B, bis dann einer sein Ziel erreicht, und die Figur so aussieht:



A streicht seine Zahlen durch (powiesic), zum Zeichen, daß er gewonnen hat. —

Ein anderes Spiel lautet: 1 bis 12 Uhr. Es gehören dazu zwei Spieler. A und B. Man schreibt auf die Schiefertafel:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 Uhr.
+ +

Nun schreibt A unter der verdeckten Hand in eine Ecke der Tafel eine Zahl, nehmen wir an 11. Der Gegenspieler hat anzugeben, wie A zählen soll, ob vorwärts oder rückwärts. Sagt B von 1 bis Uhr, so zählt A: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11 macht unter 11 ein Kreuz + und zählt 4 hinzu. Er notiert sich auf seinem Konto 11 + 4 = 15 Punkte. Nun ist B an der Reihe und schreibt eine Zahl, nehmen wir an 9. Und A sagt, er möge zählen von Uhr bis 1, also rückwärts. Jetzt zählt A für Uhr (drei Buchstaben) 3 Punkte, dann weiter für jede Zahl einen Punkt, also bis zu 9, worauf B seine Zahl abdeckt, und A unter die 9 ein Kreuz setzt. Er ist auf 7 Punkte + 4 Punkte für das Kreuz, also auf 11 gekommen. So geht es abwechselnd weiter. Die Zahl, die ein Kreuz hat, darf nicht wieder notiert werden. Wer zuerst auf 100 Punkte kommt, hat gewonnen.

Ein weiteres Spiel: 1 bis 10.

Spieler A und B. Jeder schreibt auf seine Tafel die Zahlen 1 bis 10. A schreibt unter der Hand eine Zahl, nehmen wir an 5. B ratet. Trifft er nicht, so notiert sich A die Zahl in seine Reihe. Trifft er, so deckt A auf, und B notiert die Zahl in seiner Reihe. B hat z B. geraten: 4, 6, 8, 10, 5 so würde die Reihe des Spielers A so aussehen

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
			4		6		8		10

Die Reihe des Spielers B

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
				5					

Das Spiel geht abwechselnd. Wenn eine Zahl fünf Reihen hat, so wird sie gestrichen und scheidet aus z. B.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1		3	4	5	6	7	8	9	
					6	7		9	
						7		9	
								9	

Wer zuerst alle fünf Reihen gefüllt hat, der hat gewonnen.

Ein weiteres Zahlenspiel ist 1 bis 20.

Ein jeder der Spieler A und B schreibt auf seine Tafel die Reihe 1 bis 20:

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20.
A notiert unter der verdeckten Hand eine Zahl, etwa 9. B hat anzugeben, wie die Reihe zu zählen ist, ob vor- oder rückwärts. Nehmen wir an, er sagt von 1 bis 20, so zählt A von 1 an bis zu der notierten Zahl, also bis 8, bei 9 muß er aufdecken und diese Zahl schreibt sich B zugute, so daß die Reihen etwa aussehen:

A) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20.
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8.

B) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20.
9.

In derselben Weise geschieht es bei dem Spieler B. Wer zuerst 5 Reihen gefüllt hat, ist der Gewinner. (Sanddorf.) —

Das ungewisse Raten kommt bei den meisten Spielen vor. Es seien hier noch einige angeführt:

Jadę, jadę na koniczkŭ.

Zwei Spieler A und B. Material: zwei kurze Griffel.

A nimmt die Hände hinter den Rücken und bringt den Griffel in einer Hand unter, dann stellt er die beiden geballten Fäuste vor B und agt: Jadę, jadę na koniczku na jaciem? (Ich fahre auf einem Pferdchen, auf welchem?) B zeigt aufs Geratewohl auf eine Hand und sagt: „auf diesem“. Trifft er, so notiert er sich einen Punkt, trifft er nicht, so tut es A. So geht es abwechselnd; wer zuerst 20 Punkte hat, hat gewonnen. (Sanddorf.) —

Poszła swinka do losku.

(Das Schweinchen ging in den Wald.)

Zwei Spieler A und B und eine Erbse oder ein kleines Steinchen. A verwahrt es unter einem Finger der zusammengeballten Faust, legt die Faust flach vor den Gegenspieler und fragt: „Poszła swinka do loska, a cierda za nio, pod jaciem buczciem staneli? (Es ging das

Schweinchen in den Wald, der Eber ihm nach, unter welchem Bäumchen blieben sie stehen?) B ratet, indem er auf die einzelnen Finger zeigt: Unter dem, unter dem usw. Die Fehler schreibt sich A als Punkte zu. Das Spiel geht abwechselnd. Wer zuerst die Zahl 20 erreicht, hat gewonnen. (Sanddorf.) —

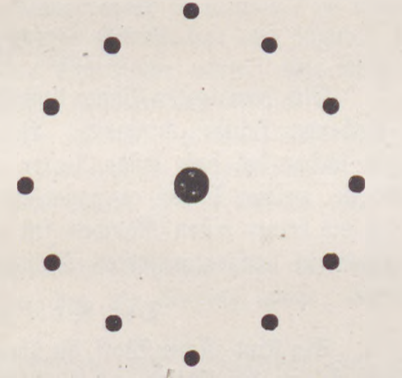
Teterete.

Zwei Spieler. Ein jeder hat eine Anzahl Erbsen. A nimmt einige in die geschlossene Hand und fragt: Teterete na wonete, wiele grochow mom? (Teterete, wieviel Erbsen habe ich?) B ratet. Trifft er, so muß B ihm die Erbsen geben. Trifft er nicht, so muß B an A soviel Erbsen abgeben, als die Differenz zwischen der Anzahl Erbsen und der genannten Zahl beträgt. Wer zuerst seine Erbsen los ist, hat verloren. —

Die bis jetzt angeführten Spiele gelten meist für Knaben und Mädchen. Bei der männlichen Jugend sind namentlich zwei Spiele eingebürgert: swinka (Sauhüten) und w kranga (Scheibenwerfen.)

Swinka (Schweinetreiben).

Die Spieler versammeln sich mit etwa 1 m langen Stäben bewaffnet auf einem freien Platz. Es wird zunächst mit den Stäben ein breiter Kessel gemacht, der „Saustall“. Ringsherum werden kleinere Löcher gebohrt, doch eins weniger, als die Zahl der Spieler beträgt. Einer wird durch Abzählen zum Schweinetreiber ausgelost. Die „Sau“ ist ein runder Stein, der beim Beginn des Spiels außerhalb des Kreises liegt. Die Spieler stecken ihre Knüppel in die Löcher ein. Der „Schweinehirt“ hat nun die Sau in den Schweinestall zu treiben. Die Spieler suchen das zu verhindern, und sobald die „Sau“ den Kreis überschreitet, suchen sie sie mit einem wohlgezielten Hieb wieder hinaus zu fördern. — Aber der Spieler muß dabei auch auf sein Loch achten, damit der „Treiber“ davon nicht Besitz ergreift, denn er hat das Recht dazu, wenn er ein Loch leer findet. Dann wird der betreffende Spieler Treiber. Gelingt es dem „Hirten“ die „Sau“ in den Kessel zu treiben, so folgt allgemeines Wechseln der Plätze, und wer kein Loch findet, wird Treiber. (Sanddorf.)



W kranga (Scheibenwerfen)

ist ein sehr beliebtes Spiel, an dem sich nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene gern beteiligen. Die Spieler werden in zwei Parteien geteilt. In einer Entfernung von 40 bis 80 m Abstand nehmen sie Aufstellung.

Jede Partei macht ihren Stand durch einen Strich kenntlich. Als Spielgerät dienen eine runde, starke Holzscheibe und armdicke Stäbe. Durch Los wird entschieden, welche Partei den Anfang macht. Der beste Spieler der Abteilung wirft nun die Scheibe mit einem Schwung hin, daß sie auf der Erde weiterrollt. Die Spieler der Gegenpartei, die sich entsprechend verteilt haben, suchen mit dem Knüppel der rollenden Scheibe einen Schlag zu versetzen, um sie zum Stillstand zu bringen, oder sie durch den Gegenschlag zurückrollen zu lassen. Der Punkt, wo die Scheibe liegen bleibt, gilt als die Grenze der Partei. Wenn die eine Partei die andere aus der ursprünglichen Stellung verdrängt und durch Vorrücken sich die Stelle selbst erobert, so hat sie gewonnen. — Es sollen in früheren Jahren ganze Dörfer zu einer Art Wettspiel zusammengekommen sein, um ihre Kraft und ihre Geschicklichkeit zu messen. (Sanddorf.) —

Die Mädchen haben ihre eigenen Spiele, z. B. „Brücke bauen." Die Spieler stellen sich in zwei Reihen. Die Gegenüberstehenden fassen sich an die Hände und singen:

Jawru, jawru, jawrowi ludze[1])
Co we tam robice?
Robiemy, robiemy
Mostek budujemy
Scego? stego!
Groch, kapusta, Kura tłusta
Kikiriki. (Sanddorf.)

Mit dem letzten Paare beginnend, gehen die Kinder unter den hochgehobenen Händen hindurch. Bei dem Ruf „Kikiriki" wird das Kind, das soeben bei dem ersten Paare angelangt ist, angehalten und muß erklären, welcher Partei es angehören will. Haben alle gewählt, so fassen sich die beiden ersten Mädchen fest an die Hände, und die beiden Parteien ziehen in entgegengesetzter Richtung. Wer stärker ist, hat gewonnen.

Der Wolf und die Gänse.

Ein Kind ist der Wolf, die übrigen Spieler sind die Gänse. Der Ganter stellt sich an die Spitze, und die andern reihen sich hinten an, indem sie sich mit den Armen umfassen. Der Wolf sucht die Gänse zu rauben. Der Ganter springt ihm entgegen, und die Gänse suchen sich hinter ihn zu flüchten, ohne sich loszulassen. Hat der Wolf eine Gans gefangen, so muß sie ihm folgen. Wenn alle bis auf den Ganter gefangen sind, hat das Spiel ein Ende. (Sanddorf.)

* * *

Bei den Knaben ist das Knöpfespielen (w guze grac) hoch im Gange. Wer die größte Anzahl Knöpfe hat, steht im höchsten Ansehen.

[1]) Eine Übersetzung läßt sich schwer ausführen. Es sind meist nur Wortspiele. Es könnte etwa lauten: Jawru, jawru, ihr Leute, was macht ihr da? Wir bauen eine Brücke. Woraus? Daraus! Erbsen mit Kraut, eine fette Henne Kikeriki!

Es ist der sehnlichste Wunsch eines jeden Jungen, 12 Dutzend Knöpfe zu besitzen, die er entweder auf Schnüren aufgereiht hat, oder in einem selbstgenähten Leinwandbeutel trägt. Doch nicht alle Knöpfe stehen gleich hoch im Kurs. Den höchsten Wert haben die Soldatenknöpfe (misondry). Und ein Urlauber muß sehr auf der Hut sein, daß er eines Tages seinen Rock nicht ohne Knöpfe findet. Die größte Freude wird aber einem Jungen bereitet, wenn der ältere Bruder ihm nach der Militärzeit eine Handvoll Soldatenknöpfe mitbringt.

Die zweite Wertstufe nehmen die Hornknöpfe (gnocioki) ein. Als minderwertiger gelten die jetzt so verbreiteten Papierknöpfe. Sie stehen aber noch höher im Kurs als die Bleiknöpfe (ołownioki), die man jetzt fast gar nicht mehr kennt. Die niedrigste Stufe, wie die Pfennige unter Goldstücken, haben die Hemdknöpfe (koszulnioci).

Das Knöpfespielen wird mit großer Leidenschaft getrieben. Gespielt wird immer, sofern sich etwas Zeit bietet, beim Viehhüten, vor Beginn des Schulunterrichts, auch in den Pausen, wenn der gestrenge Lehrer den Rücken dreht.

An Spielen sind hauptsächlich bekannt: (Sanddorf)

1. Das Schütteln (tsząsc). Zwei Spieler A und B knieen auf der Erde einander gegenüber und ebnen in der Mitte einen kleinen freien Platz ein. A macht den Anfang und setzt 4, B 2 Knöpfe. A nimmt die Knöpfe in die zusammengelegten hohlen Handflächen und schüttelt sie ordentlich durch, worauf er sie auf die Spielfläche wirft. Die Knöpfe, die mit der linken Seite nach oben fallen, gehören dem Spieler A. Den Rest nimmt nun der zweite Spieler B, schüttelt sie, und wirft sie hin, die linksseitig liegenden gehören ihm. So geht es abwechselnd, bis über den letzten Knopf entschieden ist. — Nun macht B den Anfang und setzt 4 Knöpfe, während A 2 dazu gibt.

Man kann auch die Anzahl der Knöpfe erhöhen oder vermindern. Als Spielregel gilt, daß der Spieler, der den Anfang macht, doppelt soviel setzt, als der Gegenspieler. —

2. Bimsen (bimsowac). Es gehören dazu gewöhnlich zwei bis vier Spieler. Jeder hat eine sog. Bimsmarke, ein rundes Stück Blei, oder Eisenblech in Markgröße. Die Spieler stellen sich vor eine hohe Mauer, eine Bretterwand Scheunentor u. dgl. Spieler A schlägt mit seiner Marke an die Wand, daß sie weit abspringt. B sucht seine Marke so zu schlagen, daß sie in möglichste Nähe an die Marke des B fliegt. Ist sie so nahe gekommen, daß er mit aufgespreiztem Daumen und Mittelfinger sie festhalten kann, ohne daß A imstande ist die Marke unter dem Finger wegzupusten, so gehört die Marke dem B, und A muß sie gegen einen Knopf auslösen. Fällt die Marke des B aber nicht in so kurzer Entfernung von A, so „bimst" C. Fällt seine Marke in „Handspreize" von A oder B, so hat er gewonnen, und darf

nach der andern Marke bimsen. Fällt sie aber nicht in „Handspreize" von einer oder der andern Marke, so hebt A seine Marke und bimst. Das Spiel geht so ununterbrochen weiter. Will es der Zufall, daß etwa die Marke des A zwischen B und C in „Handspreize" fällt, so gehören dem Spieler beide Marken.

3. Knopfwerfen. Während die beiden vorgehenden Spiele meist im Freien geübt werden, wird dieses im Zimmer auf dem Tisch gespielt. Wie beim Bimsen können sich auch hier zwei oder mehrere Spieler beteiligen. A legt einen Knopf auf die flache Handfläche, schlägt mit den Fingerspitzen gegen die untere Tischkante, so daß der Knopf eine Länge auf den Tisch abspringt. Der zweite Spieler B tut's ebenso und sucht durch den Wurf seinen Knopf in möglichste Nähe des Gegners zu werfen. Wenn die Knöpfe so nahe zu liegen kommen, daß B mit dem aufgedrückten Daumenfinger beide Knöpfe so faßt, daß A sie nicht fortpusten kann, so hat B gewonnen, ihm gehört der Knopf. Ist aber der Knopf des B nicht in die Nähe des A gekommen, so wirft A, und dann abwechselnd.

* * *

Kinderreichtum ist dem Landmann nur erwünscht. Sobald die kleinen Geschöpfe gut auf den Beinen stehen können, helfen sie der Mutter beim Warten der jüngern Geschwister. Vom sechsten Jahre ab gehört der Vormittag der Schule, der Nachmittag — im Sommerhalbjahr — dem Vieh. So verdient sich das Landkind bereits von Jugend auf das Brot, erst als Gänsehirt, dann als Schaf- und Großviehhirte. Stunden-, oft tagelang bleiben die Kinder auf dem einsamen Felde sich selbst überlassen. Aber gerade die Abgeschiedenheit, der ungezwungene Verkehr unter seinesgleichen, bereichert das Innenleben der Kinder, regt ihre Phantasie an. Wer selbst diese kindliche Ungebundenheit kennen gelernt hat, wer selbst Gelegenheit hatte, die fröhliche Jugend zu beobachten, der wird staunen, auf wie mannigfache Art und Weise sich unsere Landjugend zu beschäftigen, sich die Zeit zu vertreiben weiß. Sie gebrauchen keinen mit dem „Leitfaden" danebenstehenden Lehrer, wie es bei den Stadtkindern nötig ist. Hunderterlei Variationen haben ihre einfachen Spielchen. Es werden Brücken gebaut, Dämme geschüttet, Kanäle gegraben, neue Flüsse, Seen und Teiche gemacht, Wälder ausgerodet, neue Schonungen angelegt, je nach den Terrainverhältnissen. Die Mädchen stellen Backöfen auf und backen aus Lehm und Sand die schönsten Brote und Kuchen. Die Knaben fertigen aus Holunder prächtige Knallbüchsen und aus Weidenästen Pfeifen an, auf denen man den Mädchen zum Ringeltanz aufspielen kann. Aber auch schon ein Blatt, ein Grashalm, ein Gänsekiel genügen, um die Lieder, die man im Winter von den größeren Geschwistern gehört hat, zu erproben.

Um die Kräfte zu messen, gehen die Jungen „w bjotci“ (Ringkampf). Stehend und knieend wird gerungen, bis einer als Sieger hervorgeht.

Am Sonntag, wenn auch die Pferde auf der Weide sind, geht man „w koty“ (Katzenzug). Zwei Knaben legen sich die Pferdezäume nach Art der Geschirre um den Nacken, binden die gegenseitigen Riemen zusammen, stellen sich auf alle „Viere“ und ziehen. Da muß man sich stramm in die Sielen legen, um nicht von dem Gegner fortgeschleppt zu werden.

Die Mädchen spielen gerne „Graupenklopfen“ (peszka tłuc). Sie stellen sich rücklings gegeneinander, haken mit den Armen ein, und nun geht das Stampfen los. Einmal beugt sich Anka tief nach vorne, und Franka schwebt hoch auf dem Rücken, Anka streckt sich wieder, Franka neigt sich herab und Anka ist oben. So geht es abwechselnd; die Füße stampfen kräftig auf, um das Aufschlagen des „stompor“ beim Graupenklopfen täuschend nachzuahmen. (Sanddorf.)

Hat man sich müde getollt und das Vieh in Ordnung gebracht, so geht es ans Rätselraten:

1. Málúsćy, ógrąglúsćy, b́egω fúrt! (Groch.)
2. Śédzï panna v múrze v czýrvúnym kaptúrze (Cégła.) [Var.: Śédzï pánna a múrku v czýrvúnym kaptúkú.]
3. Czýrvŭno są národzyło, źélúno są náchodzyło, b́ωło było scąty ï dó grobú vząty. (Żïto.)
4. Rósńe rŭża vpósrúd mórza, a mógą prźïoc, że mω tïśoc (Mak.)
5. Pód żelúnym dóbćym kúlało są kłóbćym, mïsz ńé było, uógún mńáło. (Żółodz.)
6. Róch zaśωł gróch, słúńce vstáło, gróch uóbrało, mńéśoc védzωł, ńépv́ndzωł. (Grωd.)
7. B́ωły jak gáś, to ńé je gáś źélúny jak trωva mω uógún jak króva à to ńé je króva. Sróka.)

1. Klein und rund und läuft fort. (Die Erbse.)
2. Ein Fräulein sitzt in der Mauer in einem roten Rocke. (Der Ziegelstein.)
3. Rot wurde er geboren, grün ging er einher, weiß wurde er abgehauen und ins Grab genommen. (Der Roggen.)
4. Ein Rose wächst mitten im Meere, und ich kann beschwören, daß sie ein Tausend hat. (Der Mohn.)
5. Unter der grünen Eiche rollte es wie ein Knäuel, es war keine Maus, hatte aber einen Schwanz. (Die Eichel.)
6. Roch säte Erbsen, die Sonne stand auf und sammelte sie fort, der Mond sah es und erzählte es nicht. (Der Hagel.)
7. Weiß wie eine Gans und ist keine Gans, grün wie Gras, hat einen Schwanz wie eine Kuh und ist doch keine Kuh. (Die Elster.)

8. V lése rósło, lístï mńáło, przíszło dó düm, záspyvało. (Skrzipćy.)

8. Wuchs im Walde, hatte Blätter, kam nach Hause und begann zu singen. (Die Geige.)

9. Málüsćy, ókrąglüsćy, ják to rùszï, płákac mǘszï. (Círbüla.)

9. Klein und rund, und wenn man es anrührt, muß man weinen. (Die Zwiebel.)

10. V lése scąty, v dümü zjáty, v stódole są nalegało [Var.: nárïgało], pó vśï [Var.: pó klepïskü] są nábegało. (Rzészoto.)

10. Im Walde abgehauen, im Hause abgenommen, in der Scheune lag es sich satt [machte es einen Reigen] und lief im Dorfe [auf der Tenne] umher. (Das Sieb.)

11. Jédze, ńé vozym, szmága, ńé bïczym, krócï béz diszlï. (Rïbak v czółńe.)

11. Er fährt, doch nicht im Wagen, er schlägt, doch nicht mit der Peitsche, er lenkt, doch nicht mit der Deichsel. (Der Fischer im Boot.)

12. Mümï táko pánną, có mω stó sùkńüv, jak víndze na dvür [Var.: ná ves], tó je gółω dùpa vídzec [sive: vidac]. (Kùra.)

12. Wir haben ein Fräulein, das hat 100 Kleider, und wenn es hinausgeht, so ist der Nackte zu sehen. (Das Huhn.)

13. Sédzï pánna v sklépe, cíjamï są klépe. (Ćérzïnka.)

13. Ein Fräulein sitzt im Keller und wird mit Stöcken geklopft. (Das Butterfaß.)

14. Sédzï pánna v kóce v zélünï łóce. (Kűropatka.)

14. Ein Fräulein sitzt im Versteck in der grünen Wiese. (Das Rebhuhn.)

15. Sédzï kótek v uókńe, uógü-nek mù mókńe. (Ïgła.)

15. Ein Kätzchen sitzt im Fenster, der Schwanz wird ihm naß. (Die Nadel.)

16. Széd pün dó panna, póżïczïc cábana, z kósmatï [Var.: zé zelünï] łócï vígüńac bócy. (Grzébyń.)

16. Der Herr ging zum Herrn, einen caban[1]) zu leihen, um von der rauhen [grünen] Wiese die Käfer zu vertreiben. (Der Kamm.) (Sanddorf.)

Aber bei dem Rätselraten ist man uneinig geworden und beginnt sich zu verspotten:

Isak, Isak, gdze te beł,
Za goreczko wodka pił,
Przepił konia, przepił woz,
Na czem bandzesz dupa wios.

---

[1]) caban, eine Art großer wallachischer Schafe. Hier hat er die Bedeutung eines gewichtigen Gegenstandes.

(Isaak, Isaak, wo bist du gewesen,
Hast hinterm Berge Schnaps getrunken,
Vertrinkst das Pferd, vertrinkst den Wagen.
Worauf wirst du den Hintern fahren.)

* * *

Jan zban, kosze plot żaby gniot
chtorna tłusta to jo fjusta
chtorna chuda, to jo psu da.
(Johann, Kann' flocht die Körbe, quälte Frösche
die fetten aß er selbst,
die magern gab er dem Hund.)

* * *

Alexander szed na handel
Kupił buty za tszy gloty.
(Alexander ging auf den Handel
Kaüfte Stiefel für drei Finten.)

* * *

Antoni koty goni w koło jabłoni.
(Anton jagt die Katzen um den Apfelbaum.)

* * *

Kuba, kubie wełbie dłubje,
Co wydłubie to da kubi
Co wydrapie to da gapie
Co wygszebie to dlo sebie.
(Jakob bohrt dem Jakob im Kopf,
Was er ausbohrt, gibt er dem Jakob,
Was er auskratzt gibt er der Krähe,
Und was er ausscharrt, behält er für sich.) (Sanddorf.)

* * *

Auf einmal erschallt der Ruf des Kuckucks. Das ist für die Jugend ein stets interessanter Vogel. Sofort hört der Streit auf, und die Kinder fragen:

Kukaweczko licz, licz,
wiele latek landa žyc.
(Kuckuck zähl, zähl,
Wieviel Jahre ich noch leben werde.)

Nun zählt man aufmerksam die einzelnen Rufe, bis der Kuckuck sich unterbricht. Die Zahl gibt die Jahre an, die man noch zu leben hat. —

Ein Mädchen bemerkt ein Marienkäferchen. Es setzt es sofort auf die Hand und fragt

Panno Marianno, wiele
godzin do obiadu?
(Marienkäferchen, sage mir,
wieviel Stunden sind noch bis Mittag.)

Nun zählt das Kind. Die Zahl, bei welcher der Käfer fortfliegt, gibt die Stunde an.

Oder:

Marineczka, panianeczka
Powiedz jaka godzyneczka
(Mariechen, Fräuleinchen,
Sage mir, welche Stunde jetzt ist.) (Sanddorf.)

Wenn der Herbst kommt mit seinen stillen, sonnigen Tagen und den — Kartoffelferien, beginnt für die Dorfjugend eine herrliche Zeit. Dann ist reichlich Platz auf dem Felde, man braucht nicht so ängstlich auf das Vieh Obacht zu geben. Es werden auch die Grenzen der einzelnen



50. Die Kinder beim Märchenerzählen. (Sanddorf.)

Weiden nicht so genau berücksichtigt, die Herden von mehreren Bauern und ihre Hirten schließen sich gesellig zusammen. Aus dem Wald, vom Moor werden Holz und Torf zusammengeschleppt, und ein großes Feuer wird angezündet. Die Kinder lagern sich herum und backen in der heißen Asche Kartoffeln, die mit wenig Salz und viel Appetit verspeist werden. Oft gibt es auch eine besondere Delikatesse: Die Reizker. Der Pilz wird auf Kohlen braun gebraten und der Saft in dem Zipfel der Jacke tüchtig ausgedrückt. Mit Salz bestreut, bildet der Reizker einen schmackhaften Leckerbissen. —

Die Kinder sind den Tag hindurch unter sich, ohne Aufsicht, unbewacht. Die herrliche Gabe der Phantasie, die in der Schule nur wenig Raum hat, findet hier Zeit sich zu entfalten. Nachdem man mit

Spielen die Stunden sich verkürzt hat, treten die Märchen, die Sagen an die Reihe. Und was man im Winter aus dem Munde der Großmutter, des Großvaters gehört hat, das beginnt die kindliche Phantasie in ihrer Art zu verarbeiten, es mit der Umgebung zu verknüpfen.

Ich erinnere mich aus meiner eigenen Jugend, wie die Phantasie das Feld, den Wald, Berg und Tal mit geheimnisvollen Wesen bevölkerte. Da gabs eine Schlucht, in der man zu bestimmten Stunden den Hammerschlag auf dem Schmiedeamboß hören könnte; da war ein Stein, der zu gewissen Zeiten die Gestalt eines Löwen annahm, da stand eine Kieferngruppe, ging man nach Sonnenuntergang dort vorbei, so hat der Böse dem Wanderer unsichtbare Fesseln um die Füße gelegt, daß man auch keinen Schritt weiter tun konnte; wir kannten eine unergründliche Quelle, aus der gegen Abend weiße Gestalten emporschwebten . . .

Glücklich die Jugend, der die heimatlichen Fluren noch Nahrung für die Entfaltung der Phantasie bieten. Es ist eine einfache, gesunde Kost, die die Liebe zur heimatlichen Scholle weckt und stärkt. Bedauerlich wird es sein, wenn unsere Kinder die nächste Umgebung mit so nüchternen Augen ansehen werden, daß sie gleich dem Stadtkind zu Indianergeschichten und ähnlichem Lesefutter greifen werden, um den Drang der Phantasie zu befriedigen.

Die Sitte der gemeinsamen Weideplätze kommt aber auch hier immer mehr ab. Die Kinder der größeren Bauern halten sich zum Viehhüten zu gut, und es werden Hütejungen angestellt, die isoliert die Herde weiden. Aber die Kinder eilen wenigstens am Sonntag aufs Feld, um einige Stunden in Ungebundenheit zu verbringen. —

Mit dem zwölften Jahre beginnt der Konfirmandenunterricht, bei dem die Kinder auf den Empfang der hl. Sakramente vorbereitet werden. Die Kirchspiele sind sehr ausgedehnt. Sie umfassen oft einen Umkreis von zwei Meilen. Von Ostern bis Michaelis (29. Sept.) müssen die Kinder zweimal in der Woche am Dienstag und Freitag den langen Weg zur Kirche machen. Die am weitesten wohnenden, z. B. Sanddorf, brechen bereits um 4 Uhr des Morgens auf, um rechtzeitig zur hl. Messe, um 7 Uhr, da zu sein. Um 8 Uhr beginnt der Unterricht, der etwa bis 10 Uhr dauert. Dieser körperlichen Anstrengung sind auch nur die kräftigsten Kinder gewachsen, für die meisten bringt sie gesundheitliche Nachteile. Wenn ein zwölfjähriges Kind in aller Herrgottsfrühe einen Weg von zwei Meilen gemacht hat, so ist es geistig wenig aufnahmefähig. Der Unterricht dauert zwei Sommerhalbjahre. Die Beichte und die erste hl. Kommunion sind für das Landkind ein bedeutsames Ereignis. Zur Erinnerung erhält das Kind ein Gedenkblatt, das eingerahmt einen Wandschmuck bildet. Gewöhnlich fällt mit der Annahme zu den hl. Sakramenten auch die Entlassung aus der Schule zusammen, so daß ein wichtiger Lebensabschnitt den Abschluß erhält.

Nach der Entlassung aus der Schule bleibt sich die Jugend meist selbst überlassen. Die Kirche kümmert sich wegen der ausgedehnten Kirchspiele wenig um sie. Die Schule hat keinen Einfluß auf die schulentlassene Jugend, weil die Lehrer in den kaschubischen Dörfern mit dem Volke so gut wie keine Fühlung haben. Schule und Haus stehen sich fremd gegenüber. Es gibt hier Jugendbildner, die ihre 20 Jahre in einem Orte wirken, ohne jemals eine Bauernstube von Innen gesehen zu haben. Ja, es ist hier in weiten Kreisen sogar die Meinung verbreitet der Lehrer gehöre in die Schule, was darüber hinaus geschieht, ist von Übel. Dieser Grundsatz mag in der Stadt angebracht sein, aber er kann nicht für das Volk, besonders für unsere kaschubischen Ortschaften, gelten. Hier ist der Lehrer oft die einzige Person, die geistig höher steht, und die dem Volke ein Führer sein sollte und müßte. Hat der Lehrer auf das schulentlassene Kind, hat er in der Gemeinde keinen Einfluß, so tut die Schule nur halbe Arbeit. Nein, sie tut weniger. Sie sät, aber sie erntet nicht! —

Für die Eltern sind die Kinder nach der Entlassung aus der Schule ein Kapital, das möglichst reiche Zinsen bringen soll. Da es in der Heimat nicht genügend Verdienst gibt, so wird die Außenarbeit gesucht. Moralisch ist es für die Jugend ein großer Nachteil. Die in der Schule erworbenen Kenntnisse gehen in der Fremde freilich nicht so leicht verloren. In der Beziehung sind die Bauernkinder schlimmer daran. Sie kommen jahrelang über die Grenze des Dorfes nicht hinaus. Im Orte fehlt jede geistige Anregung. Es ist schmerzlich zu beobachten, wie die jungen Leute von zwanzig Jahren, die als Schulkinder sich tüchtige Kenntnisse erworben hatten, kaum den Namen zu schreiben verstehen. Es dürfte in Deutschland kaum eine andere Gegend geben, in der man die schulentlassene Jugend so geistig verkommen läßt wie in der Kaschubei. —

10. Hausfleiß und Volkskunst.

Hausfleiß! Einen eigenartigen, vertraulichen Wohlklang hat das Wort. Friedliche Bilder füllen unsere Vorstellung. — Ein geräumiges, reinliches Zimmer, die Hausbewohner am flackernden Kaminfeuer. Der Großvater setzt die letzte Kraft an, um die biegsamen Kiefernwurzeln in die rechte Form eines Korbes zu zwängen. Der Hausherr unterweist den lernbegierigen Buben in der sicheren Führung des Schnitzmessers. Man hört das gleichmäßige Schnurren des Spinnrades, — überall frohes, fleißiges Schaffen. Ein jedes Familienmitglied hat eine nützliche Betätigung, die seine Zeit in Anspruch nimmt. — Und die Großmutter, die sich nicht mehr nützlich machen kann, erzählt ein Märchen, das zwar allen Anwesenden bereits bekannt ist, aber sie nicht davon abhält, jede

Einzelheit mit dem naiven Ernst eines unschuldigen Gemütes zu verfolgen. — Ein Bild des alten Hausfleißes, umweht von dem Hauch der Volkspoesie! —

Der Hausfleiß hatte in der Kaschubei eine große Verbreitung. Das wird zugegeben. Wie will man aber die oft primitiven Erzeugnisse mit der Volkskunst in Einklang bringen! Man ist gewohnt, bei dem Worte Volkskunst an reichgeschnitzte Truhen, Schränke, prächtige Stickereien oder etwas Ähnliches zu denken. Solche Erzeugnisse wird man bei dem kaschubischen Volksstamm vergeblich suchen, und daraus erklärt es sich, daß man von einer Volkskunst in der Kaschubei noch niemals etwas gehört hat.

Heute kommt man jedoch zu der Erkenntnis, daß es ein Irrtum ist, nur das als Kunstprodukt anzusehen, was reichen Schmuck oder reichen Zierat aufweist. Wir müssen alle Erzeugnisse des Hausfleißes zur Volkskunst rechnen, weil sie aus einer selbständigen Fertigkeit hervorgehen.

„Wenn es auch meistens den Anschein hat, „sagt O. Schwindrazheim,[1]) „als sei dabei von Kunst keine Rede, so rührt diese Anschauung bei vielen Gegenständen doch nur davon her, daß wir immer die verkehrte Ansicht mitbringen, als sei das nur ein Kunstgegenstand, was reichen Schmuck aufweist, und was wir in der Stadt unter einem Kunstgegenstand gemeinhin verstehen . . . Gerade in der Bauernkunst zeigt sich die Verkehrtheit unseres gewohnheitsmäßigen Unterschiedes zwischen bloßem Gebrauchsgegenstand und Kunstgegenstand — ein Versenken in die alte Bauernkunst lehrt uns, daß ein zweckmäßig, solide und sauber gearbeiter Gegenstand, und sei's nur ein Zaun, ein Bienenstand, schon ein Kunstgegenstand ist; weder einfacher Zweck, noch primitives Material, noch die Verzierungslosigkeit entkleiden sie ihres Wertes."

Und Julius Hart wirft in einem Aufsatz über „Kunst und Metamorphose" [2]) die Frage auf: Was ist Kunst? Und wer ist ein Künstler? Er prägt dabei folgende Sätze: „Ein Urmensch nimmt einen Stein und mit Hilfe eines andern Steines schleift er ihn zu einem Werkzeug zu, zu einer Pfeilspitze, zu einem Beil. Dieser Stein, in ein Werkzeug umgeformt, ist ein Kunstwerk, und der ihn herstellt ein Künstler. Und wer nun Geräte, Töpfe, Tische, Stühle, Kleider macht, ist auch für die primitive Auffassung ein Künstler."

Von solchem Gesichtspunkte aus gewinnen die Erzeugnisse des Hausfleißes eine ganz andere Wertschätzung. Der kaschubische Volksstamm ist verhältnismäßig arm gewesen. Die meisten Dörfer lagen weit

---

[1]) Bäuerlicher Hausfleiß. Kunst auf dem Lande. Herausgegeben von H. Sohnrey. Verlag von Velhagen und Klasing, Leipzig.

[2]) Der Tag, Nr. 173, Juli 1910.

entfernt von der Stadt und waren von jeglichem Verkehr abgeschlossen. Der Boden ist in jenen Landstrichen äußerst mager. Arbeitsgelegenheit gab es, namentlich im Winter, nicht. Das Volk hatte hart mit dem Lebensunterhalt zu ringen. Geld war ein rarer Artikel. Die Leute waren gezwungen, alle zum täglichen Gebrauch im Hause und in der Landwirtschaft nötigen Gegenstände sich selbst anzufertigen. Daraus erklärt es sich, daß gerade in der Kaschubei der Hausfleiß sehr verbreitet gewesen ist und sich in einigen entlegenen Ortschaften bis auf die Gegenwart erhalten hat.



Abb. 51. Alter Geschirrschrank. (Sanddorf.)

Ein jeder Gegenstand, den der Bauer in die Hand nahm, vom Holzlöffel bis zum Pflug, wurde von ihm selbst angefertigt. — Die Zimmereinrichtung, das Mobiliar, ist bei dem kaschubischen Volksstamm niemals ein protzig reiches gewesen. Aber erwägt man die bescheidenen Verhältnisse, unter denen das Volk damals wohnte, und betrachtet man das Hausgerät aus jener Zeit, so muß man zugeben, daß der Geschmack, der Kunstsinn des Volkes, vor Jahrzehnten auf einer weit höheren Stufe stand als heute.

Sehen wir uns jene alten, bemalten Schränke und Truhen an, wie man sie noch vereinzelt in den Hütten findet. Wie prächtig präsentiert sich der offene Geschirrschrank mit den blanken Löffeln in den Leisten und den buntbemalten alten Bauernschüsseln. Wie fein symmetrisch stehen seitlich die gedrehten Säulen, wie einfach und schön sind die Linien der oberen Verzierung! Betrachten wir daneben den Glasschrank, wie das

Volk ihn heute auf dem Markte ersteht und der das höchste Ideal eines jeden Kaschuben ist, so staunt man über die umsichgreifende Geschmacksverirrung.

Ich fand neulich in einem Bauernhause in der sogenannten „guten Stube“ — die gibt es nun auch beim Bauern — neben dem neumodischen Glasschrank auch den alten Geschirrschrank stehen, der noch recht gut erhalten war. Auf meine Frage, welcher Schrank wohl schöner sei, verglich der Bauer aufmerksam beide Stücke und kam zu dem Schlusse: der alte Schrank sehe ja besser aus, „ale to terro nie moda“, aber das sei heute nicht mehr modern. Die unselige Mode ist also selbst in die fernsten Winkel der kaschubischen Dörfer eingedrungen und fegt den letzten Rest einer alten Kultur fort. Nicht der Geschmack des Volkes hat so barbarische Formen angenommen, sondern die Mode erweist sich als die größte Feindin der Überlieferungen.

Das kaschubische Volk hat stets eine starke Vorliebe für bunte Farben gezeigt. Die Malerei hatte als Volkskunst eine gewisse Bedeutung. Es gab eine Reihe Dorfkünstler, die die Truhen, Schränke, Stühle, Bettgestelle, Teller, Bilder usw. mit bunten Mustern verzierten. In den meisten Fällen sind die Ornamente bereits verwischt, aber soviel läßt sich noch erkennen, um sich ein Bild von ihrer Ursprünglichkeit machen zu können. Für gewöhnlich spricht man hier vom slawischen Stil. Ich kann mich jedoch für diese Spezialisierung nicht erwärmen; wie ich auch die Bezeichnung schwedische, ungarische, kroatische Muster nicht für die aus dem Volke überlieferten Motive angewendet haben möchte. Am passendsten erscheint mir die Bezeichnung Bauernstil, weil man fast überall verwandte Motive in der Bauernkunst findet. Ich habe einmal von wandernden Melodien gelesen und Wilhelm Tappert nennt sie „die unermüdlichen Touristen der Erde.“ Er sagt: „Sie überschreiten die rauschenden Ströme; passieren die Alpen, tauchen jenseits des Ozeans auf und nomadisieren in der Wüste, überall andern begegnend, welche den entgegengesetzten Weg machen. Die klingenden Gesellen sind immer unterwegs; aus der Werkstatt ziehen sie auf die Landstraße, mit dem Handwerksburschen in die Herbergen, um sich von hier aus wieder zu zerstreuen bis in das entlegenste Städtchen, bis ins kleinste Dorf. Vom Tanzboden gelangen die Eindringlinge wieder in die Kinderstuben, aus den Konzertsälen entschlüpfen sie und mischen sich unter die Schnitter auf dem Felde, leisten dem Jäger im Walde Gesellschaft und kürzen dem Soldaten auf der Wacht die Stunden . . . Es gibt Motive von solcher Lebensfähigkeit und Lebenszähigkeit, daß ihre Existenz fast so alt ist als unsere Zeitrechnung.“

Das gleiche läßt sich auch von wandernden Mustern sagen. Wenn wir die einzelnen Stile genauer studieren, so werden wir in den ungarischen, serbischen, kroatischen, schwedischen, slawischen, chinesischen, japanischen

verwandte Motive finden. „Auch in der Kunst gibt es viel Schönes, das, sein Gewand Ländern und Zeiten anpassend, unvergänglich ist", sagt Tappert.

Zu solchen wandernden Gesellen, zu solch echt volkstümlichen Bauernmotiven möchte ich die Muster der kaschubischen Volkskunst zählen. Bei den Motiven läßt sich sogar ein morgenländischer Einfluß nicht verkennen. Vorherrschend ist das Tulpen-, Herz- und Rosenmotiv. —

Der Hausfleiß des Spinnens und Webens stand in der Kaschubei in sehr hoher Blüte. Und auch bei dem Weben offenbarte sich die Vorliebe des Volkes für leuchtende Farben und bunte Muster. Es sind prächtige Stoffe für Bettbezüge, Schürzen, Kleider gemacht worden. Eine gewisse Berühmtheit hat der kaschubische Warp erlangt, ein kräftiges Gewebe, bei dem Aufzug und Einschlag aus gesponnener Schafwolle sind. In der Färberei wurde der Stoff gewaschen, gewalkt und gefärbt, für die Männerkleider einfarbig blau, für die Frauen rot oder grün mit schwarzen Streublümchen. In jeder Kreisstadt gab es eine Färberei, von denen die in Berent, Bütow und Konitz die bedeutendsten gewesen sind und sich bis auf die Gegenwart erhalten haben.

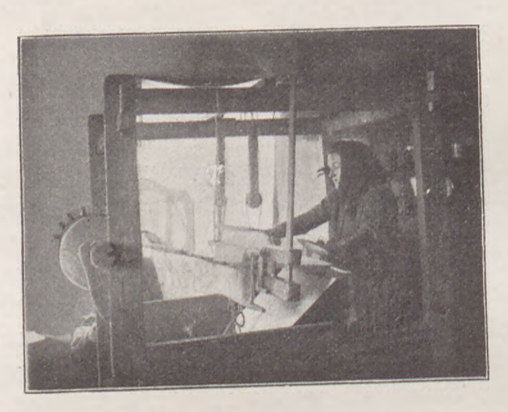


Abb. 52. Am Webstuhl.

Neben der Landwirtschaft betrieb der kaschubische Bauer die Fischerei, da die meisten Dörfer an einem See oder an einem Fluß liegen.

Die Netze verschrieb der Fischer sich nicht aus der Fabrik, sondern er strickte sie aus selbstgesponnenem Garn. Männer und Frauen haben darin eine erstaunliche Fertigkeit erlangt. Die Technik entspricht genau der Filetarbeit.

Die Zugseile drehten sich die Leute aus Kiefernwurzeln. Sie waren praktischer und namentlich billiger als die heutigen Hanfseile.

Ein wirklich bodenständiges Erzeugnis des Hausfleißes waren die Wurzelflechtereien. Es gibt hier weite Strecken Ödland, die mit kleinen, verkümmerten Kiefern, den sog. Kuseln, dicht bestanden sind. Sie haben zahllose dünne Wurzeln, die sich in dem mageren Erdreich weit hinausziehen. Aus den geschälten Wurzeln werden allerhand Gebrauchsgegenstände gemacht, als Maße zu Korn, Mehl, Kartoffeln; Behälter zu Pfeffer, Salz, Streichhölzchen; große Kiepen zum Korn; ja sogar Kannen und Feuereimer, die so dicht geflochten sind, daß kein Tropfen Wasser durchdringt. Einen Handelsartikel bilden noch heute

die Lischken. Es sind eine Art zweiteilige Spankörbe aus gerissenen Holzleisten, die sich sehr gut als Versandkartons bewähren.

Auch die Holzschnitzkunst wird von einigen Dorfkünstlern noch gepflegt, die namentlich Figuren für Wegekreuze anfertigen.

Eine besondere ländliche Industrie, die ganz aus dem Bedürfnis des Volkes hervorgeht, ist die Anfertigung von Tabaksdosen. Der echte Kaschube ist kein Raucher, dafür aber ein um so leidenschaftlicher Schnupfer. Und die Behälter für den Tabak, die Dosen, sind ein einheimisches Erzeugnis. Sie werden aus Birken- oder Kirschbaumrinde und namentlich

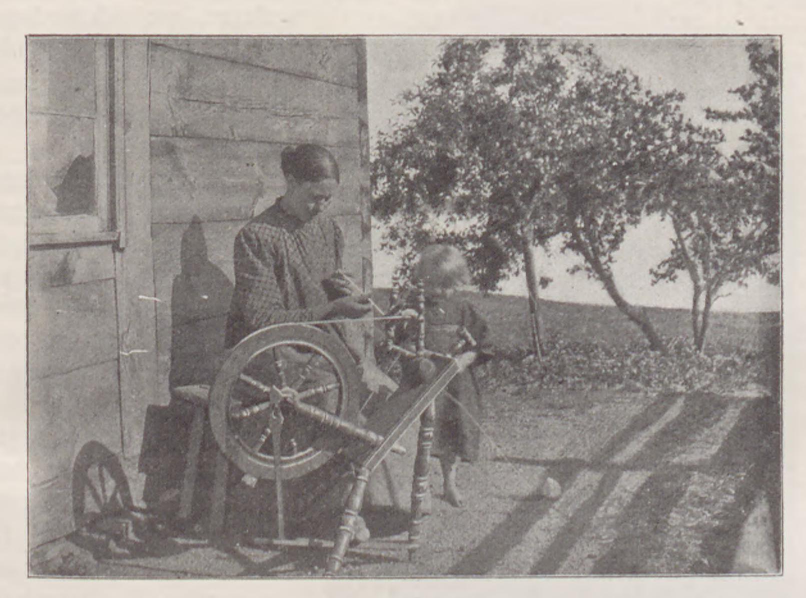


Abb. 53. Am Spinnrad.

aus Rindergehörn angefertigt und mit Schnitzereien versehen. — Auch den Tabak kauft sich der Kaschube nicht vom Krämer, sondern er macht sich ihn selbst. Früher hat er sich sogar seine Tabakstauden im Garten angebaut. Heute erwirbt er die Tabaksblätter im Dorfkrug, trocknet und zerschneidet sie und reibt sie in einer Schüssel mit rauhem Boden zu feinem Tabakpulver (Abb. 54).

Es ist unleugbar, daß der frühere Bauer mit seiner außerordentlichen Geschicklichkeit dem heutigen Landmann an Selbständigkeit weit überlegen war. Der Dörfler von ehemals war ein Meister, sein ganzes Eigentum, vom Haus bis zum Holzschuh, war oft das Werk seiner Hände. Der Bauer wußte nicht nur den Pflug zu führen, sondern er verstand ihn auch zu bauen. Heute überläßt der Dörfler schon das Aufstellen eines Zaunes dem Dorfhandwerker, und der arbeitet nach einem gewohnten Schema.

Im allgemeinen ist man wohl der Ansicht, daß der Hausfleiß gänzlich erloschen ist. Für manche Landstriche trifft das wohl zu, aber in den entlegenen Dörfern der Kaschubei ist er noch ziemlich stark verbreitet. Es werden eine Menge Gegenstände: Stühle, Ofenbänke, Körbe, Reusen, Lischken, Netze, Flachsschwingen usw. gefertigt. Das Spinnrad und den Webstuhl findet man noch in vielen Familien. Kleider aus selbstgefertigten Stoffen werden noch mehr getragen, als man anzunehmen pflegt.



Abb. 54. Der Tabakmahler.

Soll man nun müßig zusehen, wie auch der letzte Rest einer alten Volkskunst, eines eingebürgerten Hausfleißes unwiederbringlich verloren geht?

In Schweden hat man die Bedeutung, die der Hausfleiß für ein Volk hat, weit früher erkannt und sorgte für dessen Belebung. Erst galt es auch dort, von dem Alten zu retten, was noch zu retten war. Da war es namentlich Arthur Hazelius, der Schöpfer des Nordischen Museums und des Freilichtmuseums in Skansen, der sich mit nie versagender Begeisterung in den Dienst der guten Sache stellte. Und Schwedens Frauen waren es, unter deren Einflusse der Hausfleiß sich zu einer Hausindustrie entwickelte, die den Stolz der Nation bildet.

Weshalb sollte auch bei uns der Hausfleiß sich nicht wieder beleben lassen? Die Grundbedingungen, das Vorhandensein alter einheimischer Techniken, sind da. Es heißt nur das Alte zu studieren, um darauf etwas Neues zu schaffen.

Der Bauer hat noch nicht die Lust am Basteln verloren, und das Volk hat noch nicht den Sinn für lebhafte Farben eingebüßt. Es wäre jedoch verkehrt, den Hausfleiß nur beleben zu wollen, damit das Volk sich die für den Haushalt nötigen Gegenstände selbst anfertige, damit die Frauen spinnen und weben, um die starken praktischen Stoffe für ihre Bekleidung zu haben. Die Lebensbedingungen und Gewohnheiten

sind heute andere als in früheren Zeiten. Dem Volke muß aus der häuslichen Betätigung eine Einnahmequelle erwachsen. Wer diese Aufgabe lösen will, der hat sich mit den geübten Techniken vertraut zu machen. Die Wiederbelebung muß im künstlerischen Sinne erfolgen. Das Neue muß zwar auf dem Alten fußen, aber es soll so gestaltet sein, daß es dem heutigen Geschmacke des Publikums entspricht und Käufer findet.

Vorbildlich ist in dieser Beziehung Schweden. Dort hat sich ein Verein gebildet: „Freunde der Handarbeit". Er will die Reste der nationalen Techniken der Weberei und Stickerei in künstlerischem Sinne wieder beleben und dadurch der schablonenmäßigen Fabrikarbeit entgegenwirken. Der Verein hat eine Reihe von Schulen gegründet und in erfolgreichster Weise den Hausfleiß gefördert. Bedeutende Künstler haben sich in den Dienst der guten Sache gestellt, um durch Schöpfung immer neuer Muster und Vorlagen die Arbeiten vor Einseitigkeit zu bewahren. Die Erzeugnisse haben auf der Pariser Weltausstellung die höchste Anerkennung gefunden. Die Tätigkeit des Vereins könnte für Deutschland mustergültig sein. Es sind auch bei uns noch eine Reihe alter Techniken der Handarbeit nicht ausgestorben, die wiederbelebt werden könnten.

In Sanddorf im Kreise Berent ist der Versuch gemacht, die hier heimisch gewesenen Techniken der Stickerei, Weberei und Flechterei zu beleben. Es mag hier angeführt werden, was die Begründerin Frau Th. Gulgowski-Fethke über die Belebung des Hausfleißes der Stickerei im Land[1]) berichtete:

„Wie kamen sie darauf?" Das ist die stets sich wiederholende Frage, wenn ich die Stickereiarbeiten unsrer einfachen Dorfmädchen Interessenten zur Ansicht vorlege. Ich muß aufrichtig sagen, daß ich in den meisten Fällen die Antwort schuldig bleibe, denn das Ergebnis jahrelanger Vorbereitungen, Erfahrungen und — Enttäuschungen läßt sich nicht mit ein paar Worten erschöpfen.

Nun aber, da auch der Herausgeber dieser Zeitschrift dieselbe Frage an mich gerichtet hat, will ich gerne Rede und Antwort stehen.

Um meine auf die Wiederbelebung kaschubischer Bauerstickereien gerichteten Bestrebungen zu verstehen, muß man mir schon in meinen einsamen Waldwinkel folgen, denn eine Wohlfahrtseinrichtung läßt sich nur aus den umgebenden Verhältnissen heraus richtig beurteilen. Was sich an einem Orte vorzüglich bewährt und gute Früchte zeitigt, kann für eine andere Gegend gänzlich ungeeignet sein.

Sanddorf[2]) ist ein kleiner Ort von 200 Einwohnern. Es liegt am

---

[1]) „Das Land", — Berlin. Organ des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. 18. Jahrg. 1. Febr. 1910, S. 185: Wie ich darauf kam, den Hausfleiß einzuführen.

[2]) Sanddorf in Westpreußen, Reg.-Bez. Danzig, Post Altbukowitz.

Weitsee (Wdzydze-See), einem der größten Seen Westpreußens. Die weitverzweigten Arme des Sees schließen das Dorf so ein, daß es auf einer Halbinsel liegt. Dadurch ist es vom großen Verkehrsleben gänzlich abgeschlossen, und auch im Umkreise von sechs Kilometern ist keine größere Ortschaft. Es gibt hier keine Armen, aber auch keine Reichen. Ein jeder Bewohner hat sein kleines strohgedecktes Häuschen, daneben ein Stück Land, wo er Kartoffeln und Roggen baut. Die acht Bauern haben zwar einen umfangreichen Grundbesitz (bis 600 Morgen), der Boden ist aber sandig und in schlechter Kultur, schließt daher Wohlhabenheit aus. Die Leute sind auf einen Nebenverdienst angewiesen, der sich ihnen in früheren Zeiten in der Fischerei bot. Nachdem aber die Berechtigung vor etwa 10 Jahren abgelöst ist, sind sie auf Außenarbeit angewiesen, und damit begann die sog. Sachsengängerei. Im Frühjahr wanderten die jungen Mädchen und Burschen auf Arbeit aus, und den Winter verbrachten sie zu Hause.



Abb. 55. Sanddorf am Weitsee.

So lagen die Verhältnisse, als ich vor zehn Jahren nach Sanddorf „einheiratete“. Als Lehrerfrau in einem einsamen Dorfe fühlt man sich ohnehin als die „geistige Mutter“ der Leute, und da mein Mann sich mit dem Studium der Volkskunde beschäftigte, so kam ich um so mehr mit dem Volke in engere Berührung.

Im Winter, auf einer Hochzeit, war es. Eine Schar junger Mädchen hatte sich um mich versammelt, und ich ließ mir die schalkhaften kaschubischen Volkslieder vorsingen. Man gewinnt dadurch ein Zutrauen und erfährt die kleinen Freuden und Leiden. So hörte ich die Klage, daß die Leute, namentlich die jungen Mädchen, den langen Winter hindurch ohne jede Beschäftigung sind. Die Burschen finden eher Arbeit. Sie sorgen für Brennmaterial, helfen dem Bauern oder erhalten gelegentlich Beschäftigung im Walde. Die Mädchen waren direkt zum Müßiggang verurteilt, und die Langeweile zeitigte alle möglichen Untugenden.

Damals kam mir der erste Gedanke, hier helfend einzugreifen. Ich schlug den Mädchen vor, mich an einem der nächsten Abende zu besuchen. Das wurde mit großer Begeisterung aufgenommen, und es scharte sich um mich täglich ein Kreis von 15 bis 20 Mädchen. Ich las ihnen Märchen vor, und sie erzählten mir ihre phantastischen Sagen. Doch

auf die Dauer befriedigte mich das nicht. Ich wollte den Mädchen eine praktische Betätigung verschaffen, und dafür boten mir meines Mannes Sammlungen und Studien der Volkskunde die wertvollsten Fingerzeige. Ich lernte es kennen, daß die frühere Generation eine eigenartige, farbenfrohe Volkskunst besessen hatte. Truhen, Schränke, Stühle, Bänke, Bettgestelle, Wiegen waren mit buntfarbigen Malereien versehen. In den Motiven prägte sich ein einheitlicher, charakteristischer Volksstil aus. Vorherrschend war das Tulpen-, Herz- und Kreisornament. — Von besonderem Interesse waren aber die Frauenhauben (Abb. 56). Diese Kopfbedeckung, die

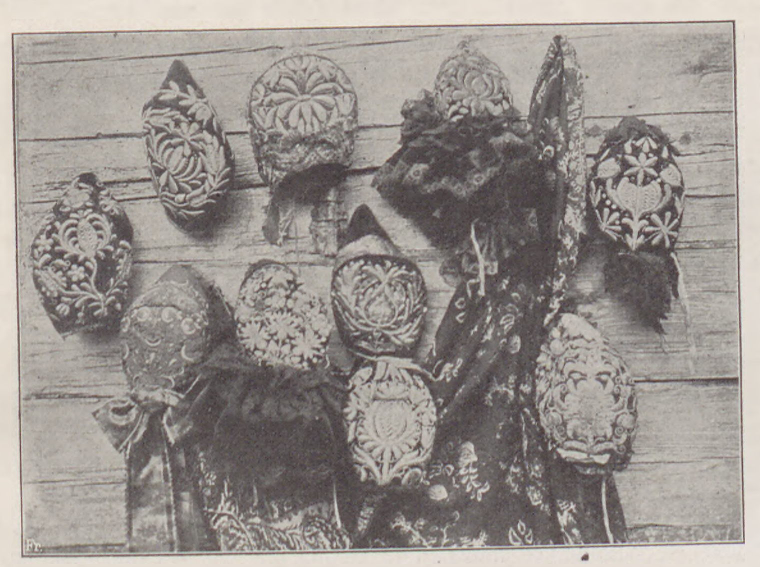


Abb. 56. Frauenhauben.

bereits vor etwa 30 Jahren gänzlich „aus der Mode" gekommen ist, war das Erzeugnis einer eingebürgerten Volkskunst. Geschickte Dorffrauen haben sie gearbeitet. Die ornamentalen Volksmuster wurden in Plattstichtechnik, mit Gold-, Silber- oder Seidenfaden auf schwarzem oder rotem Samt ausgeführt. Weniger war der ineinandergreifende Plattstich üblich. Wenn ich den Mädchen Beschäftigung geben wollte, so war es das natürlichste, daß ich zu der hier einst geübten Stickereitechnik zurückgriff, denn es war anzunehmen, daß diese Art der Betätigung dem Volksgeschmack am meisten entsprach. Und heute weiß ich es, daß ich mich nicht geirrt hatte.

An einem der nächsten Abende zeigte ich den Mädchen die Schätze der früheren Erzeugnisse und stellte ihnen in Aussicht, sie ebenfalls in die einst geübte Technik einzuführen. Das gab erst ein bedenkliches Kopfschütteln, so schwierigen, feinen Arbeiten fühlten sie sich nicht gewachsen. Aber ich hatte schon Vorbereitungen getroffen, mir von einer Dorffrau

ein Stück selbstgewebte Leinwand besorgt, kleine Musterdeckchen daraus geschnitten, unter Zugrundelegung der alten Motive Muster entworfen und aufgezeichnet. Stickgarn, Nadeln und Fingerhüte schaffte ich in genügender Menge an, die ich gratis an die Mädchen verteilte. Ich konnte ihnen auch ein Mustertuch vorlegen, das ein lebhaftes Interesse erregte. Und so wurde sogleich mit der Arbeit begonnen. Die ersten Versuche machten wohl Schwierigkeiten, aber zu meiner Befriedigung merkte ich, daß einige Mädchen sich sehr anstellig zeigten. Und schon nach wenigen Lehrstunden brachte ein Mädchen ein Stück Leinwand zu einem gestickten Deckchen „unter den Herrn Jesus". In jedem Hause hat man nämlich auf der Kommode ein Kruzifix (den Herrn Jesus) stehen. Und für diesen wurde das erste Erzeugnis bestimmt. Die Idee fand Anklang. Denn nun wollten sie alle ein Deckchen für den Herrn Jesus haben. Und es wurde mit einem Eifer gearbeitet, der mich selbst begeisterte. Manche Sachen fielen auch schon recht sauber aus. Als die eine Arbeit fertig war, da wollte man sich auch an größeren Stücken versuchen, und es wurden Tisch-, Kommoden- und Bettdecken aller Art gemacht. Es wurde ein Waschtag angesetzt, und die Stücke wurden gewaschen und geplättet. Als die Arbeiten so sauber dalagen, wollten es die Mädchen selbst nicht glauben, daß sie in so kurzer Zeit so viel gelernt hatten. Nun waren sie für die Sache gewonnen. Und durch stets neue Musterentwürfe suchte ich die Begeisterung wach zu erhalten. So wurde den Winter hindurch fleißig gearbeitet. Diejenigen, die in der Technik fortgeschritten waren, erhielten ihre Arbeiten auch ins Haus, und ich bestimmte nur die Farbenzusammenstellung.

Ich will hier hervorheben, daß ich noch gar nicht an eine Wiederbelebung des Hausfleißes dachte. Ich wollte nur das Schönheitsgefühl der Mädchen wecken und ihnen eine Beschäftigung an den Winterabenden verschaffen. Beides hatte ich erreicht. — Es muß zugestanden werden, daß die Sauberkeit manches zu wünschen übrig ließ, was bei einer landwirtschaftliche Arbeiten verrichtenden Bevölkerung wohl in etwas entschuldbar ist. — Als aber der „Herr Jesus" ein sauberes Deckchen bekam, und auch der Tisch, die Kommode oder das Bett eine schöne Stickerei erhielten, wollte die Unsauberkeit der Winkel nicht so recht dazu passen, und es begann auf einmal ein Scheuern und Waschen im Dorfe, als wenn der größte Feiertag bevorstände.

So verging der erste Winter (1906). Ich war mit dem Resultat zufrieden. Die Mädchen hatten eine angenehme, gern geübte Beschäftigung, und der Sinn für Sauberkeit war geweckt.

Bei Beginn des Winters 1907 nahm ich die Arbeiten wieder auf. Von den geschicktesten Mädchen ließ ich einige Sachen für meinen Bedarf anfertigen. Ich gab ihnen Leinwand, Stickgarn und entlohnte sie für ihre Arbeit. Der erste Verdienst machte ihnen eine große Freude. Bald

fanden sich auch in meinem Bekanntenkreise Liebhaber für die Erzeugnisse, und das spornte den Eifer der Mädchen immer mehr an. Ein Stück nach dem andern kam unter die Leute, und die Bestellungen flossen so reich, daß ich Mühe hatte, alle zu erledigen. Die Mädchen kamen nun nicht bei mir zusammen, da die eigentliche Lehrzeit zu Ende war. Sie arbeiteten zu Hause, vereinigten sich gewöhnlich abwechselnd in den einzelnen Familien, wo ich sie dann hin und wieder besuchte. Einmal in der Woche war Wasch- und Plättag, da hatte ich die Mädchen wieder bei mir vereinigt.



Abb. 57. Mädchen bei der Arbeit.

Mein Vorrat an Studien war so reichhaltig, daß ich aus dem Vollen schöpfen konnte und stets neue Muster ersann. Das war auch nötig. Denn die Phantasie unsres Landvolkes ist so rege, daß sie stets neue Nahrung verlangt. Und wenn ein Mädchen ein Stück genau nacharbeiten sollte, so ging sie mit Unlust an die Ausführung. Wenigstens eine kleine Abweichung in Farbe oder Zeichnung mußte ihm zugestanden werden. Mechanische Tätigkeit macht stumpf. Sobald die Phantasie nicht rege erhalten wird, erlahmt das Interesse. Das ist es, was uns bei den Überbleibseln der alten Volkskunst so besticht: Man findet nicht ein Stück, das dem andern völlig gleich wäre. Der Stil blieb einheitlich, aber das Motiv erfuhr hundertfache Variation.“ — Soweit der Bericht. —

Die Erzeugnisse waren bis dahin über den engsten Heimatkreis nicht

hinausgekommen, bis in der Zeitschrift „Die Landindustrie“ [1]) ein größerer Bericht erschien, der in verschiedene andere Zeitungen übernommen wurde. Daraufhin gingen Anfragen ein, und wir stellten Auswahlsendungen zur Verfügung. Der deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege in Berlin, der von Anfang an ein reges Interesse für unsere Bestrebungen zeigte, vermittelte Ausstellungen in Düsseldorf, Stuttgart, Meiningen, und sorgte dadurch für neue Absatzquellen. Die Lokalpresse hat sich in dankenswerter Weise durch eingehende Berichte für das Bekanntwerden unserer Bestrebungen bemüht. — Der Kreis erweiterte sich bedeutend, als die Schriftstellerin Marie Heller-Berlin einen illustrierten Aufsatz über unsere Bauernstickereien im „Daheim“ [2]) und einen Bericht in der „Kölnischen Volkszeitung“ [3]) veröffentlichte.

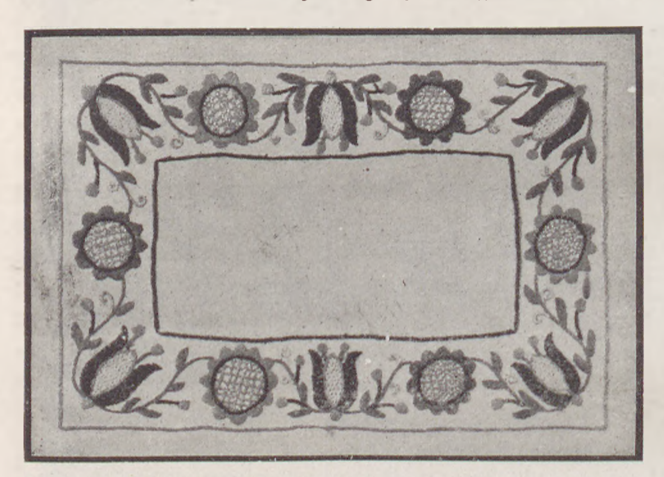


Abb. 58. Muster auf einer kleinen Decke.

Auf Anregung Ihrer Exzellenz Frau Oberpräsident von Jagow-Danzig beteiligten wir uns an der Internationalen Ausstellung für Volkskunst, die der „Deutsche Lyzeum-Klub“ in der Zeit vom 20. Januar bis 28. Februar 1909 in Berlin veranstaltete. Die Bestrebungen haben dadurch eine nachhaltige Förderung erfahren, und wir sind mit der ständigen Volkskunstabteilung in Berlin in dauernder Verbindung geblieben.

So wurden unsern Bestrebungen die Wege geebnet. Und was den Mädchen nur erst ein angenehmer Zeitvertreib war, bildet jetzt eine beachtenswerte Einnahmequelle, die die Not der Leute in der Winterszeit lindert.

Es hat sich überraschend schnell die früher übliche Beschäftigungsart eingebürgert. Die Mädchen erhalten die nach den Entwürfen meiner

[1]) Die Landindustrie, Zeitschrift zur Förderung des technischen und gewerblichen Fortschrittes auf dem Lande. Deutsche Landbuchhandlung. Berlin SW. (Erscheint nicht mehr.)

[2]) Nr. 44 Jahrgang 1908.

[3]) 18. Februar 1909.

Frau aufgezeichneten Arbeiten nach Hause. Dadurch wird das altbewährte Prinzip des Hausfleißes gewahrt. Es wäre verkehrt, eine Stickstube einzurichten, wo die Mädchen eine bestimmte Stundenzahl am Tage arbeiten. Das wäre Menschenschinderei, die kein junger Körper ohne Nachteil für seine Gesundheit durchhalten kann. Eine derartige Beschäftigungsart macht auch den Geist stumpf. Es muß nachdrücklich betont werden, daß die von uns begründete Wohlfahrtseinrichtung keine neue vollwertige Erwerbsquelle zu schaffen hat, sondern sie soll möglichst den alten Hausfleiß wieder zu Ehren bringen. Sie soll die vielen arbeitsfreien Stunden in der stillen Winterszeit den Landleuten



Abb. 59. Muster auf einer Serviertischdecke.

angenehm und nützlich ausfüllen. Der Hausfleiß ist derselbe, nur die Art des Gewinnes ist eine andere. Früher wurde auf dem Dorfe gesponnen, gewebt, gestickt, gezimmert, gebastelt, um die Bekleidungsstücke, die Haus- und Wirtschaftsgeräte sich anzufertigen. Das war die frühere Einnahme. Heute glaubt der Bauer, alles wohlfeiler beim Kaufmann, beim Krämer zu erhalten. Es ist nicht zu leugnen, daß die Fabrikware sich im allgemeinen billiger stellt als die Hausarbeit. Aber nicht für den Landmann. Denn es konnte z. B. bei einem Kleiderstoff nur das Rohmaterial in Ansatz kommen, nicht die Arbeit, da es in den kleinen bäuerlichen Haushaltungen, besonders im Winter, nicht heißt: „Zeit ist Geld." An Zeit ist kein Mangel, dafür ist aber das Geld um so knapper. Mag die Fabrikware noch so billig sein — was sie in Wirklichkeit wegen der geringen Dauerhaftigkeit nicht ist — so muß der Landmann doch immer

neben dem Rohmaterial auch die Arbeitszeit bezahlen. Also er gibt das Geld aus für eine Sache, die er in seinem Haus in Überfluß hat. Das ist widersinnig. So gut der Landmann sonst mit jedem Pfennig rechnen kann, hier verläßt ihn seine Weisheit, weil eben der alte Hausfleiß aus der „Mode“ gekommen ist. Es gilt ihn also neu zu beleben. Denn die für den Hausfleiß verfügbare Zeit ist auf dem Dorfe heute größer als vordem, da viele Arbeiten als: Dreschen, Reinigen des Kornes usw. auch in den kleineren bäuerlichen Betrieben von der mechanischen Kraft der Maschine verrichtet werden. Die Art des Hausfleißes

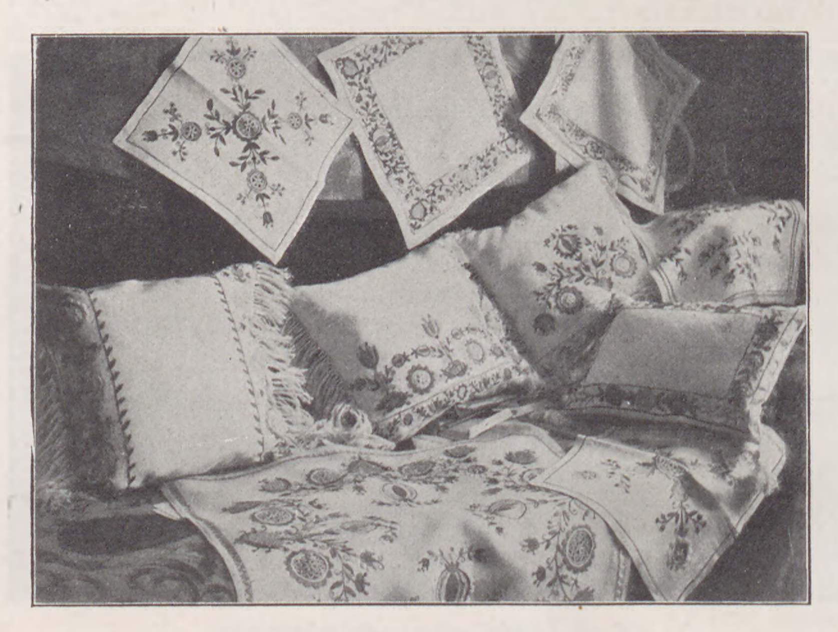


Abb. 60. Stickereien.

kann dieselbe bleiben, der Gewinn daraus muß aber in bare Münze umgesetzt werden können. Und das ist das Prinzip der Sanddorfer Hausfleißarbeiten, die altgeübten und bewährten Techniken in der Weise wieder zu beleben, daß sie die dem Dörfler verfügbare Zeit ausnutzen und ihm einen baren Gewinn einbringen. Die Höhe des Verdienstes kommt gar nicht in Betracht. Ja, ein hoher täglicher Arbeitsgewinn ist für den Hausfleiß gar keine Empfehlung, denn er beweist, daß er die Leute von ihrem eigentlichen Beruf ablenkt und sich zur Haupterwerbsquelle ausbildet. Das wäre ein Fehler. Wir wollen dem Landvolk aber keine Heimarbeit geben, sondern wir wollen seinen Hausfleiß befruchten.

Wenn der Hausfleiß aber einen baren Verdienst den Leuten verschaffen soll, so kann er einer geschäftlichen Organisation nicht entbehren. Die Leute müssen wissen, daß ihre Arbeit ihnen einen sicheren Gewinn

bringt. Auf Vertröstungen, daß sie für ihre Arbeiten nach dem Verkauf der Sachen den Lohn erhalten, lassen sie sich nicht ein. Einesteils muß man mit dem angeborenen Mißtrauen rechnen und dann auch mit dem materialistischen Zug im allgemeinen. Deshalb habe ich von Anfang an den kaufmännischen Vertrieb der Hausfleißerzeugnisse übernommen. Die Arbeiter werden für die fertigen Sachen sofort entsprechend entlohnt. Das erforderte eine gewisse Kapitalanlage, erwies sich aber als durchaus notwendig, wenn die Sache lebensfähig sein sollte. Ausgabe und Einnahme müssen so normiert sein, daß die Einrichtung sich aus sich selbst lebensfähig zeigt.

Es möge hier ein Auszug aus meinen Geschäftsbüchern folgen. Es sind zwar nur trockene Zahlen, aber sie geben vielleicht ein anschaulicheres Bild als viele Seiten Text.

Es arbeiteten im Winter 1908/09 21 Frauen und Mädchen im Alter zwischen 30 und 10 Jahren. Es sei hier bemerkt, daß die Arbeiten mit dem 1. November beginnen und mit dem 15. April einen Abschluß finden. Im Sommerhalbjahr werden keine Arbeiten vergeben, nur ausnahmsweise an solche Personen, die tatsächlich keinen andern Verdienst finden können oder sich zur Feldarbeit nicht eignen.

Beispiele:

1. M. B., 28 Jahre alt, verheiratet und geht daher nicht auf Außenarbeit. Sie versieht die Hauswirtschaft. Der Mann ist im Winter Musikant, im Sommer Handlanger bei Zimmerleuten.

Der Verdienst der Frau betrug:

November	13,00 M.
Dezember	15,00 „
Januar	4,60 „
Februar	5,00 „
März	14,50 „
April	7,80 „

Es fällt hier der geringe Verdienst in den Monaten Januar und Februar auf. In dieser Zeit finden nämlich die Hochzeiten statt. Der Mann spielt, und die Frau ist gleichzeitig Köchin.

2. M. Z., 14 Jahre alt, aus der Schule entlassen. Die Eltern sind Eigentümer. Der Vater ist im Sommer landwirtschaftlicher Arbeiter, das Mädchen hilft im Winter der Mutter bei der Wirtschaft, im Sommer findet sie Verdienst im Dorfe bei den Bauern. Sie verdiente mit der Stickerei:

November	12,50 M.
Dezember	9,00 „
Januar	13,00 „
Februar	7,00 „
März	18,50 „
April	14,00 „

Im Monat Februar waren Hochzeiten im Dorfe, im März ist die stille Fastenzeit, was von erheblichem Einfluß auf den Verdienst ist.

Schon auf diese Zusammenstellung hin könnte man nun einwenden, daß es doch ein geringer Verdienst ist, da im günstigsten Falle 18,50 M. im Monat erzielt werden.

Deshalb führe ich im folgenden die Verdienstübersicht eines schulpflichtigen Kindes an:

3. V. Z., 12 Jahre, die Eltern sind Hausbesitzer. Die Mutter und zahlreiche erwachsene Geschwister besorgen die Wirtschaft, so daß das Mädchen völlig entbehrlich ist und sich daher der liebgewonnenen Stickerei mit Eifer widmet.

Es verdiente:

November	10,45 M.
Dezember	14,45 „
Januar	9,05 „
Februar (Hochzeit im Hause) .	3,25 „
März	13,30 „
April	3,50 „

Der Vergleich des letzten Beispiels mit den beiden vorhergehenden gibt uns einen Anhalt für die Art der Beschäftigung. Er zeigt uns, daß die Stickerei nur eine Nebenbeschäftigung ist und nur dann geübt wird, wenn etwas andres nicht zu tun ist. Sie füllt nur die Zeit aus, die man unnütz vergeudet, vertrödelt hat. Denn wenn ein Mädchen, dem nur der Nachmittag zur Verfügung steht, 14,45 M. (Dezember) verdient, und die andern, die evt. einen ganzen Tag arbeiten könnten und nebenbei in der Technik fortgeschrittener sind, 15,00 M. und 9,00 M. verdienen, so können sie unmöglich den ganzen Tag über der Stickerei gesessen haben. Dabei darf nicht angenommen werden, daß die Schulmädchen die ganzen Nachmittage hindurch über der Handarbeit hocken. Es übt ja keiner einen Zwang auf sie aus. Und wenn die Sonne draußen lacht, so wird man sie nicht in der Stube finden. Aber unsere Winterabende sind so lang und einsam, da ist eine gern geübte Beschäftigung zugleich eine Erholung. — In dem Hause des letztgenannten Mädchens arbeiten aber noch zwei ältere Geschwister, von denen eines im Monat Dezember 6,00 M., das andre 12,65 M. verdiente, zusammen 33,10 M. Die Leute, die durch Krankheit des Vaters in bittere Not geraten waren, hatten sich den Winter sehr gut durchgeholfen.

Zum Schluß möchte ich noch die jüngste Stickerin anführen:

4. A. G., 10 Jahre. Die Mutter ist Kätnerwitwe mit vielen Kindern.

November	3,45 M.
Dezember	3,70 „

Januar	4,00 M.
Februar	4,10 „
März	7,40 „
April	4,45 „

Ich bin überzeugt, daß keiner meiner Arbeiterinnen der Verdienst eine so große Freude macht, wie gerade diesem Mädchen. Besonders stolz ist es darauf, daß es sich Kleider und Schuhe selbst kaufen kann.

Im Jahre 1909 betrug der Gesamtbetrag an Sticklohn 1228,50 M., so daß es in den arbeitslosen Wintermonaten für das kleine Dorf eine erhebliche materielle Hilfe bedeutete, und von manchem Hause wurde die bittere Not ferngehalten. Der Nachteil, den die Ablösung der Fischereigerechtigkeit dem Dorfe brachte, wird bereits jetzt zum Teil durch den Hausfleiß ausgeglichen.

Im Winter 1910 hat sich die Zahl der Stickerinnen erheblich vermehrt und dementsprechend auch die Höhe des Gesamtverdienstes. Aber auch im einzelnen ist mit dem Fortschreiten der Technik der Verdienst gestiegen.

Es verdienten:

M. J., 16 Jahre alt:

November	10,55 M.
Dezember	15,25 „
Januar	19,10 „
Februar	18,— „
März	21,40 „
April	20,60 „
	104,90 M.

T. G., 17 Jahre alt:

November	11,60 M.
Dezember	16,40 „
Januar	14,75 „
Februar	17,— „
März	19,60 „
April	20,50 „
	99,85 M.

Um falschen Vorstellungen vorzubeugen, möchte ich noch auf die Höhe des täglichen Verdienstes hinweisen. Wenn die Stickerin, sagen wir 18 M. den Monat verdient, so wären das im Durchschnitt etwa 0,70 M. täglich. Das ist aber nicht der wirkliche Tagesverdienst (10 Arbeitsstunden). Denn die Mädchen arbeiten durchschnittlich nur 3 bis 6 Stunden. Da nun der ortsübliche Tagelohn für erwachsene weibliche Personen 1,30 M. und für jugendliche weibliche Personen 0,80 M. beträgt, so werden die Sätze nicht nur erreicht, sondern oft erheblich überschritten.

Auch hier muß Prinzip bleiben: Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert.

Die Hausfleißerzeugnisse müssen natürlich absatzfähig sein. Es gibt heute eine große Anzahl Menschen, die der Handarbeit, wenn sie nur praktisch, dauerhaft und gefällig ist, gerne den Vorzug vor Fabrikware geben. Die Sanddorfer Buntstickerei hat sich nun von Anfang an beim Publikum des größten Beifalls erfreut, wie es hunderte begeisterte Anerkennungsschreiben bestätigen.

* * *

Für die Mädchen und Frauen war nun gesorgt. Sie konnten in den langen Wintermonaten die freie Zeit angenehm und nutzbringend ausfüllen. Aber für die Knaben, Burschen und Männer war nach wie vor keine Arbeit. Am Tage holte man sich wohl Holz aus dem Walde oder, wenn der Förster nicht in der Nähe war, so ging man mit der Angel auf den See, um sich ein Gericht Fische zu fangen. Aber eine ständige lohnende Beschäftigung fehlte. — Der Gedanke, den Leuten Arbeit und Verdienst zu verschaffen, ließ mir keine Ruhe. Es galt, eine heimisch gewesene Technik des Hausfleißes zu beleben. Und es erschien mir dazu am geeignetsten die Wurzelflechterei. In meinem Bauernmuseum waren allerhand Maße, Metzen, Körbchen usw. aus dünnen Wurzeln gearbeitet. Hier suchte ich anzuknüpfen. Das Material ist noch heute unentgeltlich da. Es ziehen sich dicht hinter dem Dorfe einige hundert Hektar Ödland hin, die mit kleinen Kiefern, den sog. Kuseln, bestanden sind. Die Wurzeln gehen meterweit auseinander, um in dem mageren Erdreich Nahrung zu suchen. Sie werden ausgerissen, geschält und eignen sich ganz vorzüglich zur Ausführung der feinsten Flechtereien. Sie müssen möglichst im frischen Zustande verarbeitet werden, sind aber dann so zähe, daß sie zu festen Knoten gebunden werden können. — Zum Glück fand sich im Dorfe noch ein Mann, der die Technik der Wurzelflechterei in hervorragendem Maße beherrschte. Ich führte nun mit den größeren Schulknaben einen Handfertigkeitskursus ein und stellte den Mann als Lehrer an. Anfangs ging es wohl recht mühsam vorwärts, aber kaum waren die ersten Schwierigkeiten überwunden, so zeigte es sich, daß die Lust am Basteln sich von den Alten auf die Jugend vererbt hatte. Die Knaben entwickelten eine große Geschicklichkeit. Wenige Wochen Unterweisung genügten, und die Kinder konnten selbständig arbeiten. Es wurden leicht verkäufliche Sachen geflochten, als: Gläser- und Flaschenuntersätze, Tablette, Brotkörbe, Schlüsselkörbchen, Papierkörbe, Schreibtischgarnituren für Bleistifte, Federhalter usw. usw. Auf Ausstellungen in Stettin, Berlin, Dresden fanden die Sachen großen Beifall, und die Knaben konnten nicht so viel flechten, um den Bedarf zu decken. Bald fanden aber auch die Väter der Kinder Gefallen an den Flechtarbeiten. Sie versuchten sich in der früher geübten Technik, und es ging besser, als sie geglaubt hatten. Und als der Winter

zur Neige ging, da flochten alt und jung. Die Leute haben Beschäftigung an den langen Winterabenden und Verdienst. —

So bedarf es oft nur einer kleinen Anregung, um alte, vergessene Techniken wieder ins Leben zu rufen. Das Volk hat die Lust am Basteln niemals verloren, aber die kleinen Hausfleißarbeiten sind deswegen eingeschlafen, weil die Leute für die Erzeugnisse keine Verwendung hatten. Die billige Marktware aus Blech, Emaille usw. hat die Hausfleißarbeiten verdrängt. Stellt sich die Absatzmöglichkeit wieder ein, so erwacht auch die Lust am Schaffen. Es ist namentlich in der ersten Zeit notwendig, den Flechtern Anweisung zu neuen und verkaufsfähigen Formen zu geben.

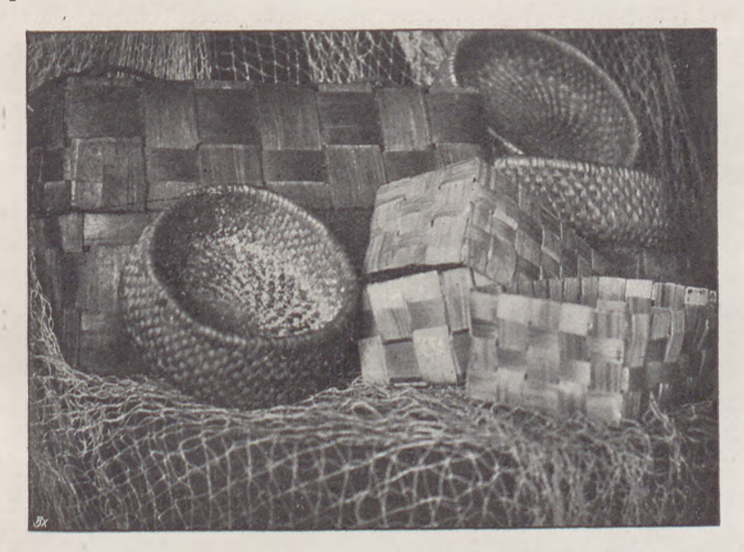


Abb. 61. Alte Lischken und Netzen.

Aber später lasse man der Phantasie des Volkes freien Spielraum. Erst dann hat der Arbeiter wirkliche Freude an dem Gelingen des Werkes, wenn er selbständig dabei nachgedacht hat. Bei der Wiederbelebung eines Zweiges des Hausfleißes müssen wir uns hüten, nur mechanische Arbeiter auszubilden, die nach gegebenen Mustern und Vorlagen Dutzendware anfertigen. Nein, der Arbeiter muß das werden, was er früher war: in einem gewissen Sinne ein Künstler, der selbständig neue Werte schafft. Denn wenn der Mann aus einem Bündel Wurzeln einen praktischen Gegenstand anfertigt, ihm dabei eine zweckentsprechende äußere Form gibt, so ist das Erzeugnis ein Kunstwerk. Unsere Künstler, die Möbel, Töpfe usw. entwerfen, lehnen sich ja auch an bereits gegebene Formen an. Das Landvolk ist an eine Arbeit nach der Schablone nicht gewöhnt. Schon die tägliche Beschäftigung in Haus und Feld gibt eine mannigfaltige Abwechselung. So war es auch bei dem früheren Hausfleiß. Und bei der

Wiederbelebung müssen wir dieses wichtige Moment nicht unbeachtet lassen. Ich habe wiederholt die Beobachtung gemacht, daß die erste Form, wobei der Flechter selbständig tätig war und mit Lust und Spannung die allmähliche Entwicklung verfolgen konnte, bedeutend besser ausfiel, als weitere Exemplare der gleichen nachbestellten Ware. Überläßt man dem Arbeiter ein selbständiges Schaffen, so legt er in jeden Gegenstand gleichsam ein Stück von seinem Innenleben hinein und hat Freude an dem Gelingen. Bei den Flechtarbeiten läßt sich dies Moment leicht durchführen; schwieriger ist es bei den Stickereien, da hier das Zeichnen in Frage kommt, wozu nicht jedermann befähigt ist. Aber, wenn sich in früheren Jahrzehnten Zeichentalente unter dem Volke fanden, die sogar selbständige Entwürfe schufen, weshalb sollten auch heute die Arbeiten sich bis zu dem Grade nicht entwickeln lassen, zumal die Schule durch den Zeichenunterricht in hervorragendem Maße zu Hilfe kommt. In der kurzen Zeit des Bestehens des Sanddorfer Hausfleißes haben sich erfreuliche Fortschritte gerade nach dieser Seite hin gezeigt.

Man erlebt mit den Hausfleißarbeiten so oft ein Fiasko, weil man zwei wichtige Momente außer acht läßt oder zu wenig berücksichtigt. Erstens darf man nie fremde, dem Volke unbekannte Techniken ihm aufdrängen wollen, und zweitens dürfen die Arbeiten nicht zu einer mechanischen, geisttötenden Schablonen- und Dutzendware herabsinken. Das rächt sich früher oder später. Die Wiederbelebung des Hausfleißes muß derart sein, daß die Selbständigkeit der Arbeiter gewahrt und möglichst entwickelt wird.

Der Vertrieb der Erzeugnisse dagegen bedarf einer kaufmännischen Leitung und Organisation. Wollte man dem betreffenden Arbeiter die Sorge um den Verkauf überlassen, so bedeutete es gleichsam ein völliges Lahmlegen des Betriebes. Die Hausfleißarbeiten entwickeln sich meist in kleinen, vom Verkehr abgeschlossenen Ortschaften. Der Käufer kommt nicht zum Produzenten, sondern umgekehrt, der Produzent muß seine Arbeiten dem Publikum vorlegen. Und da kommen uns die zahlreichen Ausstellungen zugute. Der einzelne Arbeiter kann sich aber dabei wegen der Transportkosten, Provisionsabzüge usw. nicht beteiligen, es muß schon ein größerer Zusammenschluß sein. —

Sobald es uns gelungen ist, die eine und die andere Art des heimischen Hausfleißes zu beleben, so ergeben sich andere Techniken oft von selbst. Die Weberei gelangt jetzt in Sanddorf und Umgegend zu neuer Blüte. Die Stoffe finden bei den Stickereien Verwendung, und werden auch vom Stück verkauft. Die Leute bedienen sich bis jetzt ausschließlich ihrer primitiven, unbeholfenen Webstühle. Doch man muß die neuen Errungenschaften sich zunutze machen. Es ist daher mit der Einführung der Hamkens'schen Webstühle ein Versuch gemacht worden. —

Ich betone nochmals, es bedarf nur einer kleinen Anregung, um alte

Betriebe wieder in Gang zu bringen." So gab es in Chmielno im Kreise Karthaus einen Töpfer, der buntbemaltes Tongeschirr anfertigte und damit auf die Märkte fuhr, um es an die Bauern abzusetzen. Das Geschäft ging fast gänzlich ein, denn der Bauer zieht die dauerhaftere Blech- und Emailleware vor. Da genügten nur kurze Anweisungen in bezug auf die Glasur und die Art der Bemalung, und das Absatzgebiet erweiterte sich mit einem Schlage. Die Ware fand auf Ausstellungen viel Anklang. Und der fast eingeschlafene Betrieb ist jetzt im bestem Emporblühen. —

Nun fehlt es allerdings auch nicht an Gegnern des Hausfleißes. Aber die Einwendungen beruhen entweder auf Unkenntnis der Verhält-



Abb. 62. Alte Weihwasserbecken, heimische Töpfereierzeugnisse.

nisse oder Verkennung des Wesens des Hausfleißes. — Der Großgrundbesitzer klagt, daß der Hausfleiß ihm die Arbeiter von der Landwirtschaft entziehen wird. Das ist unzutreffend. Gerade der Hausfleiß ist dazu angetan, der heimischen Landwirtschaft die nötigen Arbeitskräfte nach Bedarf stets zur Verfügung zu halten. Die Landwirtschaft kann eine bestimmte Zahl Arbeiter nicht ständig beschäftigen, wie es die Fabriken tun. Während im Winter der Gutsherr sehr wohl mit seinen ständigen Arbeitskräften gut fertig wird, muß er im Frühjahr bei den beginnenden Feldarbeiten fremde Hilfe in Anspruch nehmen, und selbst im Sommer bei der Getreideernte und im Herbste bei dem Rübenziehen wäre es ihm unmöglich, mit seinen Instleuten die Arbeit zu bewältigen. Die Saisonarbeiter müssen helfen. Woher sie kommen und wohin sie gehen, das kümmert den Gutsherrn weniger. Nur ärgert er sich, daß die Löhne von

Jahr zu Jahr steigen. Und wie vorauszusehen ist, werden sich die Verhältnisse eher verschlechtern als verbessern. Die Weichselniederung, das Werder z. B., haben zum großen Teil Saisonarbeiter aus der Kaschubei. Die Hauptarbeit dauert aber gewöhnlich nur kurze Zeit, etwa 4 Wochen im Frühjahr bei der Rübenbestellung, 5 bis 6 Wochen im Sommer und 3 bis 4 Wochen im Herbst beim Rübenausziehen. Diese Arbeiter rekrutieren sich fast ausnahmslos aus jener Volksschicht, die ein eigenes Häuschen mit etwas Land ihr eigen nennt. Sie machen sich wegen des hohen Verdienstes, der durchschnittlich 3 bis 6 M. den Tag beträgt, auf einige Wochen von ihrer Wirtschaft frei. Würde man weniger zahlen, so blieben die Leute zu Hause, denn sie haben es eigentlich nicht nötig, da die erwachsenen Familienmitglieder bereits Ende Februar und Anfang März nach Sachsen, Mecklenburg ausgewandert sind, wo sie zwar einen geringeren, aber bis in den Dezember hinein ständigen Arbeitsverdienst finden. Die Leute sind auf diese Auswanderung direkt angewiesen, da sie in ihrem Heimatdorf nicht den bescheidensten Verdienst während der Wintermonate haben. Die Sommerersparnisse sind bald aufgebraucht, und im zeitigsten Frühjahr müssen sie wieder auf Arbeitssuche hinauswandern. Von dieser großen Masse hat die heimische Landwirtschaft nicht den geringsten Vorteil. Hier liegen zum Teil auch die Ursachen der Landflucht, des Fortzuges nach den Industrieorten, wo man ständige Arbeit zu finden glaubt.

Wäre es möglich, dem Landvolk auch im Winter eine lohnende Beschäftigung zu verschaffen, um die Verdienstgegensätze auszugleichen, so hätte man einen tüchtigen Schritt vorwärts getan. Die Klage über die Leutenot unserer heimischen Grundbesitzer würde verstummen.

Es mögen als Beispiel meine eigenen Erfolge in Sanddorf dienen. Die Verhältnisse waren nach der Ablösung der Fischereigerechtsame wie in jedem andern kaschubischen Dorfe. Die sog. Sachsengängerei war im vollen Schwunge. Die heimische Landwirtschaft hatte von den Leuten nicht den mindesten Vorteil. Nachdem aber durch Einführung des Hausfleißes der Stickerei und Flechterei sich die Verdienstmöglichkeit ausgeglichen hat, haben sich allmählich auch die Wandergelüste gelegt. Die Leute finden vom November bis in den April hinein im Dorfe Beschäftigung, und wenn die Frühjahrsarbeiten im Feld beginnen, so gehen sie in die Niederung, in das Werder, wo sie gern gesehen werden und reichliche, gut bezahlte Arbeit erhalten. — Durch die Einführung der Hausfleißarbeiten ist es mir somit gelungen, der heimischen Landwirtschaft Arbeitskräfte zu erhalten und zuzuführen.

Nun muß es nicht so aufgefaßt werden, als wenn die Stickerei und Flechterei ein Allheilmittel gegen die Leutenot wäre. Eines schickt sich nicht für alle. Aber das Beispiel zeigt uns, daß Landwirtschaft und Hausfleiß, die Jahrhunderte hindurch sich so

trefflich ergänzt haben, auch heute sich segensreich befruchten können. —

Die Hausfrauen wenden wieder ein, die Hausfleißarbeiten können die Dienstbotenverhältnisse noch trauriger gestalten, als sie es bereits sind. Das ist ein Irrtum. Sie könnten sie höchstens verbessern. Es ist nun einmal Tatsache, daß die „Sachsengängerinnen" sich überhaupt nicht vermieten, und wenn sie es für die Wintermonate wirklich tun wollten, so würde es den Hausfrauen wohl schwer fallen, all die Scharen unter-



Abb. 63. Sanddorfer Mädchen in Stickereikleidern.

zubringen. Und dann glaube ich, daß es jeder Hausfrau angenehmer ist, ein Mädchen zu mieten, das nicht nur mit dem Spaten, sondern auch mit der Nadel umzugehen versteht! —

Ganz ängstliche Gemüter gönnen unserm Landvolk überhaupt nichts, und halten es gar für einen großen Fehler, „feine Handarbeiten" bei den Mädchen zu kultivieren.

Aber wir wollen ja dem Volke nichts Fremdes einimpfen. Wir wollen ihm nur das geben, was es früher besessen hatte!

Der Hausfleiß bringt aber nicht nur wirtschaftliche Vorteile, sondern auch sein moralischer Einfluß ist nicht zu verkennen. Man gehe auf die Dörfer und überzeuge sich selbst, was die hoffnungsvolle Jugend in den Wintermonaten treibt. Kartenspiel, Trunk, Klatsch sind die Haupt-

beschäftigung. Was soll sie auch angeben. Sie ist zum Müßigang geradezu verurteilt. Anstatt über Abhilfe nachzudenken, klagt man über die Demoralisierung der Jugend. Ich hatte Gelegenheit, die Verhältnisse mit eigenen Augen kennen zu lernen. Sanddorf war um nichts besser und schlechter als hundert andere Ortschaften. Seitdem der Hausfleiß Wurzel gefaßt hat, ist ein anderer Geist ins Dorf gezogen. —

Geben wir dem Volke seinen Hausfleiß wieder, und es wird uns nicht gereuen! —

11. Kaschubische Volkstracht.

Eine Volkstracht aus der Kaschubei findet man in keinem Museum. Auch unter dem Volk selbst ist kaum etwas zu entdecken. Man ist geneigt, die Existenz einer besondern Tracht überhaupt anzuzweifeln, denn wir sind gewohnt, die Volkstracht nach der äußeren Reichhaltigkeit, nach der malerischen Buntheit zu beurteilen. Und je mehr Putz, Flitter, Gold, Silber, desto echter erscheint uns die Tracht. Und gewöhnlich sind gerade diese Trachten „unecht", d. h. es ist nichts an ihnen, was das Volk selbst, mit der Hände Arbeit, geschaffen hatte. Es sind im gewissen Sinne Modetrachten, von städtischer Kultur beeinflußt. Das Material ist aus der Stadt gekauft, die Kleider sind in der Stadt gearbeitet. Die Trachten geben uns ein Bild von dem Geschmack des Volkes, von seiner Wohlhabenheit. Sie waren oft mit ihren festen steifen Miedern, ihren schweren Röcken unpraktisch und unhygienisch. Sie dienten ja nur für den äußeren Staat, und als sie aus der Mode kamen, ließ man sie in irgend einer Ecke unbenutzt hängen. Zum Vernichten waren die Stücke zu kostbar und zum täglichen Gebrauch ungeeignet. Namentlich für den Maler haben diese Trachten ein reges Interesse, aber dem Folkloristen gilt höher der Spruch:

Selbstgesponnen, selbstgemacht,
Ist die beste Bauerntracht.

Und wenn wir von diesem Gesichtspunkte die kaschubische Tracht untersuchen, so können wir sogar heute noch von einer Volkstracht sprechen. Man möge in die Färberei in Berent gehen, und man wird sich wundern, wieviel Stoffe aus der Umgegend hier zum Einfärben gebracht werden. Für die Männerkleidung wird noch der reinwollene Warpstoff gewebt, für die Frauen ein Gewebe mit Baumwolle Aufzug und Wolle Einschlag. Das war das Material, aus dem sich die Volkstracht zusammensetzte. Die Färberei kam dem Geschmack des Volkes durch Bedrucken der Stoffe mit bunten Mustern zu Hilfe. Wanderschneider zogen von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, die die Kleider für Männer und Frauen nähten. Nirgends war die Volkstracht echter als in der Kaschubei, denn alles,

was das Landvolk trug, vom Hemd bis zum Mantel, war im Hause hergestellt. Nur der praktische Zweck kam bei der Kleidung in Betracht. Die Sonntags- und Alltagstracht unterschieden sich meist nur dadurch, daß erstere neu und letztere abgetragen war. Als die Spinnstuben eingingen, und die Weberei eingeschränkt wurde, nahm auch die Volkstracht ab. Die vorhandenen Stücke wurden aber nicht aufbewahrt, sondern in der Wirtschaft aufgetragen. Daher erklärt es sich, daß man heute fast keine Überreste einer Volkstracht unter dem Volke findet. Das einzige, was mehr zum Schmuck diente, waren die Frauenhauben, reich mit Gold- und Silberfäden genäht und von einer hervorragenden Feinheit in der Ausführung. Gerade die Art der Stickerei muß uns besonders interessieren. Es sind streng einheitliche Motive, die hier wiederkehren. Und eine kaschubische Haube hat ihre charakteristischen Merkmale. Das Tulpen-, Herz- und Kreismotiv ist ganz besonders betont, alles Ornamente, die das Volk gern verwendet. Diese Hauben wurden von den verheirateten Frauen — und zwar nur am Sonntag getragen. Sie waren das einzig wertvolle an der ganzen Tracht. Der Preis für eine Haube war verhältnismäßig hoch, da er zwischen 3 und 8 Talern schwankte. Zu der Zeit kostete aber ein Mandel Eier 25 Pf., ein Scheffel Roggen 2 bis 3 M. und eine Kuh konnte man schon für 10 Taler kaufen. Eine reiche Bauersfrau hatte in der Regel mehrere Goldhauben.



Abb. 64. Frauenhaube.

Die Trachten waren in der ganzen Kaschubei ziemlich gleichmäßig. Es war nicht wie in Süddeutschland, wo fast ein jedes Dorf seine besondere Tracht hatte. Dies erklärt sich in der Einfachheit des Materials und in den ärmlichen wirtschaftlichen Verhältnissen.

Als Kopfputz trugen die Frauen am Sonntag allgemein das gold- oder silbergestickte Samthäubchen, das unterm Kinn mit bunten Seidenschleifen zusammengebunden war. Am Werktag hatten sie weiße oder bunte Kattunhauben.

Die Kleider bestanden aus selbstgewebten Stoffen, die in der Färberei mit bunten Mustern bedruckt wurden, gewöhnlich mit schwarzen Blumen auf rotem oder grünem Grund. Der Rock hatte möglichst viele Falten. Die Taille war anschließend, mit bauschigen Ärmeln, die in der Mitte durch ein Band zusammengehalten wurden. Besonders beliebt waren die schweren, wollenen, meist braungrundierten Umschlagtücher. (Sanddorf.)

Die Männer trugen langtaillige, dunkelblaue Röcke aus selbstgewebtem Stoff, lange Stiefel und einen weiten Pelerinenmantel. Die große Pelzmütze hat sich in ihrer ganzen Originalität bis auf die Gegenwart erhalten.

Meine Beobachtungen sind mehr aus dem südlichen Bezirk der Kaschubei. Ich will hier daher anführen, was mein Gewährsmann Lehrer Patock aus dem nördlichen Teil der Kaschubei mir schreibt:

Kaschubische Volkstracht um 1800.

I. Männertracht.

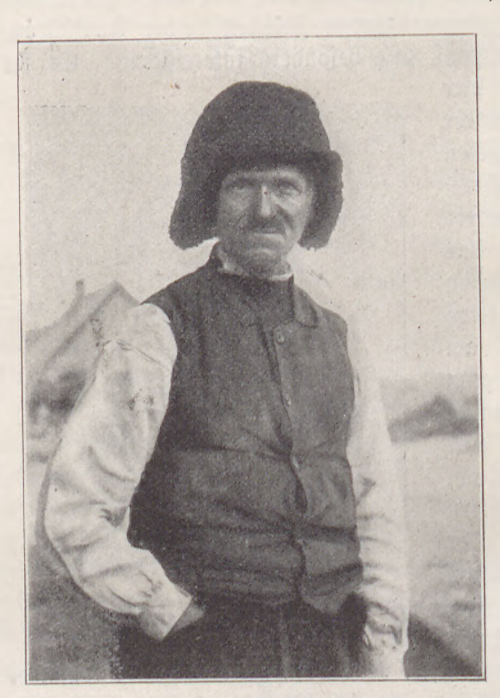


Abb. 65. Kaschubischer Bauer in Pelzmütze.

Sonntagstracht. Als Kopfbedeckung wurde in der wärmeren Jahreszeit ein hoher Hut (abgerundeter Zylinder) getragen. Derselbe hat sich in der Festlichkeit am Johannistage bis auf meine Knabenjahre erhalten. (P. ist 25 Jahre alt.) Im Winter und im Herbste trug man eine hohe Pelzmütze (barania muca) aus Lammfellen. Während die Hüte aus Danzig gekauft waren, wurde die Mütze von einheimischen Mützenmachern aus selbstgegerbten Fellen hergestellt. Sie hatte die Wolle nach oben gekehrt und war keineswegs mit der noch heute im Kreise Berent getragenen Kaschubenmütze identisch. Ich habe noch ein Exemplar dieser barania muca gesehen. (Die heute übliche kaschubische Pelzmütze war also mehr in den Kreisen Berent, Karthaus und Bütow üblich. D. V.)

Ein Vorhemd nach Muster der unseren kannte man nicht. Der gewöhnliche Mann trug ein rotes Seidentuch mit weißen oder grünen Blumen, das in einer zierlichen Schleife um den Hals gebunden war. Das Seidentuch war aus Danzig gekauft. Reichere Bauern trugen auch einen weißen Kragen aus Leinwand, der nicht geplättet, sondern in Buttermilch gestärkt war. Die Weste war etwas lang, hatte zwei Reihen Knöpfe. Einen Rock kannte man nicht. Man

trug eine kurze Jacke (Węps) von dunkelgrüner oder blauer Farbe, die hinten zwei, vorne zwei Reihen Knöpfe hatte. Die Hose war kurz, kaum zum Knie reichend. An den Außenseiten der beiden Beinteile waren Knöpfe. Vornehmere Bauern trugen auch schwarze Glacéhosen — zomszowy buxe — auf sie war der Bauernsohn stolz. Die Naht dieser Hose war weiß. — Der Stoff der Jacke, der Weste und der Hose war aus einheimischer Wolle gewebt, in Neustadt (Westpr.) gefärbt, von den Frauen oder vom Dorfschneider genäht. Nur im Sommer wurden Sachen aus Leinwand getragen.



Abb. 66. Kaschubischer Bauer im Pelerinenmantel.

Die Alltagstracht unterschied sich kaum von der Sonntagstracht. Es wurden natürlich abgetragene Sonntagskleider am Alltage getragen. Zur Hochzeit trug man die Sonntagskleider.

Das Haar trugen die Männer lang und zum Zopfe geflochten (? D. V.) Als Fußbekleidung dienten lange, bis übers Knie reichende weiße, selbstgestrickte Strümpfe und niedrige Schuhe, in Seide genäht. Holzpantoffeln kannte man nicht, diese kamen erst um 1830 auf. —

II. Frauentracht.

Sonntagstracht. Die Frauen trugen ein aus zwei Teilen bestehendes Hemd. Der obere aus feinerer Leinwand hieß poplecek, der untere aus grober Leinwand dagegen uzemk. Am Halse wurde das Hemd mit Schnüren zusammengebunden. Der weiße, ungefütterte Unter-

rock war aus Boj gefertigt. Der Oberrock — aus Leinen und Wolle gewebt, — war entweder dunkelbraun und hatte rote Blumen, oder grün und trug schwarze Blumen. Das Zeug wurde hierorts gewebt, in Neustadt (Westpr.) gefärbt; die Blumen waren auch eingefärbt, also nur auf der Oberseite. Der „Kaböt“ war aus Wollstoff und hatte breite, hohe Ärmel. Über die Schulter trug man ein großes rotes Umschlagetuch mit schwarzen Blumen, oder eine kleine „damastowo Kröga“ (Damastkragen.) Den Kragen kaufte man wie das Umschlagetuch aus Danzig, das übrige Zeug war einheimisches Fabrikat.

Zum Alltag trug man neben abgetragenen Sonntagskleidern leinene Kleider, besonders im Sommer. Zum Roggenharken gingen die Mägde in weißen Kaböts und großen weißen Kopftüchern.

Auch in diesem Bericht ist nur von einer Tracht aus selbstgewebten Stoffen die Rede.

Was ältere Schriftsteller und Forscher über die kaschubische Tracht sagen, hat Dr. Fr. Tetzner in seinem Buche die Slowinzen und Lebakaschuben S. 49ff. zusammengestellt.

---

12. Vorurteile, die sich auf die Natur im allgemeinen beziehen.

Soweit man die Geschichte des Volkes verfolgen kann, sucht der Mensch die Geheimnisse der Natur zu erforschen, und wo der Verstand versagt, da muß die Phantasie aushelfen.

Dem einfachen Landmann offenbart sich die Natur in ihrer ganzen Majestät, und je einsamer er wohnt, je weniger sein Verstand entwickelt ist, desto mächtiger empfindet er all ihre Wunder. Zudem ist der Bewohner der vom Verkehr abgeschlossenen Gegenden oft allein. Nicht selten führt ihn der Weg in später Nacht durch dunkle Wälder, weite Heiden. Ein unerwartetes Geräusch, das Knacken eines Astes, der Ruf eines Vogels, ein Lichtreflex verfehlen nicht die Wirkung auf die gespannten Sinne des einsamen Wanderers.

Die kaschubische Heide ist reich an romantischen Seen, die mit ihren bewaldeten Ufern, ihren zahlreichen, geheimnisvollen Buchten der Phantasie des Volkes die reichste Nahrung geben. Sie sind die Quelle der wundersamsten Geistersagen geworden. Nur weniges hat sich leider bis auf die Gegenwart erhalten; aber es ist darum um so wertvoller, es vor der Vergessenheit zu bewahren.

Seen, Quellen: Der Glaube, daß Seen, Teiche, Quellen, alte verfallene Brunnen von Geistern bewohnt werden, ist noch heute stark verbreitet. Es sind aber nicht immer böswillige Dämone, sondern

sehr oft die Seelen der Abgeschiedenen, die hier ihre Buße verrichten; denn dort, wo der Mensch zu Lebzeiten gesündigt hat, muß er nach dem Tode seine Schuld abtragen. Wenn diese Unglücklichen den Menschen erscheinen, so ist das eine besondere Gnade, welche ihnen Gott gewährt. Wer es versteht, den Geist anzufragen und ihn auch wieder abzufertigen, der kann seinen Wunsch erfahren und ihm Hilfe bringen.

Die Sage erzählt: Ein Fischer hatte in der Geisterstunde auf dem Gr.-Slupino-See die Reusen eingestellt. Da hörte er in der Nähe gar seltsame Laute. Obwohl es eine sternhelle Nacht war, konnte er niemand sehen. „Wer ist da?" rief er endlich. „Frage mich nicht, wenn du mir nicht helfen willst", vernahm er eine dumpfe Stimme, wie aus einem tiefen Grabe.

Der Fischer war aber einer von den wenigen Menschen, die mit Geistern umzugehen verstehen, und er sagte daher: „Rede, unglückliche Seele; soweit es in meiner Macht steht, will ich dir beistehen."



Abb. 67. Gehöft mit Kreuz. (Sanddorf.)

Da hörte er aus der Tiefe die Worte: „Ich bin schon zwanzig Jahre tot. Ich hatte zu Lebzeiten in diesem See unrechtmäßig gefischt und mich bereichert am fremden Eigentum. Vom Tode überrascht, konnte ich die Schuld nicht auf Erden abtragen und muß nun auf der Stelle büßen, auf welcher ich gesündigt hatte. Noch dreißig Jahre sollen meine Leiden dauern, aber wenn du für mein Heil ebensoviele Messen in verschiedenen Kirchen lesen läßt, so werde ich alsdann erlöst werden."

Der Fischer versprach es, was die Seele verlangte.

„Doch nun fertige mich ab", sprach der Geist.

„Gehe im Namen desjenigen, der Himmel und Erde erschaffen hat, und komme nicht wieder bis gestern[1]", sagte der Fischer. (Piechowitz.)

* * *

Ein Herr fuhr mit seinem Knechte — wie es in der Sage heißt — durch den Wald. Da hörten sie einen eigentümlichen Gesang. Einmal klang es so jauchzend, so schön und freudig, als wenn hundert Engel-

[1]) Soll bedeuten: niemals.

stimmen sich zu einer Lobeshymne vereinigt hätten. Dann wurde der Gesang traurig, schwermütig, voll des tiefsten Leides und größten Schmerzes. — Der Herr stieg vom Wagen ab und ging der Melodie nach. Er kam zu einer Quelle, die von dichten Wacholderbüschen umgeben war. In dem kalten Kessel stand ein Mann bis an den Hals im Wasser.

„Was treibst du hier?“ fragte der Herr.

„Viele, viele Jahre sind bereits dahingegangen, seitdem meine Seele den Körper verlassen hatte“, sprach eine klagende Stimme. „Ich hatte meinen Herrn erschlagen, ihm das Geld abgenommen und den Körper in diese Quelle versenkt. Der Reichtum brachte mir keinen Segen. Ich wurde wieder arm und tat Buße. Gott hat mir meine Sünde vergeben, aber die Strafe vermochte ich auf Erden nicht abzubüßen und muß nun hier leiden. Wenn ich nun an die Größe meiner Schuld denke und an die Qualen, die ich noch zu erdulden habe, so bin ich traurig und ebenso ist mein Gesang. Um mich aber zu trösten und mich vor Verzweiflung zu retten, zeigt mir der Herrgott weit, weit in der Ferne den Schein des himmlischen Paradieses, wo die Seligen sich an dem ewigen Glück erfreuen, und wohin auch ich einstmals einziehen werde. Dann füllt sich mein Herz mit unaussprechlicher Wonne, und ich juble der Freude entgegen. Wenn du mir helfen willst, so bete für mich und gib auf heilige Messen, dann wird meine Leidenszeit verkürzt werden.“

Diese Beispiele sprechen auch dafür, daß das Volk sich in engster Beziehung mit den Seelen der Abgeschiedenen wähnt. (Gr. Chelm.)

* *
*

Angaben über versunkene Städte, Dörfer, Häuser, Kirchen, Glocken findet man unter dem Volke sehr zahlreich.

Es sind viele Jahre her. — Ein türkischer Fürst hatte eine Tochter, die ebenso fromm wie schön war. Sie bekannte sich zu dem Christengotte. Der Vater war aber ein böser Heide und durfte davon nichts wissen. Es war der jungen Prinzessin schwer, in ihrem Lande für die Ehre des wahren Gottes zu wirken. Sie verließ daher ihre Heimat und reiste nach dem kalten Norden. Sie kam in eine Gegend, die reich an großen Kiefernwäldern, aber arm an Dörfern und Kirchen war. Hier baute die Prinzessin dem Christengotte eine Wohnstätte von seltener Pracht und Schönheit.

Als das Gotteshaus fertig war, kam ganz unerwartet der König an. Er war über seine abtrünnige Tochter so erzürnt, daß er sie an die goldene Tür der Kirche nageln und in den See versenken ließ. Das Gotteshaus wurde zerstört, aber die Glocken folgten der Prinzessin nach, und seit der Zeit konnte man zuweilen ihren wunderbaren Klang aus der Tiefe des Sees hören. (Chmielno.)

Die Sage ist in verschiedenen Variationen unter dem Landvolke der Heide fast überall verbreitet, namentlich an den Schwarzwasserseen.

* *
*

Eine ganze Reihe kleiner Seen, die durch die Art ihrer Lage und Umgebung ein geheimnisvolles Aussehen haben, führen die Namen Djabelec (Teufelssee) und Piekelko (Höllensee). Die Leute erzählten sich von ihnen allerhand Spukgeschichten. In der Geisterstunde kann man dort immer etwas sehen, weshalb ängstliche Gemüter es vorziehen, einen weiten Bogen zu machen, wenn sie der Weg nachts dort vorbei führt:

Ein reicher, bereits bejahrter Bauer, dem seine Frau gestorben war, heiratete seine junge, schöne Magd. Dieser gefiel aber bald der kräftige, hübsche Knecht besser, als der hinfällige Greis. Die jungen Leute sannen darüber nach, wie sie den Alten aus dem Wege schaffen könnten.

Eines Tages fuhr der Bauer mit dem Knechte in den Wald nach Holz. Sie waren hier ganz allein, und der Knecht erschlug seinen Herren. Als er den Leichnam verscharrte, rief eine Stimme aus dem Grabe: „Gott im Himmel, räche diesen Frevel!“ Und von oben klang es zurück: „Ich werde mich rächen nach vierzig Jahren“.

Der Knecht erschrak. Er eilte nach Hause und erzählte es der Bäuerin. Sie lachte ihn aus und nannte ihn einen furchtsamen Tropf. Sie hätten ja vierzig Jahre Zeit für ihre Liebe.

Es gab eine große Hochzeit. — Der Segen Gottes schien auf allen ihren Arbeiten zu ruhen, so daß sie bald die Reichsten im Dorfe wurden.

Die Jahre gingen dahin. Die Zeit hatte die Haare der Bauersleute gebleicht, aber auch ihr Gewissen eingeschläfert, so daß sie den Tag der Rache, der sich mit Riesenschritten näherte, gänzlich vergaßen.

Der greise Pfarrer aus dem nahen Dorfe war, vom Krankenbesuche kommend, bei den Bauersleuten eingekehrt. Er wurde sehr freundlich aufgenommen und verblieb ein Stündchen.

Als er wieder auf dem Heimwege war, bemerkte er das Fehlen der Burse. Da er annahm, daß er sie bei dem Bauer vergessen hatte, wandte er sich zurück. Doch, wo war das Gehöft? Hatte es die Erde verschlungen? Der Priester kam näher, da sah er zu seinem Entsetzen auf der Stelle, wo vor wenigen Minuten fröhliches Leben herrschte, die dunklen Fluten eines Sees sich ausbreiten. Am Ufer aber schwamm der Tisch, auf dem die Burse lag. Und als der Pfarrer sie fortnahm, versank auch der Tisch in die Tiefe . . . Der Tag der Rache war gekommen. (Golluhn.)

In mondhellen Nächten, wenn der See ganz ruhig liegt, soll man das ganze Gehöft mit seinem Leben und Treiben, wie es am Tage des Unterganges war, auf dem Grunde sehen können. (Golluhn.)

* *
*

Auch von verborgenen Schätzen weiß man sich zu erzählen. Geizige Bauern haben ihr Geld, um es vor dem Feinde, dem Nachbar oder gar den eigenen Kindern zu verbergen, in den See versenkt, in der Absicht

es später zu heben. Damit es aber ein Unberufener nicht finde, gebrauchten sie die Zauberformel:

„Diese Hand hat dich versteckt,
Ruh, bis sie dich wieder weckt."

Wenn nun aber die betreffende Person starb, ohne den Schatz selbst zu heben oder die Stelle zu verraten, so war er für die Menschen unwiederbringlich verloren. Der Teufel nahm ihn in seinen Besitz und treibt in den Geisterstunden sein Spiel damit.

Im Weitsee (Wdzydze=See liegt ein riesiger Geldkasten versenkt. Oftmals ist er bereits gesehen worden. Zwei Männer waren in der



Abb. 68. Fischerhäuser am Weitsee.

Nacht auf den Fischfang ausgefahren. Beim letzten Zuge, es war gegen 12 Uhr, ging das Netz sehr schwer, so daß sie es kaum ans Ufer ziehen konnten.

„Es scheint wirklich der Leibhaftige darin zu sitzen," rief wütend der eine Fischer. Kaum hatte er aber den Fluch ausgestoßen, so hörte man ein Klirren des Geldes, und das Netz kam leicht auf die Oberfläche des Wassers. Nun wußten die Fischer, daß es der verzauberte Geldkasten war. Hätten sie geschwiegen, so wäre er ihr Eigentum geworden. —

Ein andermal stellte ein Fischer in der Nacht die Reusen aus. Es war heller Mondschein. Plötzlich sah er wenige Ellen von seinem Boote einen Kasten schwimmen, auf dem ein schwarzer Hund lag. Es war der Teufel, der das verzauberte Geld bewachte. Der Fischer griff nach seinem Beil und warf es nach dem Hund. Aber wie der Blitz flog das Beil

wieder zurück und grub sich tief in den Kahn ein. Der Geldkasten war mit lautem Geklirr in die Tiefe gesunken. —

Die Flüsse sind von Geistern bewohnt, die den Menschen wohlwollend gesinnt sind. Fließenden Gewässern wird Heilkraft zugeschrieben. Wer in der heiligen Nacht sich im Flusse badet oder Wasser daraus holt und sich darin wäscht, der verliert Geschwüre und alle Hautunreinigkeiten; auch bleibt er das ganze Jahr vom Fieber verschont.

Die Inseln sind durch Wachstum entstanden, wie ein jeder Baum und eine jede Pflanze. Bevor der Herr Jesus auf die Erde kam, war alles noch im Werden. Die Erde, die Berge, die Steine wuchsen so, wie heute die Pflanzen und die Tiere wachsen.

Die Halbinseln sind dagegen zum Teil von Menschenhänden aufgeschüttet worden. In früheren Zeiten bewohnte die Erde ein Riesengeschlecht. Es war so groß, daß ein Knabe einen Bauern mitsamt dem Pflug und den Ochsen in den Daumenfinger seines Fausthandschuhes steckte und in das Haus seiner Eltern als Spielzeug nahm.

Eine Halbinsel, die sich tief in den Weitsee hineinschiebt, heißt „Stolima". Es ist der Name des ausgestorbenen Riesengeschlechtes. Wo heute das kleine Dörfchen Golluhn steht, hatte es seinen Wohnsitz. Auf der anderen Seite des Sees, in Kruschin, war der große Backofen. Für die Hausfrau war es nicht unbequem, denn mit wenigen Schritten war sie dort, und das Wasser reichte ihr nur bis an die Knöchel. Aber eine Stelle war unergründlich tief. Die Riesenmutter hatte einen Sohn, der sie stets begleitete. Sie fürchtete, er könnte einmal in die tiefe Stelle geraten und ertrinken, deshalb wollte sie über den See eine Brücke schütten. Sie nahm eine Schürze voll Sand und warf ihn in das Wasser. Als sie aber das zweitemal mit der Last kam, glitt sie aus, fiel in die tiefe Stelle und ertrank. So ist die Brücke niemals fertig geworden. Die Halbinsel heißt aber zum Andenken an das Riesengeschlecht noch heute „Stolima". —

Die Erde ist eine große Scheibe, auf deren äußerster Peripherie sich große Berge erheben, die das Gewölbe des Himmels stützen.

Die Sonne bewegt sich um die stillstehende Erde. — Das Firmament ist eine feste Masse, hinter der sich der Himmel befindet. Wenn der Blitz das Gewölbe zerteilt, so kann man das „himmlische Licht" sehen.

In der Sonne hat Jesus Christus seinen Thron. Am Ostermorgen bei Sonnenaufgang kann man ein Lamm mit einem Kreuz in der glühenden Scheibe erblicken.

Der Mond ist der Wohnsitz der ersten Eltern. Eva sitzt am Spinnrocken, und Adam steht daneben, auf die Heugabel gestützt.

Wer den Neumond das erstemal sieht, der soll drei Knickse machen, bis drei zählen und sich etwas wünschen. Es geht in Erfüllung.

Man begrüßt auch den Neumond mit folgendem Spruch:

„Ich grüß' dich, du himmlischer Mond,
Dein sei die Ehr' und der Krone Gold,
Mir sei Fortuna und die Liebe hold." (Weitsee.)

Der Mond ist für die Landleute der wichtigste Himmelskörper. Wenn der Neumond sich zeigt, so bleibt der Bauer unwillkürlich stehen und beobachtet den Stand der Sichel. Ist ihre Richtung so, daß der Reiter bequem den Zügel daranhängen könnte ☽, so gibt es gutes Wetter. Steht die Sichel aber ganz steil ☽, daß der Zügel herabfallen würde, so ist Sturm oder Regen zu erwarten.

Die zur Zeit des Neumondes geborenen Kinder werden schwache, weichliche Menschen, die beim abnehmenden Mond geborenen dagegen stark und kräftig. — Die Mutter entwöhnt nur bei Neumond das Kind, sonst bleibt es elend und ist immer hungrig. Man läßt sich bei Neumond mit Vorteil die Haare verschneiden. — Es werden alle Arbeiten verrichtet, welche ein Wachsen, ein Entwickeln zur Folge haben. Blumen werden gepflanzt, Kartoffeln behackt oder bepflügt. —

Beim Vollmond wird gewaschen, da der Schmutz sich leichter löst. — Der Fischer verfertigt seine Netze, Kleppen, Reusen und stellt sie ein, damit er sie stets voll auszieht. — Der Bauer führt die Kuh zum Stier. — Das Geflügel wird aufgesetzt. — Die Hausfrau hört mit dem Melken der tragenden Kühe auf, damit sie später viel Milch geben. —

Beim abnehmenden Mond werden die Arbeiten verrichtet, die ein Vergehen, Vernichten bewirken sollen. Es werden die Stuben gescheuert, die Wände geweißt. —

Die Sterne. Wenn die Sterne stark flimmern, so sagt der Bauer: „Die Sterne weinen, es gibt Regen."

Ein jeder Mensch hat seinen Stern, die Reichen einen größeren, die Armen einen kleineren. Wessen Stern herabfällt, der muß sterben. Es ist auch nicht ratsam, die Sterne zu zählen, denn wenn man den seinigen trifft, so stirbt man.

Die Milchstraße ist der Wegweiser, nach welchem sich die Vögel richten, wenn sie in fremde Lande ziehen.

Von den Sternen sind dem Volke dem Namen nach bekannt: Der Morgenstern; die Mäher (kosnicy), hinter denen die Harkerinnen (grabiorki) folgen; die Weiber (baby); der Wagen (wóz), mit der Deichsel (dyszel), daneben der Fuhrmann (furman); der Tierstern (zwierzowa) [1]. — Nach den Sternen hatten die Leute in der „uhrenlosen" Zeit die Stunden

[1]) Die Mäher sind die drei hellen Sterne in gerader Linie im Sternbild des Orion, die gewöhnlich als Jakobsstab oder als Gürtel des Orion bezeichnet werden; die Harkerinnen sind die drei schwächeren Sterne unter dem Jakobsstab, die ebenfalls annähernd eine gerade Linie bilden, das Schwertgehänge des Orion; die Weiber sind das Siebengestirn; der Tierstern ist der Sirius. (P. Paschke.)

bestimmt. „Wenn der Wagen mit der Deichsel nach unten wies“, so war es Zeit zum Aufstehen. —

Die Wolken sind eine feste Masse. Wenn sie übereinander zu liegen kommen, fangen sie sich zu reiben an. Es sprühen Funken: das ist der Blitz, und es kracht in allen Fugen: das ist der Donner.

Der Blitzschlag (piorun) ist ein glühendes Stück Eisen, das alles zerstört und entzündet, was es auf seinem Wege von der Wolke zur Erde trifft. Es bohrt sich einige Meter tief in den Boden hinein, wo es erkaltet. Mit den Jahren kommt es wieder an die Oberfläche, und man findet es dann häufig als eine schmale, messerartig zugespitzte Steinmasse (Donnerkeil).

Außer diesem einfachen Blitzschlag gibt es noch den Strahlenblitz (gròm), gleich einem Schrotschuß, der gewöhnlich die Bäume trifft und die Rinde kreuz und quer zerreißt. — Die kleinen, gelben, platten Steinchen, die man im Sand findet, gelten als die erkalteten Teile des Strahlenblitzes.

Ein jeder Blitzstrahl befreit die Erde von einem Teufel. Er befördert ihn bis auf den Grund der Hölle, von wo er nicht zurückkehren kann. Da der Leibhaftige sich mit Vorliebe unter großen Bäumen und in Häusern aufhält, schlägt es auch so oft in diese Gegenstände ein.

Das Gewitter war im Anzuge. Ein Bauer, der auf dem Felde pflügte, sah eine schwarze Katze mit einem langen Ochsenschwanze ängstlich davonlaufen. Es war der Teufel, der vor dem Gewitter floh. Unter einem Wacholderbusch suchte er Schutz, aber schon schlug der Blitz dort ein, und der Teufel war auf Nimmerwiedersehen verschwunden. (Sanddorf.) —

Ein Mensch, der vom Blitze getroffen wird, ist stets in der Gewalt des Teufels. —

Nach anderen Angaben soll das Gewitter dadurch entstehen, daß die Engel auf die Teufel schießen, die in den Himmel eindringen wollen. —

Den Wirbelwind verursachen die ungetauften Kinder. Wenn man die Jacke herunterzieht und durch den linken Ärmel schaut, so kann man sie sehen. Je nachdem es ein Knabe oder ein Mädchen ist, sagt man einen Namen, macht das Kreuzzeichen und fügt hinzu: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Die betreffende Seele ist dann erlöst. —

Das Walten in der Natur weist der liebe Gott jedes Jahr einem anderen Heiligen zu. Die Jahreszeiten haben ihre besonderen Heiligen, auch der Wind, der Regen, der Frost, das Gewitter. Dieser Wechsel in der Verwaltung bedingt auch die Veränderung in der Natur und die Launen der Witterung. —

Den Wind denkt sich das Volk als einen Mann mit zerrissenem Rock, den Regen mit nassen Kleidern und den Frost in einem mächtigen Pelz. —

Die Naturkräfte stehen sich als erbitterte Feinde gegenüber, und der Mensch hat den Nutzen davon — wie die Sage erzählt:

Ein Mann wanderte einsam in der Heide. Da sah er drei wunderliche Gesellen am Wege stehen. Der erste hatte einen weiten Mantel, der aber so zerrissen und zerfetzt war, daß man vor lauter Löchern den Stoff nicht sah.

„Das ist ein windiger Bursche“, dachte der Wanderer, „dem pfeist es durch alle Falten“.

Der zweite hatte einen dicken, weißen Schafpelz an, eine große Wollmütze und Fausthandschuhe, dabei war der Winter schon längst dahin.

„Das ist der rechte Frostzottel“, sprach der Wanderer. „Der kann mir nicht gefallen.“ Und er schaute auf den dritten. Aber er mußte die Augen schnell abwenden, wenn er nicht auf der Stelle erblinden wollte, denn dessen Kleid war so glänzend, wie die Sonne selbst.

„Grüß Gott“, rief der Mann und wollte vorübergehen.

„Nicht so eilig“, riefen die drei durcheinander. „Zuerst sage uns, wem dein Gruß gelten soll.“

„Dem Stärksten von euch“, gab der Wanderer zur Antwort.

„Nun begannen sie sich zu streiten, wer von ihnen der Mächtigste sei. Und da sie sich nicht einigen konnten, so sollte der Mensch Schiedsrichter sein.

„Die Armut hat die wenigsten Bedürfnisse, und in der Anspruchslosigkeit liegt die größte Macht“, sprach der Mann. „Und der da mit dem zerfetzten Mantel ist gewiß der Ärmste unter euch, also auch der Reichste. Ihm soll mein Gruß gelten.“

Da wurden die beiden anderen zornig, und der Leuchtende warf dem Wanderer aus seinen glühenden Augen einen Blick zu, der wie die lebendige Flamme brannte, dann sprach er:

„Du sollst es hart büßen, daß du mir den Gruß nicht zugesprochen hast. Ich bin nämlich die Sonne, und wenn nur erst der Sommer da ist, so werde ich meine Strahlen auf dich herabsenden, daß du unter ihrer Glut verschmachtest.“

„Sieh mich nur an“, begann der in dem Pelz, „damit du mich wieder erkennst, wenn der Winter kommt“, und die Stimme klang scharf und schneidend, als wenn zwei Eisschollen aneinander stoßen. „Ich bin der Frost, und ich werde dir zusetzen, daß dir die Knochen im Leibe klappern.“

„Fürchte dich nicht“, pfiff leise der Bevorzugte. „Ich bin der Wind und werde dich vor diesen Gesellen zu schützen wissen. Wenn die Strahlen der Sonne gar zu unerträglich sind, so werde ich dir Kühlung zufächeln. — Streckt aber der Frost seine eisigen Krallen nach dir aus, so werde ich alle Löcher meines Mantels verstopfen, daß auch kein Lüftchen sich regt, und die Macht des grimmigen Gesellen ist geschwächt.“

Der Wanderer ging wohlgelaunt davon. Der Mensch hat es niemals bedauert, daß er dem Wind den Vorzug gab; denn dieser mildert die Glut der Sonnenstrahlen und versagt dem Frost seine Dienste. (Sanddorf.)

13. Die Pflanzenwelt im Volksglauben.

Was dem Bergbewohner die Berge, das sind den Leuten der Kaschubei die Wälder. Die heutigen Forsten bilden aber nur einen verschwindend kleinen Teil der Waldungen, die noch vor etwa fünfzig Jahren hier anzutreffen waren. Der unvernünftigste Vandalismus hat ihnen den Untergang bereitet. Wo jetzt unfruchtbare Heidestrecken sich hinziehen, rauschten



Abb. 69. Kiefern am Flusse.

noch vor wenigen Jahrzehnten die gewaltigen Föhren. Fast ein jeder Bauer hatte seinen Hochwald. Aber er betrachtete ihn als eine Last, die er nicht schnell genug los werden konnte. Das Holz hatte wegen der schlechten Verkehrsverhältnisse zu damaliger Zeit so gut wie keinen Wert. Für einen Liter Schnaps konnte man etliche Fuhren Bauholz erhalten. Und als die Räumung noch nicht schnell genug vor sich ging, wurden ganze Strecken angezündet, nur um freies Land für den Ackerbau zu gewinnen. Das Neuland, durch die jahrhundertlange Ruhe fruchtbar, lockte den Bauern zu immer weiterer Vernichtung. In wenigen Jahren war aber die Kraft des Bodens dahin, und eine trostlose Heide blieb zurück, die vom Forstfiskus nunmehr teilweise angekauft und angeschont wird.

Was noch von Privatforsten, Bauernwäldern übrig geblieben ist, das wandert nach und nach in die unergründlichen Taschen der Geschäftsleute, und neue Schonungen werden nur selten angelegt.

Die bestehenden Waldungen sind fast alle im Besitze des Forstfiskus. —

Das Volk, das in den kleinen abgeschlossenen Dörfern in den Waldgegenden wohnt, führt sein eigenes Geistesleben. Die weiten Heiden, die geheimnisvollen Forsten haben seine Phantasie mächtig beeinflußt, und unzählige Spuk- und Geistergeschichten geben davon Zeugnis.

Der Wald ist der Aufenthaltsort der Geister. Fast in jeder Gegend herrscht der Glaube an den bösen Waldwart. Es ist ein Forstmann, der vor vielen Jahren gestorben ist. Der Teufel hat seine Gestalt angenommen, und in Begleitung eines Hundes durchstreift er das Revier. Er zeigt sich oft am hellen Tage, wenn die Frauen nach Moos oder Holz in den Wald gehen. Wer den Mut hat, nicht fortzulaufen, der kann ihn schweigend vorübergehen sehen. Er tut niemand etwas zuleide. Aber diese Probe hat noch keiner bestanden.

Die Sage berichtet, daß zwei Brüder einen Wald unrechtmäßig erworben hatten. Beide starben in ein und derselben Stunde. Die Särge wurden mit eisernen Stangen umsponnen und in ein Gewölbe eingemauert. Aber in der dritten Nacht kamen die Teufel, zerstörten die Gruft, erbrachen die Särge und stahlen die Leichname. Sie zogen ihnen die Haut herunter, und bekleideten sich selbst damit, um dann in der Gestalt der Besitzer den Wald zu durchstreifen und zu bewachen. (Gr. Chelm.)

Eine Bauersfrau fuhr des Abends gegen 10 Uhr durch den Wald. Plötzlich begannen die Pferde zu scheuen, so daß der Knecht sie kaum halten konnte. Es war heller Mondschein, und die Frau sah deutlich einen schwarzen Wagen vorausfahren, der mit vier Rappen bespannt war, denen Feuerfunken aus dem Maule sprühten. Dann war der Wagen verschwunden, als wenn er in die Erde versunken wäre. (Gr. Chelm.) —

Gerade diese Art von Berichten aus dem Volksmunde lassen sich bis ins Unendliche ausdehnen, und es gibt kaum einen Menschen in einem entlegenen Walddorfe, der nicht bereits „etwas gesehen hätte."

Oft hört man im Walde Axtschläge und Holzsägen. Man begegnet bündelbeladenen oder holzkarrenden Weibern, Männern mit Äxten und Sägen auf dem Arm. Das sind keine bösen Geister. Es sind die Seelen der Verstorbenen, die hier zur Buße sind.

Den Sturmschaden, der im Walde häufig angerichtet wird, schreibt man den ungetauften Kindern zu. (Wirbelwind.) Diese werden von den bösen Geistern verfolgt:

„Drei Männer gingen in der Nacht auf den Fischfang. Es war ein kleiner Waldsee. Sie zündeten sich am Ufer ein Feuer an, um sich zu erwärmen. Da hörten sie in der Ferne das Bellen eines Hundes, das immer näher und näher kam. Die Fischer meinten, es wäre der

Förster, und rückten ganz dicht an das Feuer, um die Flammen zu verschatten.

Plötzlich bemerkten die Männer ein kleines Kind, das dicht vor ihnen kniete und mit gefaltenen Händen sie flehend anblickte. Die Männer erschraken und ehe sie noch recht zur Besinnung kamen, stürzte ein großer schwarzer Hund hinzu, und das Kind entfloh. Gleich darauf hörten sie drei scharfe Flintenschüsse fallen. Dann wurde alles still.

Die Fischer packten die Netze zusammen und gingen eiligst davon. Unterwegs machte einer dem anderen Vorwürfe, daß keiner die Geistesgegenwart gehabt hatte, über dem Kindlein drei Kreuze zu machen, und es im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes zu taufen. Dann wäre es erlöst, und die bösen Geister würden es nicht mehr verfolgen. (Sanddorf.)

Den Baum betrachtet das Volk als etwas Lebendes. Das Mark ist die Seele. Ein jedes Ding muß eine Seele haben, sonst nimmt es der Teufel in seinen Besitz. In früheren Zeiten hatte der Satan den Besen und das Knäuel in seinen Diensten, weil diese Gegenstände keine Seele besaßen.

Im Dorfe war ein junges Mädchen, das es mit der Tugend nicht so genau nahm. Als es wieder einmal zum „Stelldichein“ kam, traf es statt des Liebhabers den Teufel. Entsetzt floh es davon, und der Böse ihm nach. Es suchte Schutz in einem Hause, in dem die Leute zur Totenwacht versammelt waren. Es wurden dort heilige Lieder gesungen. Der Teufel hatte keine Macht, die Tür zu öffnen. Da rief er: „Besen ohne Seele komm und öffne mir“ . . Sofort wackelte der Besen aus der Ecke, um dem Satan zu dienen. Aber eine der Anwesenden griff hinzu und setze ein Stück Holz in seine Mitte. Nun hatte der Besen eine Seele, und der Teufel verlor über ihn die Macht. — Aber schon schrie der Leibhaftige wieder: „Knäuel ohne Seele komme und öffne mir.“ Sogleich rollte es an die Tür. Aber der Mann, der die Zauberformel gegen die Geister verstand, ergriff noch rechtzeitig das Knäuel, und steckte ein Stückchen Holz in seine Mitte. — Da rief der Teufel zu drittenmal: „Mensch ohne Seele, steh' auf und öffne mir.“ Und zum Entsetzen der Leidtragenden erhob sich der Tote. Aber sie besprengten ihn mit Weihwasser, und er sank wieder zurück.

Das Mädchen war nun gerettet, und der Teufel stampfte wütend mit dem Pferdefuße und eilte davon. (Sanddorf.)

Seit jener Zeit steckt der Besenbinder ein Stückchen Holz in die Mitte der Besen, und die Frau wickelt das Garn auf Papier, auf Holz oder Stoff, damit das Knäuel eine Seele habe. —

Außerhalb des Dorfes sieht man nicht selten auf den Bäumen Stücke von Kleidern hängen. Das hat seine besondere Bedeutung. Herrscht im Dorfe eine ansteckende Krankheit, oder wird der einzelne von einem

längeren Leiden geplagt, so hängt man ein Stück von einem Bekleidungsstücke des Kranken auf den Baum außerhalb des Dorfes, oder man vergräbt es auf dem Kreuzweg. So wie das Stück verwittert und verfault soll auch die Krankheit verschwinden.

Daß es so oft in große Bäume einschlägt, liegt daran, daß die Teufel hier mit Vorliebe Schutz suchen.

Die Benutzung mancher Kräuter und Pflanzen zu verschiedenartigen Beschwörungen ist allgemein verbreitet.

Zu Maria-Himmelfahrt (15. August) werden in der Kirche unter Zeremonien und Gebeten Kräuter geweiht. Die Leute bringen Bündel stark duftender Kräuter, wie Wermut, Beifuß, Rainfarn, Kamille, Feldthymian, Stoppelpalmkraut, Tuj[1]) u. a. Nach der Weihe gelten die Kräuter als heilig, und es werden ihnen allerlei übernatürliche Kräfte zugeschrieben.

Wenn es gewittert, wird mit den Kräutern in der Stube geräuchert. Das schützt vor dem Blitzschlag und verteilt das Gewitter.

Werden Menschen oder Vieh von dem „bösen Blick“ getroffen, so beräuchert man sie unter Gebeten mit den geweihten Kräutern.

Hat die Kuh nach dem Kalben ein großes, angeschwollenes Euter, so wird es beräuchert.

Die jungen Gänschen ist es am schwersten, vor dem „bösen Blick“ zu schützen. Oft fallen sie hin wie die Fliegen, und es ist dann die einzige Rettung, sie in ein Sieb zu setzen, mit einem Mannshemde zu bedecken und über den Rauch von geweihten Kräutern zu halten. —

Vor dem Einfahren des Getreides werden geweihte Kräuter in die Ecken der Scheune gelegt. Auch unter den Balken in den Wohnstuben hat man sie stecken. Das schützt vor dem Blitzschlag, da der Teufel zu solchen Gebäuden keinen Zutritt hat.

Am Schlusse der Fronleichnamsoktave werden Kränzchen von Mauerpfeffer und Feldthymian geweiht.

Wenn im Sommer die Milch schlecht wird, zusammenläuft oder verdirbt, so legt man ein geweihtes Kränzchen in das Sieb und seiht die Milch durch.

Will die Butter nicht zusammenhalten, so muß man ein Stück von den Kränzchen in das Butterfaß tun.

Bei der Heilung von Krankheiten spielen die geweihten Kräuter oft eine wichtige Rolle, wie ein Fall aus der Gegenwart zeigt.

Eine Bauersfrau war längere Zeit schwerkrank und wurde bereits zweimal auf den Tod vorbereitet. Es wollte keine Besserung eintreten. Zum Arzte hat das Landvolk kein Vertrauen, und so wurde die „kluge Frau“ geholt, von denen es eine ganze Menge gibt. Die Kranke wurde

---

[1]) Wahrscheinlich die schwarze Erwe (Orobus niger).

mit schweren Betten fest zugedeckt. An den linken Arm bekam sie den Rosenkranz umgebunden. Dann mischte die kluge Frau unter allerlei Gebeten verschiedene Arten von geweihten Kräutern, wobei der Tuj, eine Wickenart, die im Walde auf bestimmten, nur wenigen Menschen bekannten Stellen wächst, nicht fehlen darf, brannte diese auf der Pfanne an und unter Beschwörungsformeln und Gebeten wurde die Patientin beräuchert, bis sie unter dem Qualm zu ersticken drohte. Da die Kranke nach einigen Tagen wirklich gesund geworden ist, so ist die kluge Frau im Ansehen des Volkes nicht wenig gestiegen.

Einige Bäume, Sträucher und Pflanzen gelten bei dem Volke als heilig, namentlich der Hagedorn, der Haselnußstrauch und die Espe. Unter ihnen darf man beim Ausbruch eines Gewitters Schutz suchen, da der Blitz niemals in sie einschlägt.

Aus dem Hagedorn soll die Krone des Heilandes geflochten gewesen sein. Ein Hagedornstock am Karfreitag geschnitten, dient zum Austreiben der bösen Geister.

Warum der Haselnußstrauch für heilig gilt, erzählt die Legende. Als Maria sich mit dem Jesuskinde auf der Flucht nach Aegypten befand, und die Häscher schon ganz nahe waren, wollte sich die Mutter Gottes unter einem Baume verbergen. Aber keiner wollte ihr Schutz gewähren, nur der Haselnußstrauch nahm sie auf. In seinen Zweigen aber saß ein Kuckuck und schrie immerfort seinen Namen, um die Aufmerksamkeit der Verfolger auf die Flüchtlinge zu lenken und sie zu verraten. Aber der Strauch senkte seine dichten Zweige so tief herab, daß die Häscher nichts sahen. Der Kuckuck muß zur Strafe ruhelos umherirren und hat kein eigenes Nest. Der Haselnußstrauch aber wurde gesegnet, und niemals trifft ihn der Blitzschlag. (Sanddorf.)

Von der Espe sind mehrere Sagen verbreitet. Sie ist es gewesen, welche der heiligen Familie auf der Flucht nach Aegypten den Schutz versagt hat. Sie zitterte vor Furcht, daß Herodes sie zur Strafe vernichten könnte. Seit der Zeit finden ihre Blätter auch bei vollständiger Windstille keine Ruhe. — Als Jesus am Kreuze hing, trauerten alle Bäume, nur die Espe nicht, weshalb sie jetzt ruhelos zittert.

Es wird auch erzählt, daß der Teufel sich auf der Espe aufhängen wollte, aber immer fiel er herunter. Da wurde er böse und verfluchte den Baum

Dem Teufel gehören die Diestel und die Brennessel. In früheren Zeiten waren der Buchweizen und der Hafer sein Eigentum.

Als nun Jesus mit Petrus von Ort zu Ort wanderte, kamen sie auch an ein blühendes Buchweizenfeld. Petrus jammerte, daß gerade eine so schöne und nützliche Pflanze dem Teufel gehöre.

Der Herr zuckte die Achseln und sprach: „Ich kann es nicht ändern, aber ich will dir gerne freie Hand geben. Wenn du etwas tun kannst, so habe ich nichts dagegen.“

Petrus sann nun unablässig darüber nach, wie er den Teufel betrügen könnte.

Eines Tages ging Petrus in Gedanken vertieft einsam auf der Landstraße. Da sah er den Bösen herankommen und versteckte sich schnell hinter einen Busch. Der Teufel war aus der Hölle entsandt, um die ihm gehörigen Früchte zu kontrollieren. Um die Namen nicht zu vergessen, wiederholte er in einem fort: „bukwita i owies, bukwita i owies“ (Buchweizen und Hafer, Buchweizen und Hafer).

Plötzlich sprang Petrus aus seinem Versteck hervor, und der Teufel erschrak so sehr, daß er die Namen der Pflanzen vergaß.

„Ach,“ jammerte der Satan, „nun habe ich meinen Auftrag vergessen, wenn ich in die Hölle zurückkehre, so schlägt mich meine Großmutter zu Tode. Weißt du nicht, Alter, was ich vordem gesagt habe?“

Petrus lächelte schelmisch und sprach: „pokrzywa i oset, pokrzywa i oset“ (Brennessel und Diestel, Brennessel und Diestel). (Der Gleichklang in der Aussprache läßt sich im Deutschen nicht wiedergeben.)

„Richtig,“ rief der Teufel erfreut, und wie der Sturm sauste er davon. Petrus aber schaute schmunzelnd der Staubwolke nach, und war froh, daß er den Teufel so leicht betrogen hatte. (Sanddorf.)

Seit dieser Zeit sind Brennessel und Distel dem Teufel geweiht.

Kalmusblätter werden am Vigilientage zu Johanni dem Vieh zum Fressen vorgesetzt, auch in die Ecken der Ställe gelegt, um die Tiere vor dem Verhexen zu schützen.

Das Farnkraut blüht um die zwölfte Stunde der Johannisnacht. Wer die Blüte findet, dem geht alles in Erfüllung. Es ist zudem eine heilige Pflanze, weil deren Wurzeln dem Jesuskinde auf der Flucht nach Aegypten als Nahrung dienten.

Die Wermutpflanze schützt gegen die Cholera, überhaupt gegen jede ansteckende Krankheit.

Das Schmücken der Häuser mit Birkengrün zum Pfingstfeste und der Weihnachtsbaum sind allgemein verbreitete Gebräuche.

Die Sandweide (salix avenaria — nach Mrongovius) ist eine strauchartige Pflanze, unter der in früheren Zeiten der Mensch mit dem Teufel ein Zusammentreffen vereinbarte.

„Ein Mann borgte sich von dem Teufel 1000 Taler und versprach, das Geld zurückzugeben, wenn die Bäume ihre Blätter verlieren.

Es kam der Herbst, und der Teufel stellte sich ein, um sein Geld zu holen.

„Gib zurück, was du mir schuldig bist,“ knurrte der Satan. „Auf den Bäumen ist kein Laub mehr.“

„Oho,“ sagte der Mann, „hast du denn keine Augen? Komm mit mir, ich will dir beweisen, daß du noch zu warten hast.“ Und er führte den Leibhaftigen in einen Kiefernwald. „Siehst du nicht wie grün und voller Blätter die Bäume sind?“

„Du hast mich betrogen," schrie der Teufel. „Sollte aber einmal die Zeit kommen, daß du mir dennoch mein Geld abgeben willst, so komme zu diesem Strauch (Sandweide), hier wirst du mich treffen."

Viele Jahre vergingen, der Mann wurde alt. Und da das Geld des Teufels seinen Reichtum begründet hatte, so wollte er es zurückgeben, um aus der Schuld des Bösen sich zu befreien. Er ging zu dem Strauch und sagte die Zauberformel:

„Kito rokito (rokita = Sandweide), hier ist dein Geld". (Die Zaubersprüche sind in der Regel Wortspiele, die sich in einer fremden Sprache nicht wiedergeben lassen.)

Aber der Teufel erschien nicht, sondern eine Stimme antwortete:

„Der Fuhrmann (das Gewitter) fuhr, knallte mit der Peitsche (Blitz) und schlug den Teufel tot."

Der Satan war also bereits von der Erde verschwunden und wird nicht wiederkehren. Der Mann verteilte daher das Geld an die Armen und kaufte sich auf diese Weise aus der Schuld des Bösen los."

---

14. Die Tierwelt im Volksglauben.

Der Aberglaube, der sich an Tiere knüpft, ist uralt. Es ist noch ein Überbleibsel aus den heidnischen Zeiten und war im Mittelalter besonders stark verbreitet. Gewissen Tieren zu gewissen Zeiten, an bestimmten Orten, bei Antritt einer Reise oder beim Beginn einer Arbeit zu begegnen, galt bei allen Völkern als Vorbedeutung von Glück oder Unglück, und dieser Glaube war namentlich bei den germanischen Stämmen allgemein. Aber auch heutigen Tages sind die Menschen nicht ganz davon frei, selbst in jenen Kreisen nicht, in denen man auch den leisesten Schein des Aberglaubens mit Entrüstung zurückweist.

Der Aberglaube, der die Tierwelt umfaßt, hat seinen Ursprung in dem Jäger- und Hirtenleben, und das Land, besonders die einsamen Gegenden, wo die alles ausgleichende Kultur noch weniger Eingang gefunden hat, sind naturgemäß der beste Boden, auf dem er noch jetzt in aller Stille gedeiht.

Tritt man eine Reise an, und läuft einem der Hase über den Weg, so bedeutet es Unglück, das Begegnen des Wolfes bringt dagegen Glück. — Ein Mann wurde von diesem Glauben aber gründlich kuriert, wie die nachfolgende Geschichte berichtet, die gewiß aus den Zeiten stammt, als in den hiesigen Wäldern noch die Wölfe hausten: „Ein Bauer fuhr mit seinem Knecht in den Wald. Da lief ein Hase über den Weg. „Halt!" rief der Bauer dem Knechte zu, „kehre sofort um, das bedeutet Unglück." — Am nächsten Tage fuhren sie wieder nach Holz. Als sie

in die Nähe des Waldes kamen, rannte ein grimmiger Wolf über den Weg. Der Knecht dachte: „Was muß das erst für ein Unglück sein!", und ohne die Weisung des Herrn abzuwarten, drehte er um und wollte schleunigst heimfahren. „Dummkopf," schrie ihn der Bauer an, „was fällt dir ein? Der Wolf bedeutet ja Glück! Vorwärts!" Der Knecht konnte das zwar nicht begreifen, aber ihm sollte es schon recht sein. — Das Pferd wurde an einen Baum gebunden, und die beiden Männer gingen tiefer in den Wald, um Holz zu fällen. Währenddessen kam der Wolf, tötete das Pferd und ließ es sich wohl schmecken. Nach einer Weile kamen die Männer zurück, und als sie das Unheil sahen, rief der Knecht: „Seht, seht, Herr, das Glück sitzt schon im Pferde." (Sanddorf.) — —

Geht man durch den Wald und erblickt den Specht auf der rechten Seite des Weges, so bedeutet es Glück, links Unglück. Lassen sich die Spinnen oder das Marienkäferchen auf unserem Kleide nieder, so bedeutet das Glück. Man soll sie nicht abschütteln.

Kräht die Henne am Morgen, so bringt sie dem Besitzer Glück, abends Unglück.

Sieht man den Storch zum ersten Male fliegend, so wird man das Jahr hindurch fleißig sein; stehend — träge.

Beim ersten Anblick der Schwalbe und des Kiebitzes ist es vorteilhaft, Geld bei sich zu haben. Dann wird man das ganze Jahr keinen Mangel leiden.

Hört man den Kuckuck rufen, so fragt man ihn:

Kuckuck, Kuckuck, sag mir doch,
Wieviel Jahre leb' ich noch?

Darauf muß man aufmerksam zählen, und sovielmal er ohne Unterbrechung ruft, so viele Jahre wird man noch leben.

Der Storch, die Schwalbe und die Lerche genießen beim Volke eine besondere Verehrung und gelten als geheiligt. Sie dürfen nicht getötet werden. Wer diesen Vögeln ein Übel zufügt, sie quält oder gar verstümmelt, dessen Nachkommen werden mit der gleichen Krankheit behaftet; weshalb man die in einer Familie vorkommenden Fälle von Taubheit, Blindheit oder anderen körperlichen Gebrechen als Strafe Gottes für Tierquälerei ansieht, der sich die Eltern schuldig gemacht haben.

Das Fleisch des Storches darf nicht gegessen werden. Der Vogel ist halb Mensch, halb Tier. Wenn er eine Zunge hätte, würde er sprechen können. —

Einige Tiere sagen das Wetter voraus. Baden die Tauben, schreit der Reiher, zeigen sich die Elstern oder die schwarzen Krähen, so gibt es Regen. — Zwitschernde Sperlinge deuten auf Frost; die Haubenlerchen bringen Schnee. — Kommt im Frühlinge zuerst der weiße Storch, so ist Dürre zu erwarten. Zeigt sich der schwarze Storch zuerst, so wird es ein Regenjahr. — Wenn die Stare in Scharen auf den Feldern sich zeigen, so gibt es Kälte. —

Die Tiere haben ihre eigene Sprache, die aber nur die einzelnen

Gattungen unter sich verstehen. In der zwölften Stunde der heiligen Nacht redet jedes Tier in der Zunge des Menschen.

Die Tiere sehen Geister, namentlich die Hunde, die Pferde und alle Tiere, welche blind zur Welt kommen. Fährt man in der Nacht durch den Wald, so kommt es nicht selten vor, daß die Pferde plötzlich scheuen, sich bäumen und kaum zu bändigen sind. Der Bauer kennt die Ursache. Es sind unsichtbare Wagen mit feuerspeienden Rappen bespannt, auch Jäger mit großen Hundemeuten. Die Pferde vermögen sie früher und deutlicher zu sehen, als der Mensch.

Der Ruf der Eule, das klagende Geheul des Hundes verkünden das Nahen des Todes. Es stirbt jemand in der Familie.

Der Teufel kann sich, mit Ausnahme des Schafes, in alle Tiere verwandeln. Am häufigsten nimmt er die Gestalt des Hundes, des Pferdes, des Bullen, der Ziege an. Letztere ist sogar sein Werk. Es erzählt die Sage, daß der Satan die Ziege erschaffen hatte, worauf schon die Ähnlichkeit hindeutet, die Hörner, der Bart und ihr launisches Wesen.

Auch die Fledermaus ist des Teufels Arbeit, denn der liebe Gott hätte niemals ein so scheußliches Wesen erschaffen. Sie liebt auch die Finsternis, wie der Böse, und scheut das Licht. Die Leute fürchten sich vor ihr, und wenn am Abend die Fledermäuse herumfliegen, darf man sich nicht mit bloßem Kopfe zeigen, sonst setzen sie sich in das Haar fest und verwandeln sich hier in einen Teerklumpen.

In das Schaf kann sich der Teufel nicht verwandeln, weil dieses von Christus geheiligt ist. Und die Geister, die man in dieser Gestalt sieht, sind keine Dämone, sondern büßende Seelen. In der Gestalt der Pferde, Hunde und Katzen erscheinen die Abgeschiedenen nicht. Dafür bevorzugen sie die Vögel, besonders solche, die am Hause leben, als Gänse, Enten, was man schon des öfteren beobachtet hat. —

Die Katzen, Schlangen, Eulen stehen im Dienste der Hexen. —

In ein neuerbautes Haus wirft man zuerst eine Katze über die Schwelle, um sich zu überzeugen, ob es nicht verhext ist. Wenn dem Tiere nichts geschieht, so darf man ohne Gefahr einziehen. —

Vor Weihnachten, in der Adventszeit, verkleiden sich die jungen Burschen des Dorfes als Tiere: Bär, Ziege, Hund, Storch, und gehen von Haus zu Haus, um den Weihnachtsmann anzukünden. —

Die Verwandlung von Menschen in Tiere ist aus der Sagenwelt vielfach bekannt. Vor der Ankunft Christi ging jede Verwünschung sofort in Erfüllung. So hatte einmal eine Mutter sieben Söhne, die sehr ungehorsam waren. Einmal sagte sie im Zorn: „Daß ihr euch auf der Stelle in Kraniche verwandelt". Kaum hatte sie es ausgesprochen, so wurde der Fluch zur Wirklichkeit. Die Vögel erhoben sich in die Luft und flogen davon. Nun half kein Weinen und Trauern, es war zu spät. Die Brüder mußten auf einer entlegenen, einsamen Insel in der Ver-

bannung leben, bis sie nach vielen Jahren von ihrer einzigen Schwester auf eine wunderbare Weise erlöst wurden. (Sanddorf.) —

Der siebenköpfige Drache fehlt ebenfalls nicht in Sagen und Märchen. — Ein Drache hauste in einer Höhle vor der Königsstadt. Jeden Morgen mußte ihm ein Menschenopfer zugeführt werden, um ihn zu besänftigen. Das Los traf nun die Königstochter. Das ganze Land war in Trauer. Da kam in der letzten Stunde ein unbekannter Wanderer, der sich erbot, den Drachen zu töten und die Königstochter zu erlösen. Er begab sich, begleitet von einem zahmen Löwen und einem Hund, zu der Höhle des Drachen, der bereits hungrig nach der Beute ausschaute. Der Löwe stürzte sich auf den Feind, und der Ritter hieb mit seinem wunderbaren Schwert dem Drachen die Köpfe ab. Der Hund sprang hinzu und trug den Kopf fort, damit er nicht in Berührung mit dem Körper komme, da sonst sieben neue Köpfe hervorwachsen würden. Der letzte Kopf fiel. Das Land war befreit. Es herrschte große Freude, und zur Belohnung erhielt der Ritter die Hand der Königstochter. (Sanddorf.)

In Sprichwörtern wird das Tier sehr oft zum Vergleich heran gezogen:

Gib der Henne die Stiege, und sie will den Turm.

Eine Schwalbe bringt keinen Sommer.

Er schloß die Maus in die Speisekammer ein.

Faul wie der Ochse.

Das Pferd hat vier Füße und fällt doch um.

Was will der Hund in der Kirche, wenn er nicht beten kann.

Er geht zum Tisch, wie das Schwein zum Trog.

Er läuft so schnell wie ein Holzhase.

Wer mit der Lerche aufsteht, kann mit den Hühnern schlafen gehen.

Wenn *eine* Ziege den Schwanz hebt, so tun es die andern auch.

Es wird anderes Wetter, denn die Hühner krähen.

Je magerer die Laus, desto giftiger beißt sie.

Das Gesetz ist wie das Spinngewebe, der Käfer reißt sich durch, die Fliege bleibt hängen.

Er hat dazu ein Recht, wie der Sperling auf das Nest der Schwalbe.

Was nützt ihm das Pferd, wenn er nicht reiten kann.

Die Kuh, die viel brüllt, gibt wenig Milch.

Die Frau ohne Schürze gleicht der Kuh ohne Schwanz.

Sie vermehren sich, wie das Ungeziefer in der Dürre.

Das Weib hatte keine Sorgen und kaufte sich ein Schwein. (Sanddorf.)

Des Müllers Schweine soll man nicht zur Zucht nehmen und des Pfarrers Wirtin nicht zur Frau. (Cenowa.)

15. Das Reich der Geister und der übernatürlichen Wesen.

Heinzelmännchen, Alp, Doppelgänger, Vampir, Irrlicht, Teufel.



Abb. 70. Holzgeschnitzte Heiligenfigur. (Wirowen.)

Der Glaube an Geister und übernatürliche Wesen ist nicht nur ein Privilegium des einfachen Landmannes, dessen Verstand wenig entwickelt ist, sondern er ist in allen Schichten der Bevölkerung zu finden. Und er wird auch bestehen, solange ein Funken Phantasie den Menschengeist belebt, solange wir nicht zu bloßen Verstandes- und Vernunftautomaten herabgesunken sind. Es wäre jammerschade um die Welt, wenn nur der nackte Verstand zur Herrschaft käme, der nur an der toten geistlosen Äußerlichkeit hängt. Der Verstand ist Seelen- und Gottesläugner. Er erkennt nur die mechanische Beschaffenheit der Dinge zueinander an, nur das, was er mit seinen Sinnen wahrnehmen kann. Alles, was außerhalb seines Begriffsvermögens liegt, wirft er beiseite. Es existiert nicht für ihn. Die Phantasie hat hier keinen Spielraum. Sie ist tot.

Im schroffsten Gegensatz zu diesem kalt berechnenden Verstande steht nun der Aberglaube. Bei ihm gibt es nichts Unmögliches. Es lebt alles in seiner Phantasie. Was er denkt, träumt, sich vorstellt, hat bei ihm Gestalt und Leben. Es gibt für ihn nichts Totes im Weltraum. Alles bevölkert seine lebhafte Phantasie. Abstrakte Begriffe existieren für ihn überhaupt nicht. Es ist aber kaum zu erwarten, daß der Verstand jemals den Sieg über den Aberglauben davontragen wird.

Auch der Geisterglaube hat seine Entwickelung erfahren. Seine höchste Stufe hat er wohl in dem Spiritismus und ähnlichen Errungenschaften erreicht. Doch seinen Ursprung müssen wir beim Volke suchen, und zwar bei jenen Menschen, die in einsamen Gegenden wohnen und von unserer modernen Kultur möglichst unberührt geblieben sind. Sie stehen mit ihren Anschauungen dem Urmenschen am nächsten. Zudem neigt ein Volk, das in waldreichen, unfruchtbaren Gegenden wohnt und auf Jagd und Fischerei angewiesen ist, sehr stark zum Aberglauben. Es ist verständlich, daß es sein Glück oder Unglück dem Einfluß übernatürlicher Kräfte zuschreibt.

All die Vorbedingungen für einen tiefgreifenden Aberglauben sind bei dem kaschubischen Volksstamme vorhanden. Dazu kommt noch, daß die Leute geneigt sind, den Naturobjekten Persönlichkeit zuzuschreiben. In ihren Sagen und Märchen lebt alles. In früheren Zeiten wuchsen sogar die Steine. Die Himmelskörper sind bevölkert. Die Sterne weinen, und selbst die Krankheit denkt man sich personifiziert.

Der undankbare Acker, die Neigung zur Fischerei und Jagd schließen viele Zufälligkeiten ein, die man nur zu gern dem Einfluß böser oder guter Geister zuschreibt. Es muß dann auch Menschen geben, die mit den Geistern in naher Verbindung stehen. Solange sich der Aberglaube in harmlosen Grenzen bewegt, wäre es töricht, gegen ihn anzukämpfen. Er ist eine natürliche Begleiterscheinung der äußeren Verhältnisse.

Die Arten der Geister und der übernatürlichen Wesen, die man unter dem Volke kennt, sind ziemlich zahlreich. Es gibt: Heinzelmännchen (krośniąta), Alp (mora), Doppelgänger (sobotwór), Vampire (wieszczy), Irrlicht, Teufel, Hausgeister, Seelen der Abgeschiedenen, Schutzengel.

Die Heinzelmännchen.

Der Glaube an Kobolde, die man in die Reihe der Hausgeister zählt, ist uralt. Die Mythologie des heidnischen Altertums weiß schon davon zu erzählen, und man führt sie wohl auf die Kinderopfer zurück. Diese Geister erscheinen in der Regel in der Gestalt kleiner Kinder, wie schon die Namen Puck, auch Pück, Hänschen, Heinzchen, grüner Junge (Kuhn, Märkische Sagen) andeuten. Sie tragen mit Vorliebe rote Kleider, Hosen, Jacken, Kappen, Hüte, Strümpfe, Schuhe, weshalb der Kobold in der Sagensammlung von Gebrüder Grimm „roter Junge" genannt wird. Es sind meistens harmlose, lustige Gesellen, den Menschen wohlgesinnt. Sie helfen ihm bei der Arbeit, wie es in dem Gedichte „Die Heinzelmännchen" von A. Kopisch so schön ausgeführt ist. Doch hat man sie auch gesehen, wie sie sich unbemerkt spielenden Kindern anschließen, um an dem munteren Treiben teilzunehmen. Aber in den „Deutschen Sagen" von Gebrüder Grimm werden sie auch als häßliche, blutgierige

Wesen geschildert. Man hält sie für die Seelen der kleinen Kinder, die im Hause ermordet wurden. Es wird in zahlreichen Sagen (Grimm, Bechstein) hervorgehoben, daß man dort, wo die Kobolde ihr Wesen trieben, später Särge und Kindergerippe gefunden hat, besonders in Burgen, Wällen, Häusern, Kellern.

Die Sagen von den Heinzelmännchen haben sich bis auf die Gegenwart unter dem Volke erhalten. Auch die Leute der Kaschubei wissen davon zu berichten.

Die Heinzelmännchen (krośniąta) sind kleine, mit roten Mäntelchen bekleidete Wesen, männlichen, auch weiblichen Geschlechts; heiraten untereinander, feiern Hochzeiten, Kindtaufen, führen Namen, wie die Menschen. Sie essen und trinken aus silbernen und goldenen Gefäßen. Ihr König trägt eine goldene Krone in der Form eines Apfels.

Sie leben gesellig in alten Ruinen, Burgen, in Steinhaufen, unter Bäumen, in Häusern unter dem Kamin in der Asche. Sie sind in der Regel häßlich mit alten Gesichtszügen. Sie leben bedeutend länger als der Mensch. Sie sind sterblich, obwohl sie über tausend Jahre alt werden. Man hat häufig gesehen, wie sie ihre Toten begraben. Eine Seele haben sie jedoch nicht.

Es sind meist lustige Gesellen, welche die Musik leidenschaftlich lieben. Ihre Instrumente sind lange, dünne Trompeten. In der Nacht führen sie oft Tänze auf.

Nach dem Glauben des kaschubischen Volkes sind die Heinzelmännchen den Menschen feindlich gesinnt. Sie stehlen die kleinen, ungetauften Kinder oder tauschen sie um. Um das zu verhindern, legt die Hebamme dem Neugeborenen einen Rosenkranz um den Hals.

Trotzdem gelingt es den Heinzelmännchen, sich des Kindes zu bemächtigen, wie folgende Fälle zeigen.

In W. bemerkte eine Mutter, daß ihr neugeborenes Kind sich über Nacht vollständig verändert hatte. Die Gesichtszüge waren alt und häßlich wie bei einem Greise. Die Frau war darüber sehr unglücklich, lief zu der „klugen Frau“ und klagte ihr Leid.

„Die Erdmännchen haben euer Kind umgetauscht“, gab das Weib zum Bescheide. „Ihr könnt euch selbst davon überzeugen. Gebt dem Kinde drei Tage nichts zu essen. Dann kocht allerhand ungenießbare Sachen, als Holzstücke, Stiefelsohlen, kleine Steine, bereitet es wie eine Speise zu, stellt es dem Kinde hin und beobachtet es aus einem Versteck.“

Die Mutter tat so, wie ihr die „weise Frau“ geraten hatte.

Als das Kind sah, daß niemand im Zimmer war, stand es auf und begann zu essen. Nach einigen Bissen legte es jedoch den Löffel fort und sagte: „Tausend Jahre bin ich alt geworden, aber eine solche Speise habe ich noch nicht im Munde gehabt.“ Dann schlüpfte es wieder in die Wiege.

Die Mutter ging nun abermals zu der klugen Frau und erzählte es ihr.

„Wenn das Kind wieder nach Essen schreit“, sagte das Weib, „so nehmt ein glühendes Stück Eisen und versucht es ihm in den Mund zu stecken.“

Die Frau ließ das Kind einige Tage fasten, bis es fürchterlich nach Brot zu schreien begann.

Da nahm das Weib einen glühenden Eisenstab und ging auf das Kind zu. Da sprang es aus der Wiege und lief hinaus. Die Frau eilte ihm nach, doch draußen war es nirgends mehr zu erblicken. Als die Mutter wieder in die Stube kam, saß ihr eigenes Kind weinend auf dem Boden.

Eine andere Frau, der die Heinzelmännchen ihr schönes Kind gegen ein häßliches und verkrüppeltes umgetauscht hatten, ging zu der „weisen Frau“ und erzählte es ihr. Sie gab ihr den Rat, das Kind mit Ruten so lange zu schlagen, bis es aus tausend Wunden blute; dann sollte sie es nackend auf den Kehrichthaufen werfen. Die Frau befolgte die Weisung, und als sie nach einer Weile wieder herauskam, um nachzusehen, was mit dem Kinde geworden ist, fand sie ihren eigenen Knaben, den die Heinzelmännchen aber aus Rache ebenso ausgepeischt, wie die Frau es mit dem ihrigen getan hatte. (Weitsee.)

Bekommt man aber das Kind nicht zurück, so muß es immer bei den Heinzelmännchen bleiben. — Ein Knecht, der im Stall schlief, wachte auf und sah vor seinem Bette die roten Männchen einen Tanzreigen aufführen. In der Mitte war ein Menschenfräulein von etwa 15 Jahren. Das Mädchen gefiel dem Knecht, und es erwachte in ihm der Wunsch, mit ihm zu tanzen. Kaum erhob er sich aber von seinem Lager, so war alles fort, als wenn es die Erde verschlungen hätte. (Weitsee.)

Die Heinzelmännchen verstehen auch, sich in Tiere zu verwandeln. Jeden Dienst, den ihnen der Mensch erweist, suchen sie zu entschädigen. Ein junges Mädchen sah eine Kröte, die sich langsam fortschleppte und über einen Zaun klettern wollte. Da sie sich vergeblich abmühte, sagte das Mädchen: Ich will dir helfen, wenn du mich zu deiner Hochzeit einladest.“ „Das trifft sich gut,“ sagte die Kröte, „nach drei Tagen werde ich heiraten, und wenn du mir den Dienst erweist, so sollst du dabei sein.“

Das Mädchen meinte, es wäre ein Scherz, aber am dritten Tage gegen Abend erschien bei ihr ein kleines Männchen in roter Jacke und rotem Käppchen und brachte ihm die Einladung zur Hochzeit.

Das Mädchen erschrak und lief zu der „klugen Frau“. Diese gab ihm den Rat hinzugehen. Es dürfe aber auf der Hochzeit weder essen, noch trinken.

Das Heinzelmännchen führte das Mädchen in einen Wald. Es verband ihm die Augen und geleitete es auf steilen Treppen und schmalen Gängen in die Tiefe. Hier wurde dem Mädchen das Tuch von den Augen genommen, und es sah sich in einem großen Saale, der von Gold und Diamanten funkelte. Es wurde gerade das Hochzeitsmahl ge-

geben. Eine unzählige Schar von roten Männlein saß auf winzigen Stühlchen um die runden Tischchen und aß und trank aus Gefäßen von glänzendem Gold. Für das Mädchen war aber neben dem Bräutigam, der jetzt keine Kröte, sondern ein Heinzelmännchen mit einer Krone auf dem Haupte war, gedeckt. Es wurden viele Schüsseln aufgetragen, und die schönsten Speisen herumgereicht. Aber das Mädchen rührte keinen Bissen an. Als aber der perlende Wein getrunken wurde, und man das Wohl des Hochzeitspaares feierte, da konnte das Mädchen es sich nicht versagen, etwas zu trinken. Doch kaum berührte es mit den Lippen den Kelch, so wurde es ihr dunkel vor den Augen. Es schien alles in die Erde zu versinken. Als es wieder zu sich kam, war es am Eingang des Waldes. Seine Schürze und Taschen waren aber mit Steinen gefüllt. Ärgerlich warf das Mädchen alles fort und ging nach Hause. Den nächsten Tag griff es unwillkürlich in die Tasche, fand dort noch einige harte Gegenstände und glaubte, es wären Steine. Als es sie hervorholte, hatte es die ganze Hand voll Dukaten. Nun lief das Mädchen in den Wald, um auch das Gold, was es aus der Schürze geworfen hatte, zu holen, aber es fand die Stelle nicht mehr. (Sanddorf.) —

Die Heinzelmännchen plagen oft den Menschen auf alle mögliche Weise. Auf dem Bettlaken findet man des Morgens rote Kreuze, die von den Erdmännchen herrühren. Auch bewerfen sie den Menschen plötzlich mit Ausschlag. Um das zu verhindern, muß man ein Hemd verkehrt anziehen und eine rote Schärpe um den nackten Leib binden.

Mit Vorliebe sitzen die Heinzelmännchen im Feuerherd in der Asche. Wenn die Hausfrau des Morgens die Asche hinauswirft, so verschwinden auch die kleinen Gesellen. Man darf aber auf dem Kehricht nicht sein Bedürfnis befriedigen, sonst wird man von den Heinzelmännchen mit Ausschlag beworfen. Um sich davor zu schützen, muß man dreimal ausspucken.

Günstiger sind sie den Tieren gesinnt, und in einem Stalle, in dem sich die Heinzelmännchen befinden, gedeiht das Vieh vortrefflich. In der Nacht, wenn die Knechte schlafen, füttern sie die Tiere. Sie kämmen und bürsten sie und flechten die Mähnen der Pferde in die schönsten Zöpfe. Man darf sie nicht auseinanderkämmen, sonst würden die Tiere eingehen. — Wenn am Morgen unter den Krippen der Tiere sauber gefegt ist, so ist es ein Zeichen, daß in dem Stalle die Heinzelmännchen sind.

Will man die Heinzelmännchen von einem Orte für immer vertreiben, so muß man auf der Stelle einen Hund oder eine Katze vergraben.

Der Alp.

Die Menschen werden im Schlafe von einem Übel befallen, das bei den Deutschen Alpdrücken und im Volksmunde der Kaschuben „zmora“ oder „mora“ heißt. Es besteht in einem Gefühl der Ohnmacht, der

Belastung durch einen schweren Gegenstand. Man ist wie gefesselt, und trotz der äußersten Anstrengung vermag man sich nicht zu rühren. In der Regel vermeint man eine Gestalt zu sehen, die den Zustand verursacht.

Das Volk kennt zwei Arten des Alpdrückens, durch Abgeschiedene und durch lebende Personen.

Die Seelen der Verstorbenen, die eine Schuld abzutragen haben und im Jenseits keine Ruhe finden können, erscheinen den Verwandten oder Freunden und quälen sie, bis die betreffende Person ihnen Hilfe bringt. In der Regel kann man sich von dem Geiste loskaufen, wenn man für die unglückliche Seele etliche hl. Messen in verschiedenen Kirchen lesen läßt.

Dieser Glaube ist aber weniger verbreitet, weit mehr herrscht die Ansicht, daß der Alp eine lebende Person ist und zwar ein Mensch aus dem Orte.

Diese unglücklichen Wesen werden vom Volke nicht verachtet, (wie etwa die Hexen und die Vampire). Man bemitleidet sie; denn in den meisten Fällen sind sie sich ihres Übels gar nicht bewußt. Entweder sind sie gleich von der Natur dazu verurteilt, andere Menschen zu quälen, oder einer ihrer Taufpaten ist ein Alp gewesen, oder er hat bei dem Taufakt an die „mora“ gedacht.

Der Alp stellt sich entweder gleich nach dem Hinlegen, in dem Moment, wenn man einschlafen will, oder vor dem Erwachen ein. Ein müdes, bleiernes Gefühl legt sich auf die Glieder, eine unbezwingbare Last beschwert die Brust und raubt den Atem. Ein Angstgefühl überkommt den Schläfer. Der Mensch ist bei wachen Sinnen, aber er vermag weder zu rufen, noch sich zu rühren. Häufig sieht er den Alp auf sich ruhen. Der Alp erscheint in verschiedenen Gestalten, als Mensch, Katze, Apfel, Birne, Feder, Strohhalm.

Ist die Zeit vorüber, so sieht man den Alp langsam sich erheben. Die Müdigkeit läßt nach; man kann sich bewegen. Wenn man in diesem Augenblicke den Mut und die Geistesgegenwart besitzt, den Alp festzuhalten, so kann man sich überzeugen, wer es ist. Sind die Stunden vorüber, so verwandelt sich der Alp in seine gewöhnliche Gestalt.

Ein Mann wurde jede Nacht vom Alp gedrückt. Einmal griff er rechtzeitig zu und hatte eine schwarze Katze in den Händen. „Warte, dir werde ich es heimzahlen“, sagte er, und klemmte sie mit dem Schwanz in den Zaun ein. Als er am frühen Morgen an die nämliche Stelle kam, fand er ein Mädchen aus dem Dorfe, das mit den Zöpfen an den Zaun gebunden war. Es bat flehentlich, es nicht zu verraten. Als es dem Manne versprochen hatte, ihn nicht mehr zu quälen, ließ er es frei. —

Ein Knecht hatte nach dem Alpdrücken einen Apfel in der Hand, und da er ihm gar zu schön duftete, so biß er hinein. Das Fleisch war aber sehr hart, und er legte ihn fort. Am Morgen war der Apfel ver-

schwunden. Die Tochter des Nachbars war aber in eine Wange gebissen und mußte mit verbundenem Kopf gehen. (Sanddorf.) —

Ein anderes Mal war der Alp eine Birne. Sie war so weich und schmackhaft, daß der Knecht sie verzehrte. Die Kerne warf er auf die Erde. — Am Morgen lagen vor seinem Bette die benagten Gebeine einer weiblichen Person. (Sanddorf.) —

Ein Bauer hatte drei Töchter. Sie waren stets bleich und elend, und wenn der Vater sie am Morgen wecken wollte, so schliefen sie wie tot und waren nicht wach zu bekommen.

Einmal blieb ein Bettler bei dem Bauer zur Nacht. Es wurde ihm ein Zimmer zugewiesen, das nur durch eine Bretterwand von dem Schlafgemach der Mädchen getrennt war. Als im Hause sich alles beruhigt hatte, hörte er wie die Mädchen sich wieder ankleideten und ihr Zimmer verließen. Erst gegen Morgen kamen sie zurück und stiegen durch das Fenster ein.

Der Bettler belauschte ihr Gespräch.

„Ich hatte heute eine schwere Nacht“, sagte die eine. Ich mußte das kalte Wasser drücken. Seht, wie meine Kleider naß sind“.

„Du bist noch gar nicht so schlimm daran“, sprach die zweite. „Ich mußte den Dornstrauch drücken. Die spitzen Stacheln sind mir tief ins Fleisch eingedrungen und haben schmerzliche Wunden hinterlassen.“

Darauf die Dritte: „Ihr seid wohl zu bedauern, aber doch habt ihr es nicht so schwer gehabt als ich. Ich mußte den Weg drücken. Es war in einer belebten Gegend. Die Pferde zerstampften mich mit ihren scharfen Hufeisen, und die Lastwagen hätten mich um ein weniges zermalmt“.

Kaum hatten die Mädchen sich hingelegt, so kam der Vater, um sie zu wecken; denn es war Morgen. Der Bettler ging ihm entgegen, und erzählte, was er gehört hatte. Der betrübte Vater wußte nun, daß seine Töchter Alpe seien. Er ließ sie ruhig länger schlafen. Noch an demselben Tage ging er aber zum Pfarrer und bat ihn um Rat und Hilfe.

Die Mädchen mußten nochmals getauft werden, denn die Paten hatten bei dem ersten Akt entweder die gestellten Fragen falsch beantwortet, oder dabei an den Alp gedacht. Außerdem wurden die Pfosten von den Türen und Fenstern des Schlafgemachs der Mädchen mit Weihwasser besprengt, damit sie zur Nachtzeit das Zimmer nicht verlassen könnten. Und der Bann war von den Mädchen gewichen. (Weitsee.)

Der Alp quält auch die Tiere. Ein Zeichen dafür ist es, wenn man sie am Morgen unruhig und schweißgebadet findet.

Der Alp ist in der Regel ein weibliches Wesen, nur selten ein männliches.

Will man sich vor dem Alpdrücken schützen, so lege man ein Messer oder ein Stück Flachs unter das Kopfkissen. Auch stelle man die Fuß-

bekleidung als Schuhe, Pantoffeln, Holzkorken mit dem Absatzteil dem Bette zu. Es denkt dann der Alp, der Mensch sei nicht anwesend.

Wenn der Schlafende stöhnt und jammert, so ist das ein sicheres Zeichen, daß ihn die „mora“ drückt. Man muß ihn beim Vornamen anrufen, dann verläßt ihn der Alp. (Sanddorf.)

Doppelgänger.

Der Doppelgänger (sobotwór) ist der böse Geist, dem der Mensch seine Seele verschrieben hat. Es gibt Leute, welche mit dem Teufel einen mit Blut unterzeichneten Vertrag abgeschlossen haben, wonach der Böse sich verpflichtet, der betreffenden Person zu dienen und alle ihre Wünsche zu erfüllen. Dafür gehört die Seele nach dem Tode dem Satan. Diese Menschen müssen sich aber selbst das Leben nehmen, und alle Selbstmörder bezeichnet daher das Volk als Doppelgänger.

Aus dem Volke kennt man nur selten Doppelgänger, wohl aus dem Grunde, weil es hier keine Reiche gibt. Nur der vermögende Mann, ein Guts- oder Fabrikbesitzer, gilt als Doppelgänger. Er braucht sich um sein Gut nicht zu kümmern, der Teufel überwacht es.

In Ch. lebte ein reicher Edelmann, der hatte soviel Geld, daß die Leute zu der Annahme kamen, der Leibhaftige selbst schleppte es ihm herbei. Der Teufel beaufsichtigte sein Gut. Man sah den Herrn fortfahren, und wenn einer von den Instleuten die Gelegenheit wahrnehmen wollte, um im Garten, auf dem Speicher, auf dem Felde oder im Walde etwas zu stehlen, so war sofort der Herr in Begleitung eines großen, schwarzen Hundes da. Anfangs ließen sich die Leute verscheuchen. Als sie aber erst merkten, daß es nicht der Herr selbst, sondern nur sein Doppelgänger war, so liefen sie nicht fort, weil sie wußten, daß die Gestalt keine Macht über sie hatte. (Gr. Chelm.)

Wenn der Gutsherr zum Besuch ausfuhr, so kehrte sein Doppelgänger gewöhnlich eine Stunde früher nach Hause zurück und weckte die Dienerschaft. Auch sah man öfters den Herrn in den Wohnräumen umhergehen, trotzdem die Diener genau wußten, daß er abwesend war.

Ein Jude kaufte einen großen Wald im Kreise Konitz. Das Volk stahl Moos und Holz, bis einmal der Jude in einem langen schwarzen Kaftan vor ihnen stand. Die Leute erschraken und liefen davon. Doch später merkten sie, daß es nur der Doppelgänger gewesen ist, und von der Zeit an ließen sie sich nicht mehr stören. (Gr. Chelm.)

Ein Schneider aus F. ging auf ein Gut, um dem Herrn Maß zu einem Anzuge zu nehmen. Er sah den Besitzer im Garten auf- und abgehen. Als er aber im Hause sagte, man solle ihn bei dem Herrn anmelden, da erhielt er den Bescheid, daß er bereits den Tag vorher verreist sei.

Die Geschichten über den Doppelgänger sind unter dem Volke sehr zahlreich vertreten. Der Kern ist aber stets der, daß der Böse in der Gestalt des Herrn umhergeht und das Eigentum desselben bewacht.

Der Vampirismus.

Mit dem Alp ist der Glaube an Vampire verwandt. Es ist eine der entsetzlichsten und schauerlichsten Seiten des Volksaberglaubens. Wie er sich hier eingenistet hat, und welches die Ursachen seiner früheren ziemlich großen Verbreitung sind, ist schwer zu erfahren.

Der Vampir ist ein Wesen (ein Mensch), der im Grabe keine Ruhe findet, sich nach der verlassenen Welt sehnt und das frühere Leben dadurch zu erreichen sucht und glaubt, daß er den Verwandten das Blut aussaugt. Die Verstorbenen führen im Grabe eine Art Leben. Sie beginnen zuerst die Kleider von sich zu fressen, dann verzehren sie ihren Leichnam, zuletzt verlassen sie das Grab und gehen an die Glocken und beginnen zu läuten. Soweit der Klang der Glocken reicht, müssen alle Verwandten des Toten der Reihe nach sterben. —

Bei der Geburt kann man es bereits erkennen, ob das Kind ein Vampir ist. Hat es ein „Mützchen" auf dem Kopf, so ist es „wieszczy". Hat es bei der Geburt schon zwei Zähnchen, so heißt es „niełop". Diese beiden Volksausdrücke bezeichnen die doppelte Art des Vampirismus. Ersterer ist der ungefährlichere, und es genügt gewöhnlich, das „Mützchen" dem Neugeborenen abzunehmen, es zu trocknen, zu zermahlen und dem Kinde einzugeben.

Besonders ist auf die Kinder zu achten, die in einer Nacht geboren werden, in der der Mond nicht scheint. Es sind in der Regel „niełop".

Der Unterschied zwischen „wisezczy" und „niełop" besteht darin, daß ersterer nur die nächsten Anverwandten aus einem Hause holt, letzterer aber alle, soweit der Ton der Glocken reicht.

Auch zu Lebzeiten kann man die Vampire erkennen. Sie zeigen ein unruhiges, aufgeregtes Wesen und haben ein aufgedunsenes, blutrotes Gesicht. In der Sterbestunde ist auf diese Leute besonders zu achten. Vor allem müssen sie den geistlichen Beistand bekommen, gegen den sie sich oft sträuben. Nach dem Tode sind bestimmte Vorbereitungen genau zu beachten. Der Verstorbene erhält in den Sarg etwas Erde von der Schwelle, damit er nicht ins Haus zurückkehren kann. Dann wird ihm ein Stück Ziegelstein unter das Kinn gelegt, damit er sich daran die Zähne stumpf beißt. Er bekommt auch ein Stück Fischernetz in den Sarg. Er kann nicht eher das Grab verlassen, bis er all die feinen, festen Knoten aufgebunden hat, was oft Jahrzehnte lang dauert. Auch wird Mohn in den Sarg geschüttet. Der Tote hat die Körnchen zu zählen. Desgleichen wird auf dem Wege von dem Hause zur Kirche Mohn gestreut. Wenn die Seele zurückkehren will, so muß sie erst die Körnchen aufsammeln.

Als ein Anzeichen des Vampirismus gilt es auch, wenn der Mensch nach Eintritt des Todes nur langsam erkaltet, oder wenn sich Blutflecke auf dem Gesicht, namentlich aber an den Fingernägeln zeigen.

Sein schreckenverbreitendes Treiben beginnt der Vampir oft schon dann, wenn der Leichnam über die Schwelle getragen wird. In andern Fällen erst etliche Tage oder Wochen später. Um sich gegen das Unheil zu schützen, muß man den Toten mit dem Gesicht nach unten legen, oder, was in jedem Falle das Sicherste ist, ihm mit einem scharfen Spaten den Kopf abhauen. Als Zeichen eines inneren Lebens ergießt sich ein roter, warmer Blutstrahl.

Es mögen hier als Ergänzung einige Berichte aus dem Volksmunde folgen. Namen von Personen und Orten möchte ich hier aus naheliegenden Gründen vermeiden.

In einem Dorfe starb eine Frau, Mutter von zahlreichen Kindern. Es ist hier üblich, die Nächte bis zum Begräbnistage eine Totenwacht zu halten. Die Leute aus dem Dorfe kommen in das Trauerhaus, versammeln sich um die Bahre, singen fromme Lieder und beten für den Verstorbenen. Da in diesem Falle aber die Stube sehr klein war, so stellte man den Sarg mit der Toten in der angrenzenden Scheune auf. Kaum war dies geschehen, so wurde das älteste Kind von heftigen inneren Schmerzen befallen. Es war ein Gefühl, als wenn sich etwas in das Herz einkrallt und langsam das Blut aussaugt, ein Symptom, das die „wieszczy“-Krankheit anzeigt. Ein allgemeines Entsetzen erfaßte die Versammlung. Man war fest überzeugt, daß die Tote ein Vampir sei. Um einem weiteren Übel vorzubeugen, gingen einige beherzte Männer hin und trennten mit einem scharfen Spaten der Verstorbenen den Kopf ab, worauf sich ein Strom roten, warmen Blutes ergoß, ein Zeichen, daß es tatsächlich ein „wieszczy“ gewesen ist. Der Kopf wurde zwischen die Füße gelegt. — Die Krankheit bei dem Mädchen ließ augenblicklich nach. —

In einem andern Dorfe wurde Totenwacht gehalten. Die Bahre stand in der Kammer. Ein Mann schaute durch die Türspalte und bemerkte, wie der Tote sich erhob und die Kleider zu verzehren begann. Ein Mann holte eine scharfe Sense, schlich sich von hinten heran und hieb dem Vampir den Kopf ab. —

Der schreckliche Aberglaube war noch vor wenigen Jahrzehnten verbreitet. Ein alter Fischer erzählte mir (natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit), daß seine eigene Mutter ein Vampir gewesen sei. Einige Tage nach ihrem Tode kam der Totengräber zu ihm und erzählte, daß es mit seiner Mutter nicht „ganz richtig“ sein könne. Sie war sicherlich ein „wieszczy“, denn er habe bemerkt, daß sie unter den Nägeln Blut hatte. Der Sohn erschrak darüber sehr, und in einer dunklen Nacht gingen sie auf den Kirchhof, öffneten das Grab, und die Tote wurde mit

dem Gesicht nach unten gelegt. — Es ist nachdem kein Todesfall in der Familie vorgekommen. — Und merkwürdig, gerade der Mensch, der mir es erzählt hatte, wurde von andern Leuten aus dem Dorfe mir gegenüber als „wieszczy“ bezeichnet, bei dessen Tode man auf die genaue Befolgung der üblichen Formalitäten wird achten müssen.

Das Irrlicht.

Das Volk glaubt an verborgene Schätze. In früheren Zeiten, namentlich während der Kriege, hatten die Menschen ihr Geld vergraben, um es vor dem Feinde zu schützen. Aber auch alte, geizige Leute verscharrten ihre Schätze. Damit sie ein Unberufener nicht auffinde, machten sie darüber das Kreuzzeichen und gebrauchten die Zauberformel: „Diese Hand hat dich versteckt, ruh' bis sie dich wieder weckt“.

Nun starben die Leute oft dahin, ohne das Geld zu heben oder den Platz zu verraten. Selbst wenn jemand auch die Stelle wüßte, aber die Zauberformel nicht kennt, so nützt es nicht viel. Nur die Hand, die es verwahrt hatte, vermag es zu heben. Man muß auf der vermeintlichen Stelle mit der Hand des Verstorbenen graben, um das Geld zu finden.

Eine geizige Bäuerin lag im Sterben. Das Geld hatte sie unter ihrem Kopfkissen liegen. Je näher der Tod herankam, desto größer wurde der Geiz, und sie mißgönnte den Reichtum ihren Verwandten. Als sie sich unbeachtet glaubte, stand sie mit Aufbietung aller Kräfte auf, grub unter der Schwelle ein Loch, und verwahrte hier das Geld, indem sie den Zauberspruch sagte. (Olpuch.)

Ein Knecht hatte es beobachtet. Sobald seine Herrin starb, trug er die Tote an die Schwelle und grub mit der Hand das Geld aus. —

Wird der Schatz aber nicht gefunden, so ist er dem Teufel verfallen. Damit das Geld nicht stockt und schimmelt, wird es von dem Bösen einmal im Jahre im Feuer getrocknet. Man sieht dann um Mitternacht an bestimmten Stellen ein Licht flackern. Es ist das Irrlicht (ognik) oder im Volksmunde: pieniądze se przesuszają (das Geld wird getrocknet). Ein kleines Feuer deutet auf Nickelmünzen, ein großes auf Gold.

Auch jetzt ist es noch möglich, das Geld zu heben, wenn man mit den Formeln und den Vorbereitungen vertraut ist.

Ein Bauer starb. Die Kinder wunderten sich, daß er kein Geld hinterlassen hatte. Er mußte es vergraben haben. Nach einem Jahre sahen sie unter einem Baume im Garten ein Feuer brennen. Dort war also der Schatz. Kein anderer würde aber das Geld heben können, als die Hand des Vaters. Die Kinder öffneten daher das Grab. Sie fanden aber nur den Handknochen. Mit diesem scharrten sie auf der bekannten Stelle und fanden den Schatz. (Wielle.) —

Ein Bauer ging in später Nacht nach Hause. Da sah er auf

einem Moor ein Feuer brennen. Zwölf Männer saßen ringsherum und wühlen darin mit langen Stöcken. Der Bauer trat hinzu und begann mit seinem Hagedornstab[1]) Kreuze in den Feuerhaufen zu schlagen. Da erlosch sofort die Flamme und auch die Männer verschwanden. Der Bauer ging nach Hause. Als er aber gegen Morgen erwachte, hörte er, wie jemand an das Fenster klopfte und rief: „Hole dir den dreizehnten Teil ab." Der Bauer verstand nicht, was es zu bedeuten hatte. Als er aufs Feld ging, kam er zufällig auf den Platz, wo er in der Nacht das Feuer gesehen hatte. Dort fand er einen Haufen Goldstücke. (Sanddorf.) —

Einige Leute geben an, man müsse den geweihten Rosenkranz auf das Feuer werfen, oder auch den Schuh vom rechten Fuß. Darauf soll man nach Hause gehen, ohne sich umzuwenden, ohne etwas zu sagen oder zu denken. Am nächsten Tage liegt der Schatz auf der betreffenden Stelle. Doch sucht der Teufel auf jede nur erdenkliche Art den Menschen zu täuschen. Nur in den seltensten Fällen findet man Goldstücke. Meist sind es Steine oder Scherben, oft tote Tiere, als Pferde, Hunde. Man muß aber alles nach Hause tragen. Hier verwandelt es sich in Gold. —

Der Teufel.

Der Teufel nimmt in dem Geisterglauben des Volkes den breitesten Raum ein. Es mag wohl daran liegen, daß schon die Kirche dem Volke Aufschluß gibt über gute und böse Geister, die ihm wohlwollend oder übel gesinnt sind, die sein Heil oder sein Unglück wollen. Die Macht des Satans soll zwar im Neuen Testamente wesentlich beschränkt sein, aber das Volk stellt sich doch den Teufel als einen Dämon vor, der den Menschen umkreist, um ihn zu verderben. Über den Körper hat der Böse zwar zu Lebzeiten keine Gewalt, ist aber die Seele mit Sünden stark belastet, so ist es schon vorgekommen, daß der Teufel dem Sünder den Kopf abgedreht hat und mit der Seele zur Hölle gefahren ist.

Nach dem Tode hat der Satan auch Gewalt über den Leichnam des Verdammten. Er zieht ihm die Haut ab, bekleidet sich damit und läuft als Spuk in der Gestalt des Verstorbenen umher.

Zwei Freunde, ein Arzt und ein Pfarrer, hatten gegenseitig sich das Versprechen gegeben, daß, wenn der eine sterbe, der andere auf seinem Grabe drei Tage lang Wache halten solle. Der Tod holte zunächst den Arzt und der Geistliche wachte zwei Nächte am Grabe, ohne etwas Besonderes zu merken. In der dritten Nacht um die zwölfte Stunde kam der Teufel. Er wühlte das Grab auf, öffnete den Sarg, zog dem Toten die Haut ab, legte sie an die Seite und scharrte wieder das Grab zu. Unbemerkt nahm der Priester die Haut seines Freundes an sich und zog zum Schutze gegen den Bösen ringsum einen Kreis mit geweihter Kreide.

[1]) Gilt im Volksmunde für heilig. Man kann damit die Teufel austreiben.

Der Teufel schäumte vor Wut, als er sich hintergangen sah. Er bat den Priester, ihm sein Eigentum zurückzugeben. Der sprengte nach allen Seiten mit Weihwasser, um den Bösen zu vertreiben. Endlich krähte der Hahn, und der Teufel entfloh zur Hölle. Der Pfarrer legte die Haut seines Freundes wieder in den Sarg zurück und segnete den Toten nochmals ein. So hatte er den Leichnam aus der Gewalt des Teufels befreit. (Wielle.) —

Die Gestalt des Leibhaftigen ist höchst verschieden, da er die Macht hat, sich nach Belieben zu verändern. Am häufigsten sieht man ihn als eine schwarze Katze mit einem langen Schwanz, ein wildes Pferd, einen schwarzen Hund, einen Bullen, als Ratte, Maus, Ziege. Er kann sich in alle Tiere verwandeln; nur die Gestalt des Schafes kann er nicht annehmen, da es vom Herrn geheiligt ist.

Der Teufel erfreut sich unter dem Volke recht zahlreicher Namen. „Djabeł“ (Teufel) sagen die Leute sehr selten, da es eine Sünde ist. Man sucht daher das Gebot zu umgehen und legt dem Leibhaftigen andere Bezeichnungen bei, als: bies, smok, srela, djacheł, czort, pogan, kaduk, smoron, judasz, piekelnik, szatan, smolnik, paskudnik.

Es kommt nicht selten vor, daß der Teufel von einem Hause Besitz nimmt. Er geht herum und peinigt die Menschen wie er kann. Um sich dagegen zu schützen, wird das neue Haus von dem Geistlichen unter Gebeten eingesegnet und mit Weihwasser besprengt. Auch die heiligen Kräuter, die man unter die Balken steckt, sollen den Leibhaftigen verscheuchen. Hat sich der Satan aber irgendwo eingenistet, und man will ihn vertreiben, so bedient man sich eines Stockes vom Hagedorn. In allen Ecken und Winkeln, der vom Teufel besetzten Wohnung, muß man unter Gebeten über Kreuz mit dem Stab schlagen.

Wird aber ein Mensch von dem Teufel besessen, so kann ihn nur der Geistliche davon erlösen. Doch auch unter ihnen haben nicht alle die Macht dazu. In dem Dorfe R. im Kreise Konitz war ein vom Satan besessenes Weib. Der Böse schrie, brüllte, bellte durch die Frau, verrenkte ihr die Glieder und quälte sie in der gräßlichsten Weise. Da luden die Leute das Weib auf den Wagen und fuhren mit ihm viele Meilen weit zu einem alten, abgedankten Pfarrer, der die Macht zum Austreiben der Teufel besitzen sollte. Und sobald der Geistliche die Gebete über der Kranken zu verrichten begann, beruhigte sie sich, war auch auf dem Rückweg wie umgewandelt und völlig gesund. Leider schien der Geisterbann nicht nachhaltig zu sein, denn als sie nach Hause kamen, begann der Böse wieder sein Unwesen zu treiben. (Rybaki.)

Der Erklärung des Arztes, daß die Frau hysterisch sei und unter epileptischen Anfällen leide, wollte das Volk nicht Glauben schenken. —

Einige Seen, Brüche, Moore führen dem Teufel verwandte Namen: djabelec, piekełko, smolnik. Es sind in der Regel dunkle, inmitten

von Wäldern einsam gelegene Gewässer, von denen die Sage gilt, daß hier Städte, Dörfer oder Gehöfte der sündigen Menschen wegen ihren Untergang gefunden hatten.

Von den Tieren sind die Ziege und die Fledermaus vom Teufel erschaffen, worauf einesteils die Hörner und der Bart und andernteils die häßlichen Flügel deuten. Von den Pflanzen gehört dem Bösen die Brennnessel und die Diestel.

Obwohl der Teufel sehr gefürchtet wird und der ärgste Feind des Menschen ist, so ist er nach Ansicht des Volkes nicht sonderlich schlau; und die Geschichten vom „dummen" oder „betrogenen Teufel" sind sehr zahlreich.

Als Jesus noch auf Erden wandelte, kam er eines Tages mit Petrus zu einem Juden, der ein arger Säufer war. Sie wurden aber wider Erwarten gut aufgenommen und bewirtet. Beim Abschied sagte Jesus zu dem Juden: „Geld haben wir nicht, um dich zu bezahlen, aber du darfst dir fünf Dinge wünschen, und alles soll dir in Erfüllung gehen."

„Das ist mir recht", sagte der Jude. „Wenn nur meine Flasche stets mit meinem Lieblingsschnaps gefüllt ist, so will ich zufrieden sein."

„Gut, es soll geschehen, wie du dir wünschst," sprach Jesus. „Vergiß aber das Wichtigste nicht."

„Ja, was tut mir noch not," besann sich der Jude. „Meine Tabaksdose darf niemals leer werden."

„Und drittens?" fragte Jesus weiter.

„Halt, beinahe hätt' ichs vergessen," rief der Jude. „Ich habe in meinem Garten einen Birnbaum, der die prächtigsten Früchte trägt. In der Nacht kommen aber böse Buben und pflücken mir alles ab, so daß ich einen großen Schaden habe. Wenn es sein kann, so soll keiner ohne meine Erlaubnis vom Baume absteigen können."

„Das sind alles eitle Wünsche," lächelte Jesus. „Weißt du nichts Wichtigeres, das dir not täte?"

Der Jude kratzte sich hinter den Ohren. Es fiel ihm wirklich schwer, sich noch mehr zu wünschen. „Ich habe einen Stuhl", sprach er „wer sich darauf setzt, der darf sich ohne meine Erlaubnis nicht erheben."

„Nun bleibt dir noch der letzte Wunsch. Besinne dich, damit du über einer törichten, vergänglichen Sache das Wichtigste, was der Mensch bedarf, nicht vergissest."

„Ich habe eine Ledertasche", sagte endlich der Jude nach langem Besinnen. „Dort verwahre ich meine wenigen Vorräte, wenn ich auf der Reise bin. Ohne mein Wissen und Wollen soll nichts aus der Tasche heraus."

„Und das Wichtigste, das Himmelreich, hast du doch vergessen", sagte Jesus traurig. „Es geschehe dir alles, was du dir gewünschst

hast, aber das Paradies bleibt dir verschlossen." Und Jesus zog mit Petrus von dannen.

Der Jude machte sich über die verscherzte Seligkeit keine trüben Gedanken. Er war froh und zufrieden, daß seine Schnapsflasche stets gefüllt war, und der Tabak in seiner Dose nicht abnahm.

Doch der Jude wurde alt, und es kam der Teufel, um ihn zu holen.

„Ich gehe gerne mit dir", sprach der Jude. „Nur will ich für die weite Reise noch einige Vorbereitungen treffen. Setze dich unterdessen auf diesen Stuhl."

Der Teufel war müde, und ein Stündchen Ruhe war ihm erwünscht.

„Nun bin ich soweit," lachte der Jude. „Willst du nicht aufstehen und mich begleiten?"

Aber der Böse konnte sich nicht erheben. Und nun merkte er, daß ihn der Jude betrogen hatte. Die Geisterstunde ging immer näher dem Ende zu, und so sehr auch der Teufel bat und flehte, ließ sich der Jude nicht eher erweichen, bis der Leibhaftige ihm versprach, ihn nicht wieder zu holen.

Der Satan fürchtete sich zwar sehr, unverrichteter Sache in die Hölle zurückzukehren, aber es blieb ihm kein anderer Ausweg übrig, und er mußte dem Juden das Versprechen abgeben.

Aber in der Hölle wollte man sich damit nicht zufrieden geben, und es wurde ein anderer Teufel nach dem Juden geschickt. Der kannte bereits den verhängnisvollen Stuhl und wollte sich in acht nehmen.

„Du bist da, Schwarzer?" begrüßte ihn freundlich der Jude. „Ich habe bereits nach dir ausgeschaut. Aber vorerst möchte ich mir mein Abendbrot bereiten. Doch sollst auch du mit leerem Magen mein Haus nicht verlassen.

Gehe in den Garten. Da ist ein Birnbaum voll saftigster Früchte, und du kannst deinen Hunger stillen."

Der Teufel ließ es sich nicht zweimal sagen, denn solche Leckerbissen gab es in der Hölle nicht und kletterte hinauf. Als er aber absteigen wollte, vermochte er es nicht.

Der Jude stand unter dem Baume und höhnte: „Komm herunter, wenn du kannst. Willst ein schlauer Teufel sein und läßt dich von einem alten Juden betrügen. Wenn du mir versprichst, mich nicht mehr zu holen, so schenke ich dir die Freiheit, sonst kannst du in Ewigkeit da sitzen."

Der Satan machte noch allerhand Einwendungen, aber zuletzt gab er doch dem Juden das Versprechen ab, ihn nicht zu nehmen.

Der Jude wurde immer älter, aber es wollte kein Teufel sich entschließen, ihn in die Hölle zu holen. Ein besonders schlauer, alter Satanas erklärte sich bereit, einen letzten Versuch zu machen. Und eines Tages klopfte er an die Tür des Juden.

„Wenn es durchaus sein muß", sprach der Jude, „so werde ich dir

folgen". Er legte seine Ledertasche um, nahm den Stock und machte sich mit dem Schwarzen auf den Weg. Als sie in die Nähe eines Dorfes kamen, sagte der Jude: „Mein ganzes Leben galt ich bei den Leuten als ein ehrlicher und anständiger Mensch. Was werden sie nun sagen, wenn sie mich in deiner Gesellschaft sehen. Ich möchte doch nicht mit schlechtem Namen aus der Welt scheiden. Steige daher hier in meine Ledertasche. Hinter dem Dorfe lasse ich dich wieder heraus, und mein guter Ruf ist gerettet."

Der Teufel ahnte nichts Böses und ließ sich bereden.

Am Dorfflusse wuschen die Weiber ihre Wäsche. „Gott helfe euch", sagte freundlich der Jude, „wollt ihr nicht meine Tasche ein wenig durchwaschen. Es hat sich darin sehr viel Schmutz angesammelt."

Die Weiber freuten sich, dem Greis einen Gefallen zu tun und bearbeiten mit den Waschhölzern so unbarmherzig die Tasche, daß dem armen Teufel Hören und Sehen verging. Er verhielt sich aber ganz still, um sich nicht zu verraten.

Als sie hinter das Dorf kamen schrie der Satan schäumend vor Wut: „Nun laß mich heraus, ich will dir es schon heimzahlen, wenn du unten bist."

„Nur ruhig Freundchen," tröstete ihn der Greis. „So leichten Kaufs lasse ich dich nicht frei. Erst versprich mir, daß du mich niemals holen wirst."

Der Teufel, der sich vor dem Spott der Höllengesellen fürchtete, wollte lieber alle Qualen erdulden, als auf die Seele des Juden verzichten.

Mittlerweile kamen sie in ein anderes Dorf. In einer Schmiede brannte ein lustiges Feuer, und die Gesellen arbeiteten, daß nur die Funken stoben.

Der Alte trat mit freundlichem Gruße näher. „Wollt ihr euch zu einem Sonntagstrunk verdienen, so klopft mir ordentlich diese Tasche aus, es hat sich viel Staub darin angesammelt."

Die weißen Zähne blitzten vergnügt aus den schwarzen Gesichtern der Gesellen. „Das muß ein sonderbarer Kauz sein", dachten sie. „Aber wenn er gut bezahlt, so wollen wir selbst dem Teufel das Fell gerben." Sie schwangen ihre schwersten Hämmer, und schlugen so wuchtig, daß die Schmiede erdröhnte. Das wurde sogar dem Teufel zuviel, und er fing so fürchterlich an zu brüllen, daß die Gesellen erschreckt in ihrer Arbeit nachließen.

„So war's recht", lobte der Jude die Burschen. Er bezahlte reichlich, nahm seine Tasche und ging weiter. Aber kaum war er hinter dem Dorfe, so bat der Teufel jämmerlich, ihn frei zu geben, er werde nie mehr sich unterstehen, ihm in den Weg zu kommen.

Der Greis öffnete die Tasche, und der Leibhaftige stürmte davon. In der Hölle schilderte er aber all die Qualen, die er zu erdulden hatte,

und erzählte von der Schlauheit des Juden, daß von nun an kein Teufel zu bewegen war, den Alten zu holen.

Den Himmel hatte sich der Jude nicht gewünscht, in der Hölle wollte man ihn nicht haben, so wandert der Greis noch heute auf der Erde, bekannt unter dem Namen „Der ewige Jude“. (Sanddorf.)

* * *

In früheren Zeiten erschien der Teufel sehr oft dem Menschen und versuchte mit ihm Geschäfte zu machen. Aber fast regelmäßig zeigt sich der Mensch schlauer als der Teufel.

Ein Bauer warf den Samen auf den bestellten Acker. Da erschien der Leibhaftige und sagte: „Wir wollen gemeinschaftlich wirtschaften. Ich werde schon dafür sorgen, daß die Saat gut gedeiht.“ „Gut“, entgegnete der Landmann, „du nimmst die untere Hälfte und ich die obere.“ Der Bauer hatte aber Roggen gesät. Als die Ernte kam, erhielt der Teufel die Stoppeln und der Landmann hatte die Ähren.

„Du hast mich betrogen“ sprach der Teufel. „Im nächsten Jahre nehme ich die obere Hälfte und du die untere.“

„Wie du es bestimmst, so soll es geschehen“, schmunzelte der Bauer und pflanzte Kartoffeln. Bei der Verteilung erhielt der Teufel das Kraut, und der Landmann füllte seine Keller mit den Knollen.

Da wurde der Satan böse. „Nun wollen wir um den ganzen Gewinn spielen. Wer von uns am lautesten pfeifen kann, der bekommt die ganze Ernte.“

„Pfeif du zuerst“, sprach der Bauer. Der Satan blies die Backen auf, und wie der stärkste Sturm sauste sein Pfiff dahin, so daß der Mann beinahe taub geworden wäre.

„Das war eine schöne Leistung“ sagte der Bauer. „Nun komme ich an die Reihe, aber ich würde dir anraten, dir die Ohren zu verstopfen, die Augen zu schließen und dich platt auf die Erde hinzulegen.“

Der Teufel tat es. Da gab ihm der Bauer mit dem Hammer einen Schlag auf den Kopf, daß er es aus allen Löchern pfeifen hörte. Der Teufel war besiegt. Aber noch wollte er das Spiel nicht aufgeben. „Wir werden Steine werfen. Wessen Stein am weitesten fliegt, der hat gewonnen.“

Der Satan warf einen riesigen Stein in die Höhe, der erst nach einer Stunde wieder auf die Erde fiel.

Der Bauer hatte sich aber eine Lerche besorgt. Er ließ sie fliegen, und der Vogel kam überhaupt nicht zurück.

Da schleppte der Teufel die Höllentür herbei. Sie war mächtiger als das größte und schwerste Scheunentor. „Nun wollen wir sie in die Höhe werfen. Es wird sich jetzt zeigen, wer der Stärkere ist.“

„Mache es mir vor“, sprach der Bauer.

Der Teufel hob die Tür, als wäre es eine Feder und warf sie empor, daß sie erst nach langer Zeit niedersauste und sich tief in die Erde bohrte, so daß der Satan Mühe hatte, sie wieder herauszuziehen.

Nun stellte sich der Bauer vor die Höllentür. Bald sieht er sich das Ungetüm an, bald schaut er nach dem Himmel.

„Beeile dich“, rief ungeduldig der Teufel. „Was schaust du so hinauf.“

„Nur einen Augenblick Geduld“, gab ruhig der Bauer zurück. „Ich habe nämlich auf dem Mond meinen Schwager. Er ist dort Schmied und schrieb mir vor einigen Tagen, daß ihm das Eisen ausgegangen wäre. Und da warte ich, bis er sich zeigt. Ich will ihm die Eisentür zuwerfen.“

„Ha“ schrie der Leibhaftige, „hast mich immer betrogen und nun willst du mir auch die Höllentür abnehmen. Das lasse ich nicht zu. Was würde meine Großmutter sagen?“ Und der Satan ergriff die Tür und stürmte davon. (Weitsee.)

Der schlaue Bauer hatte sein Eigentum und seine Seele gerettet. —

* * *

Dem Menschen ist für seinen Lebensweg gleich bei der Geburt ein Engel zugeteilt, der die Aufgabe hat, ihn zu beschützen. Aber auf der linken Seite steht der Teufel und sucht den Menschen zum Bösen zu verführen. So herrscht gewissermaßen ein Kampf des guten Geistes mit dem Bösen um die Seele des Menschen. Stirbt der Mensch, so begleiten ihn der Engel und der Teufel bis vor den Richterstuhl Gottes. Der Engel zählt alle guten Taten auf, der Satan aber die schlechten, und der liebe Gott fällt darnach den Richterspruch.

---

16. Wie das kaschubische Volk sich selbst kuriert.

Unter dem Landvolke herrscht eine Abneigung gegen approbierte Ärzte. Und wer die hiesigen Verhältnisse kennen gelernt hat, der wird diesem Vorurteil eine Berechtigung nicht ganz absprechen können. Die Ärzte wohnen in den Kreisstädten, ausnahmsweise in größeren Kirchdörfern. Viele der kleinen Ortschaften der Heide sind meilenweit davon entfernt. Da die Leute überwiegend arm sind, so entschließen sie sich nur in den schwersten Fällen, wenn der Tod schon an der Kehle sitzt, den Doktor zu rufen, da ein jeder Besuch eine Ausgabe von 20 bis 30 M. bedeutet. Kommt die Hilfe überhaupt nicht zu spät, so hat eine einmalige Konsultation bei den meisten Erkrankungen wenig Erfolg. Die ärztlichen Anweisungen werden entweder garnicht befolgt oder falsch ausgeführt, weil es dem Volke an Verständnis fehlt. Krankenpflegerinnen gibt es hier

selbst in größeren Kirchdörfern nicht. Der Patient stirbt. Die Ausgabe war umsonst. Der Arzt hat nicht helfen können. Er kommt in Mißkredit. Natürlich schreibt das Volk die Erfolglosigkeit nicht den äußeren Umständen, vielleicht den verkehrten Anwendungen der Verordnungen zu, sondern der Ohnmacht des Arztes.

So liegen hier die Verhältnisse heute. Vor Jahrzehnten war es bedeutend schlimmer. Aus jener Zeit stammt der unerschütterliche Glaube an Kurpfuscher und Weiberdoktoren. Die letzteren sind sehr populär, weil sie die Krankheit aus dem Urin zu bestimmen vermögen. Sobald eine Person längere Zeit krank ist und keine Besserung eintreten will, so wandert ein Angehöriger der Familie mit einem „Fläschchen" zu der heilkundigen Frau. Oft sind es viele Meilen, denn auch diese Propheten gelten im engeren Vaterlande wenig. Erst mit der Entfernung wächst ihr Ruhm. — Ein flüchtiger Blick auf die „Flasche" genügt, um die „Frau Doktor" aufzuklären, was dem Kranken fehlt. Für gewöhnlich sagt sie im Brustton der Überzeugung, daß die inneren Organe, namentlich die Leber, in Fäulnis übergegangen sind, weshalb aber eine Heilung nicht ausgeschlossen ist. Nach den absonderlichsten Verhaltungsmaßregeln, unter denen die wichtigste darin gipfelt, daß der Patient sich während der Kur nicht waschen darf, wird der Bote nach Hause geschickt. Nach einigen Tagen trifft dann ein Nachnahmepaket mit den Heilmitteln ein. Da findet sich Mandelöl zum Einreiben hinter den Ohren, Olivenöl zum Einsalben des Kopfes, Fenchelöl, Kampferspiritus zum Einreiben einzelner Körperteile; Fenchel-, Baldrian-, Brusttee usw.; Magentropfen, Brust-, Hustentropfen der verschiedensten Art. Es sind an zwanzig Sorten verschiedener Medikamente, die der Patient in der vorgeschriebenen Reihenfolge verkonsumieren muß. In der Regel sind es die harmlosesten, ungefährlichsten Mittel, die man für ein paar Pfennige in jeder Drogenhandlung erhält, und welche auch die „Wunderfrau" nicht selbst bereitet, sondern in der Apotheke kauft. Die Leute haben ein unerschütterliches Vertrauen zu den „Weiberdoktoren", und der Patient verbraucht bis zum letzten Tropfen die Medizin. Da in den meisten Fällen bei dem Kranken die Krisis vorbei ist, oder es sich um ein chronisches Leiden



Abb. 71. Bauernhaus. (Zu S. 55.)

handelt, so tritt nicht selten in den Tagen der „Kur“ Besserung ein, was natürlich den Ruf des „Doktors“ begründet. —

Unter dem Landvolke kommen verhältnismäßig wenig Krankheiten vor. Wird aber jemand ernstlich krank, dann ist für ihn nur selten Aussicht auf Genesung. Beim Ausbruch des Fiebers wird der Patient mit Kleidern ins Bett gepackt, mit schweren Betten zugedeckt, mit heißen Schüsseln und Krügen belegt, die Fenster und Türen werden fest verschlossen, damit kein kühles Lüftchen Zutritt hat. — Ein Wechseln der Wäsche darf nicht erfolgen, da dieses den Tod bedeutet. — —

Das Stadium der Rekonvaleszenz ist dem Volke unbekannt. Der durch die Krankheit geschwächte Körper kann sich bei der mageren Kost, die zum größten Teile aus Kartoffeln besteht, nicht so schnell erholen. Das ist den Leuten unerklärlich. Sie sagen, die Krankheit stecke noch in dem Körper, und es werden Mittel gesucht, um sie auszutreiben. Sehr verbreitet ist der Aderlaß, dem besonders das starke Geschlecht zuneigt. Fast in jedem größeren Orte ist der „Krwawnik“ (Blutlasser). Sein Handwerkszeug ist ein spitzes, nadelförmiges Instrument. Mit diesem schlägt er eine Ader des Oberarms durch und läßt das Blut in die bereitstehende Schüssel fließen, bis der Patient eine allgemeine Mattigkeit fühlt, oder gar in Ohnmacht fällt. In der Regel wird 1/2 bis 1 Liter Blut abgezapft. Die Wunde wird verbunden, und der Kranke bleibt einige Stunden im Bett, bis er sich erholt hat. Es gibt Personen, die sich an zehnmal zur Ader ließen, und manchen ist es so zur Gewohnheit geworden, daß sie es jedes Jahr, namentlich im Herbste, wiederholen.



Abb. 67. Dorfstraße in Schmolsiner Klucken. (Zu S. 54.)

Das Radikalmittel, um sich von einem andauernden Leiden zu befreien, ist der Weichselzopf. Obwohl Männer und Frauen daran glauben, so findet man ihn mehr bei dem „schönen Geschlecht“. Es ist eine Verfilzung des Haares, die sich während der Krankheit in der Regel allein bildet. Will der Patient den Weichselzopf schneller zur Entwickelung bringen, so wickelt er fremdes Haar in das seinige, und in wenigen Tagen ist die Verfilzung geschehen. Da stets ein warmes, wollenes Tuch getragen werden muß, so werden die Ausdünstungen zurückgehalten, und die Haarwulst entwickelt sich immer mehr.

Es gibt Personen, die den Weichselzopf jahrelang tragen. Natürlich werden sie niemals gesund. Sie behaupten aber, eine Erleichterung zu verspüren.

Oft löst sich der Weichselzopf von selbst ab. Entschließt sich jemand aus eigenem Antriebe, ihn zu entfernen, so darf dieses nur beim abnehmenden Monde geschehen. Die geeignetsten Tage sind jedoch der Vorabend zu Johanni und die Vigilientage der Hauptfeste. Der Weichselzopf darf aber niemals abgeschnitten, sondern muß mit einer glühenden Stecknadel abgetrennt und sofort ins Feuer geworfen werden. —

In der Phantasie des Volkes gewinnen einige Krankheiten Form und Gestalt. Brustbeklemmungen und Atemnot bezeichnen die Leute als „Stein", und stellen sich das Leiden als einen wirklichen „Stein" vor. Sobald er in den Hals steigt, droht er sie zu erdrücken, sinkt er in den Leib zurück, so tritt Erleichterung ein.

Ein anderes Leiden nennen die Leute „macica." Männer und Frauen werden davon befallen. Sie stellen sich den Krankheitserreger als eine Art lebenden Frosch vor, einen Polypen mit langen Armen. Er sitzt in der Magengegend. Wenn er seine Arme zusammenzieht, so verspürt der Kranke große schneidende Schmerzen im Leibe, in der Brust, überhaupt in den inneren Organen. Lösen sich die Arme, so lassen auch die Schmerzen nach. (Sanddorf).

Viele Krankheiten schreiben die Leute dem „bösen Blick" zu. — Wer an epileptischen Anfällen leidet, der ist behext und vom Teufel besessen.

Das Volk sucht sich in vielen Fällen selbst zu helfen, und es hat sich eine Reihe Heilmittel eingebürgert, die fast allgemein unter den Leuten bekannt sind. Manche sind zwar der absonderlichsten Art, aber bei einigen läßt sich ein Anklang an die natürliche Heilweise nicht verleugnen.

Einige Rezepte für die verschiedenartigsten Krankheiten mögen hier folgen:

Die Warzen erfreuen sich einer besonderen Beachtung. Um die unliebsamen Gesellen los zu werden, muß man am Kreuzwege einen Stein aufheben, mit der unteren Seite die Warzen bestreichen, ihn wieder auf die alte Stelle hinlegen und, ohne sich umzuwenden, schweigend nach Hause gehen. — Man kann es auch mit einem gefundenen Knochen oder mit einem abgenutzten Besen versuchen. — Das Scheuern mit dem Heidesand, der von einem herabhängenden Kiefernzweig berührt wird, soll sehr wirksam sein. — Vier spitze Kienspäne werden kreuzweise in die Warze gesteckt, und damit wird der Auswuchs durchgerissen. — Wenn der Priester am Altare das Meßbuch zumacht, soll man dreimal über die Warzen mit der Hand streichen. — Es werden in einen Bindfaden soviel Knoten gebunden, als man Warzen hat. Dieser wird unter den Schweinetrog gelegt, und wenn er verfault, vergehen auch die Warzen. — Mit ge-

stohlenem Fleisch werden drei Kreuze über den Warzen gemacht, darauf wird das Fleisch unter einen Stalltrog gelegt.

Gegen das **Fieber** hat man schon Vorbeugungsmittel. Von den am Palmsonntag geweihten „Palmen“ gibt man den Kindern drei Kätzchen zum Aufessen. Es schützt das ganze Jahr hindurch gegen Fieberanfälle. Ist jemand bereits erkrankt, so muß man ihn unbemerkt mit kaltem Wasser begießen, damit er erschrickt. — Den Kranken mit dem Sand aus dem Wagengeleise belegen. — Gefundenes Brot trocknen, zerstoßen und mit Wasser zum Trinken geben; Rum mit Salz, oder aus neun verschiedenen Flaschen zusammengegossenen Schnaps muß der Patient einnehmen. — Ein Stück von einer Altardecke verbrennen und die Asche mit Wasser trinken. — Mit geweihten Kräutern den Kranken beräuchern. — Am Weihnachtsfest vor Sonnenaufgang im fließenden Wasser baden. — Tee von „ruta“ (die Raute = Ruta graveolus) oder Meerrettich mit Buttermilch trinken.

Geschwüre: Es werden aufgelegt: Schwalbennester, Zwiebeln, getrocknete Pilze, Tabaksblätter, Erlenblätter, Wegerich, Talg, Harz, ungesalzene Butter, Hafermehl, Kamillentee.

Der Karbunkel heißt im Volksmunde „wydra“ (die Fischotter). Wenn man mit den Krallen der Fischotter das Geschwür öffnet, so heilt es bald.

Kalter Brand wird Schießgeschwür genannt. An der kranken Stelle darf man nichts tun, aber in der Nähe schüttet man auf einen Haufen Pulver und zündet es an. Mit dem Knall geht auch der Brand zurück. — Auch ist es vorteilhaft, vom schwarzen Bock die Wolle auszukochen und mit dem Absud die Wunde zu waschen.

Kopfschmerzen: Man legt auf: Moos vom Strohdache, Kumst, heißen Klee; Blutegel ansetzen. — Eine Schüssel mit heißem Wasser wird auf den Kopf gestellt und darin ein eiserner Topf untergetaucht. Sobald das Wasser in den Topf einzieht, hören die Kopfschmerzen auf.

Gegen **Verbrennen oder Verbrühen** wird empfohlen: Hühnerfett, die Haut von den Füßen der Gänse, grüne Seife, Mehl, Fischlauge, Ahornblätter, Lehm.

Hat man sich **verhoben**, so muß man von dem betreffenden Gegenstande, an dem das geschehen ist, etwas abschaben und in Wasser aufgelöst trinken. — Zur Ader lassen. — Speck mit Essig und Honig gebraten essen. — Das Fett vom Schafbock oder einer schwarzen Katze trinken. — Ranziges Fett in Essig aufgekocht einnehmen.

Wer vom **Husten** gequält wird, trinkt den Saft von aufgekochten Vogelbeeren, braunen Zucker in Wasser aufgelöst, Sirup mit Schnaps, heißes Wasser.

Gegen **Schwindsucht** ist ein erprobtes Mittel Hundefett, das man längere Zeit trinken muß. — Man vergrabe am Kreuzwege einige

Pfennige und bete dabei das Vaterunser rückwärts. — Bei wem die Krankheit aber schon weit fortgeschritten ist, der setze sich mit einem Topf kochenden Wassers unter einen Fliederbusch. Eine zweite Person muß dreimal um den Strauch gehen und fragen: „Was kochst du?“ Und der Kranke antwortet: „Alte Teile vom jungen Körper“. Wenn diese Zauberformel nicht hilft, dann gibt es keine Rettung.

Gegen wunde Füße: Die ungereinigte Wolle von einem schwarzen Schafbock auskochen, in den Absud leinene Lappen eintauchen und damit die wunden Stellen bewickeln.

Graue Haare: Das Mark vom Pferdeknochen auskochen und damit waschen.

Durchfall: Den Schwamm des Kirschbaumes zerreiben und mit Wasser einehmen; Asche in Milch; gebrannte Kaffeebohnen essen; schwarze Beeren; Reis.

Verstopfung: Schweinefett aufkochen und mit kaltem Wasser trinken; ungesalzene Butter; Talg einnehmen.

Gelbsucht: Der Patient muß sich in der Patene oder im Meßkelch spiegeln.

Muttermal: Die Stelle mit der Hand des Toten zu bestreichen.

Macica (Leibschmerzen): Heiße Schüssel, Topfdeckel auflegen; vom klin (Donnerkeil) etwas abschaben und in Wasser einnehmen; Johanniskrauttee; den Tee von geweihten Kräutern trinken.

Rose: Eine taube Ähre wird in Tee getaucht; damit macht man über der Entzündung drei Kreuze und zählt von 9 ab rückwärts. — Das wirksamste Mittel ist jedoch das „Besprechen“, was aber nur wenige Personen verstehen. Die Rose wird unter Gebeten behaucht und mit den Handflächen bestrichen, worauf sie nach einiger Zeit vergeht. (Sanddorf.)

Man möge sich nicht zu sehr über den vorherrschenden Aberglauben bei der Krankenbehandlung wundern. Es wäre ungerecht, alles auf das Konto der „dummen Landleute“ zu setzen. Die bestehenden Verhältnisse tragen die meiste Schuld. Infolge der ungünstigen Bodenverhältnisse sind die Dörfer klein, liegen weit auseinander, Arzt und Apotheke sind unerreichbar. Eine geordnete Krankenpflege findet man unter der katholischen Bevölkerung fast nirgends, ausnahmsweise in den Kreisstädten und in wenigen größeren Kirchdörfern. Ein katholischer Geistlicher, den die Frage der Krankenpflege auf dem Lande sehr beschäftigte, klagte oft darüber, daß gerade die Katholiken unseres Ostens für die Wohlfahrtsbestrebungen wenig Interesse zeigen und sich nur selten praktisch betätigen. „Sehen wir uns in dieser Hinsicht das Wirken der Pastoren an, die können für uns vorbildlich sein“, fügte er wörtlich hinzu.

Die Stationierung von sog. „Barmherzigen Schwestern“ aus einer geschlossenen Ordensgemeinschaft ist nicht überall durchführbar, wohl auch nicht ratsam, weil die Sache zu kostspielig ist und dabei nicht den ent-

sprechenden praktischen Wert hat. Aber sehr beachtenswert erscheint mir das Bestreben, welches der „Charitas-Verband für das katholische Deutschland“ verfolgt. Er hat sich die Aufgabe gestellt, ältere Mädchen und Witwen vom Lande für die Krankenpflege kostenlos auszubilden. Eine ähnliche Art von Krankenpflege ist für unsern Osten empfehlenswert. Eine vorherige praktische Ausbildung in der Krankenpflege wäre in jedem Falle nicht einmal erforderlich. Es genügte schon, wenn einsichtsvolle und verständige Frauen die Kranken des Ortes besuchen und darauf achten würden, daß die Anordnungen des Arztes wirklich befolgt werden. Solchen Kranken-

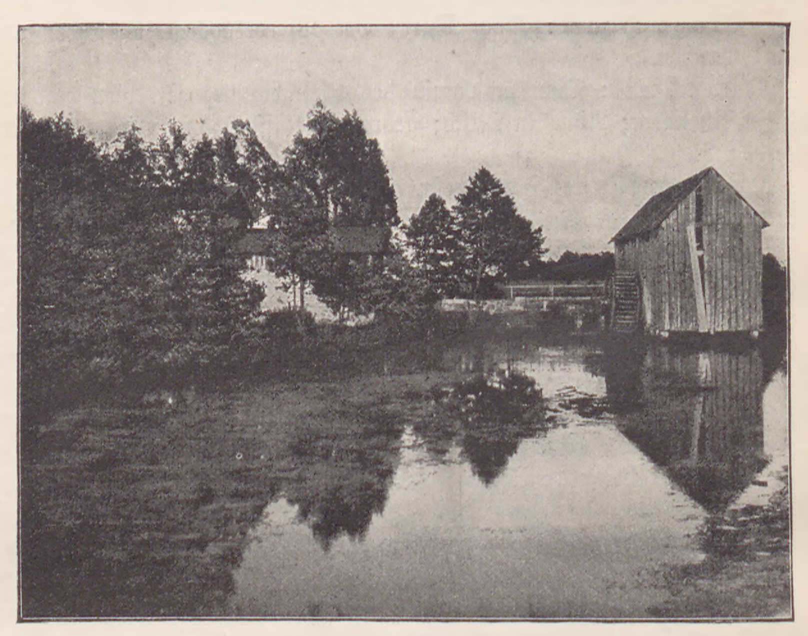


Abb. 73. Wassermühle in Kaschuba.

pflegerinnen müßte nur ein enger Kreis zugemessen sein. In erster Linie denke ich an die ledigen Schwestern im Hause der katholischen Geistlichen. Zu ihnen hätte das Volk das meiste Vertrauen. Für den engsten Kreis des einzelnen Dorfes kämen die Lehrerfrauen in Betracht. Es liegt mir fern, zu verlangen, sich in seiner Opferwilligkeit ansteckenden Krankheiten auszusetzen und dadurch in sein eigenes Heim Unglück zu bringen. Aber es gibt hunderte von Fällen, wo der Rat einer einsichtsvollen Person Wunder tut. Und dann handelt es sich hier auch darum, abergläubische Anschauungen auszumerzen. Ich kenne einige Lehrerfrauen, die aus eigenem Antriebe der Nächstenliebe die Kranken besuchen und sich dadurch bei den Dorfbewohnern eine aufrichtige Verehrung und Liebe erworben haben. Sie verordnen keine Medikamente, sondern sorgen nur dafür,

daß den einfachsten hygienischen Anforderungen genügt wird. Dabei überwachen sie die Krankenkost, und übernehmen, wo es not tut, selbst die Zubereitung der Speisen. Materielle Ausgaben haben sie in der Regel nicht, da selbst die ärmsten Leute ihre kleine Wirtschaft führen, und Milch, Eier und Geflügel zur Verfügung stehen.

Die Ärzte sehen solche Krankenpflegerinnen sehr gerne und schenken ihnen ihr vollstes Vertrauen. Durch die Praxis und namentlich durch die Aussprache mit dem Arzte erweitert sich der Wissenskreis der Krankenpflegerinnen mit der Zeit so weit, daß sie bei Unglücksfällen die erste Hilfe bringen können. Unter Anleitung des Arztes ließe sich eine kleine Hausapotheke im Dorfe einrichten, und auch unsere mißachteten Heilpflanzen könnten wieder zu Ehren kommen. So ließe sich vieles Gute stiften. Der Ruf des Arztes würde unter den Landleuten einen besseren Klang erhalten, und das Volk würde allmählich von dem Bann des Aberglaubens und des Kurpfuschertums befreit werden.

---

17. Das Leben in der Dorfgemeinde.

Kirchliches Leben. Charakterzüge des Volkes.

In der Dorfgemeinde, namentlich in den vom Verkehr abgeschlossenen Ortschaften, herrscht unter dem Volk noch ein patriarchalisches Verhältnis. Die Leute betrachten sich als eine große Familie. Freuden und Leiden werden brüderlich geteilt. Bei einer Hochzeitsfeier kennt man keine Standesunterschiede. Ob Bauer oder Arbeiter, alles wird eingeladen. Und wer nicht gebeten ist, der findet sich wenigstens zum Tanz ein. In vielen kleineren Ortschaften ist oft das ganze Dorf blutsverwandt. Nur selten nimmt sich ein Bauer eine Frau aus einem benachbarten Orte. —

Die Verwaltung des Dorfes entspricht jetzt ganz der neuen Landgemeindeordnung. Der Schulze oder Gemeindevorsteher ist aber in vielen Fällen nur soweit in der Bildung fortgeschritten, daß er seinen Namen schreiben kann, und da muß schon der Ortslehrer bei der Erledigung der amtlichen Geschäfte heraushelfen.

Von alten Einrichtungen hat sich bis auf die Gegenwart nur der Schulzenstab (Schulzenknüppel — kluka, Bock — kozeł) erhalten. Es ist ein sehr praktischer und billiger Gemeindebote. In der Regel war es ein krumm gewachsenes Wurzelstück von absonderlicher Art. Aber man begnügte sich nicht immer mit der natürlichen Form, sondern überließ dem Dorfkünstler die Ausgestaltung. Und da sind die wunderlichen und originellen Gemeindezeichen entstanden. In Kielau im Kreise Neustadt fand sich eine Klucke mit einem meisterlich ausgearbeiteten Ziegenbockskopf (Abb. S. 20). In andern Dörfern hatte man den „Knüppel" mit

einem Löwen-, Hunde- oder Fischkopf verziert. In Borschystowo hatte der Gemeindestab die Form einer Schlange. — Soll im Orte eine Bekanntmachung erfolgen, so wird die schriftliche Urkunde an der Klucke befestigt, — der Ziegenbock hält sie im Maul — (Siehe Abb. S. 4), und der Schulze schickt den Stab zu seinem Nachbar, der die Verpflichtung hat, den „Bock" weiter zu geben. So geht die Bekanntmachung nach einer feststehenden Reihenfolge von Haus zu Haus, bis der letzte Empfänger sie wieder an den Gemeindevorsteher abgibt. In früheren Zeiten, als man weder lesen noch schreiben konnte, ließ man den Gemeindebock ohne „Urkunde" wandern. Es bedeutete, daß sich die Gemeindemitglieder auf dem Schulzenamte zu versammeln hatten, wo sie den Zweck der Vorladung erfuhren. In größeren Ortschaften war die Einberufung der ganzen Gemeinde nicht immer erforderlich. Manche Verhandlungen betrafen nur die Gemeindeältesten, die Bauern, oder die Häusler. Für den Fall hatte man außer dem „Hauptbock" noch besondere „Klucken", die nur den betreffenden Ständen galten. Oft begnügte man sich aber auch mit einem Schulzenstab, der mit mehreren Kerbeinschnitten gezeichnet war. Ein Messingring, der vom Gemeindevorsteher in den einen oder den andern Einschnitt eingefügt wurde, gab den Zweck der Bekanntmachung an.



Abb. 74. Frauen mit Waldstreu.

Allmählich kommen auch hier die Klucken ab. Entweder werden die Bekanntmachungen durch den Gemeindediener ausgeklingelt oder im Lokalblatt veröffentlicht. —

Das Volk ist tief religiös, oder besser gesagt, kirchlich. Gerade die Leute aus den entlegensten Ortschaften besuchen am fleißigsten den Gottesdienst. Es wird kein Sonn- und Feiertag versäumt. Was der Geistliche sagt, ist Gesetz. Ich suchte gelegentlich einem Manne zu erklären, wie der Regen und das Gewitter entstehen. Da lachte er mich aus und meinte, es wäre Unsinn und alles so sündhaftes Zeug, was da in den Büchern

steht. Der Geistliche hätte auf der Kanzel gesagt, der liebe Gott schickt den Regen, den Blitz und den Donner. Und daran hielte er fest. — Der Phantasie ist dadurch ein größerer Spielraum gegeben. Der Mann kann es sich so schön ausmalen, wie der Herrgott eine große Wolke durch das Himmelstor hinausschiebt und den Englein den Befehl gibt, unzählige Löcher einzubohren, damit der Regen auf die Erde falle.

Die Kirchengebote werden vom Volke viel strenger befolgt, als die Gebote Gottes. Wenn das dritte Kirchengebot den Genuß von Fleisch



Abb. 75. Alter Winkel im Dorfe Funkelkau.. (Zu S. 58)

am Freitag verbietet, so gehen die Leute so weit, daß sie nicht einmal mit dem Messer, mit dem sie vielleicht am Tage zuvor Schmalz gestrichen haben, das Brot schneiden. Sie ließen sich eher steinigen, als zum Genuß von Fleisch bewegen. Aber bei den Geboten Gottes: Du sollst nicht stehlen, ehebrechen, töten, schwören finden sie allemal ein Hintertürchen, wodurch sie dem Herrgott entschlüpfen können. Dieses strenge kirchliche Leben gibt dem Volke den ganzen sittlichen Halt. Ein Mensch auf dieser Kulturstufe muß bestimmte Regeln und Gesetze haben, die seinem Tun und Lassen den Weg vorzeichnen. —

Die Feste der Kirche haben auch die Sitten und Gebräuche des Volkes beeinflußt. Das Kirchenjahr fängt mit dem Adventssonntage (4. Sonntag vor Weihnachten) an. In dieser Zeit gehen die „gwizdy“ — die

Weihnachtsmänner — herum. Für die Burschen des Dorfes ist es eine lustige Zeit. Sie verkleiden sich als Bären, Kamele, Ziegenböcke, Störche, Schornsteinfeger, Weihnachtsmänner, ziehen von Haus zu Haus und treiben allerhand Scherze. Die Kinder müssen Gebete aufsagen. Wer seine Lektion kann, wird gelobt und erhält Nüsse und Äpfel. Die Faulenzer bekommen eins mit der Rute.

Das Ausschmücken des Weihnachtsbaumes am heiligen Abend ist wenig verbreitet. — Die hl. Nacht gilt als besonders geheimnisvoll. Die



Abb. 76. Neue Bauart. (Zu Seite 58.)

Tiere können in der zwölften Stunde wie die Menschen sprechen. Es ist aber nicht ratsam, sie zu belauschen, da man seine nahe Todesstunde erfährt.

Am Weihnachtsmorgen wird dem Vieh das beste Futter vorgesetzt. Der Fischer wirft Brot in den See, damit die Fische sich stark vermehren. Selbst die Tiere sollen an der allgemeinen Freude über die Geburt des Erlösers teilnehmen. Am Silvester, dem letzten Tag im Jahre, suchen die Dorfburschen ihre Wilddiebsflinten hervor und eröffnen eine wahre Kanonade im Orte. Es wird nach der Seite geschossen, wo große Kornfelder liegen, damit die Halme volle Ähren bekommen. Für das Gesinde werden große Klöße gekocht, damit der Roggen gut gedeihe. — Es wird Blei gegossen und aus den sich bildenden Figuren will man die Zukunft erraten. — Am Neujahrsmorgen, vor Sonnenaufgang, werden die Obst-

bäume mit Strohseilen bebunden, damit sie frei von Raupen und Ungeziefer bleiben.

Am Vorabend zum Feste der hl. drei Könige gehen die Kinder mit der hl. Krippe (szopka) von Haus zu Haus und sammeln Gaben ein. Sie tragen ein Häuschen in der Art eines Stalles. Auf Heu gebettet liegt das Jesuskind, daneben knien Maria und Joseph und im Hintergrunde sind die Tiere, Esel und Öchslein.

Nach den hl. drei Königen durchwandern die „drei Weisen aus dem Morgenlande" in bunten malerischen Anzügen die Ortschaften. Was aber früher ein frommer, schöner Volksbrauch gewesen ist, artet jetzt zur Bettelei aus. Es sind meist „verfehlte Existenzen", die solche Umzüge vornehmen, um Geld zu sammeln, das sie dann in Schnaps anlegen.

In der Zeit vom Feste der hl. drei Könige bis Fastnacht findet die „Kolanda" statt. Der Geistliche, begleitet von dem Organisten und den Meßknaben, geht von Haus zu Haus, erteilt den kirchlichen Segen, prüft die Jugend in Gebeten und Katechismusfragen und verteilt an die fleißigen und artigen Kinder Heiligenbilder.

Am Ostermontag ist der „dingus". Die Knaben haben schon etliche Wochen vorher Birkenzweige ins Wasser getan und an einem warmen Orte aufgestellt, damit sie hervorsprießen. Sie gehen in die Häuser und legen die grüne Rute der Hausfrau und dem Hausherrn vor die Füße. Die übrigen Familienangehörigen werden aber mit den Ruten leicht gepeitscht. Dafür erhalten die Knaben Eier, Kuchen, wohl auch etwas Kleingeld.

Das Schmücken der Häuser mit Birkengrün zum Pfingstfeste ist hier wie in andern Gegenden üblich. —

In der Johannisnacht werden auf hohen Bergen Teertonnen auf Stangen aufgerichtet und angesteckt. Die Jugend tanzt mit brennenden Fackeln um das Feuer, treibt allerhand Scherze und singt Lieder. Am Johannistage (24. Juni) werden die Stuben mit Kalmusblättern und Ahornzweigen geschmückt. Auf den Türen der Viehställe macht man mit geweihter Kreide oder Teer drei Kreuze, um die Tiere vor den Hexen zu schützen. —

Am Sonntage und namentlich an hohen Festtagen darf kein Feuer aus dem Hause gegeben werden, sonst gibt man das Glück fort.

An Sonn- und Feiertagen wird keine Arbeit in Feld und Hof verrichtet. Man hält es sogar für eine Sünde, dem Vieh frische Streu unterzulegen. Alt und jung geht in die Kirche, die oft meilenweit vom Orte entfernt liegt.

Obwohl der kaschubische Bauer mit dem Groschen geizt und sehr sparsam ist, so hat er für kirchliche Zwecke stets Geld übrig. Es werden von den ärmsten Gemeinden in wenigen Jahren bedeutende Beträge für den Bau von stattlichen Kirchen aufgebracht. Dafür verlangt das Volk

vom Herrgott reichlich viel. In jeder Not muß er helfen. Das Vertrauen zu ihm ist unbegrenzt. Will der Viehstand nicht recht gedeihen, so gibt man ein Geldopfer und läßt vom Pfarrgeistlichen eine hl. Messe lesen, um Gottes Segen zu erflehen. Ist im Sommer zu große Dürre, oder regnet es ununterbrochen in der Erntezeit, so tun sich ganze Gemeinden zusammen, um kirchliche Andachten abhalten zu lassen. Wenn es blitzt und donnert, wenn ein Unwetter herannaht, so segnen sich die Leute, beten zum Herrgott, das Unglück abzuwenden. — Ohne Morgengebet geht keiner



Abb. 77. Neue Dorfstraße in Funkelkau. (Zu S. 58.)

zur Arbeit, und ohne Abendgebet legt sich keiner zur Ruhe. Die Wände der Stuben sind reichlich mit Heiligenbildern geschmückt. Das Volk fühlt sich zum Herrgott in einem innigen geistigen Verhältnis. — Aber auch für das eigene Seelenheil ist man zu Lebzeiten besorgt. Eine Frau, die in tiefster Armut lebt, brachte mir heimlich 30 M., die sie sich mit größter Entbehrung vom Munde abgespart hatte. Ich sollte das Geld dem Geistlichen geben, damit nach ihrem Ableben hl. Messen für sie gelesen werden. Sie wollte es selbst dem Pfarrer nicht hintragen, um ihre Verwandten nicht aufmerksam zu machen, daß sie einige Groschen erübrigt hatte. —

Um den **Charakter** des Volkes richtig zu beurteilen, um also Eigenschaften herauszuschälen, die man auf den ganzen Stamm über-

tragen kann, dürfen wir uns nicht auf gelegentlich beobachtete Einzelfälle beschränken. Wir müssen auch die dem Verkehr bereits erschlossenen Ortschaften verlassen und die einsamen Dörfer und Höfe aufsuchen, die von der alles ausgleichenden Kultur unbeeinflußt sind. —

Der moderne Großstädter, der gelegentlich mit dem Volke in Verkehr tritt, wird zuweilen Charakterzüge beobachtet haben, die ihm ganz absonderlich erscheinen. Fast allgemein wird der Kaschube als mißtrauisch bezeichnet. Und dabei ist er die Vertrauensseligkeit selbst. Es ist nicht angängig, nach dem Gradmesser der persönlichen Kultur und Anschauung fremde Verhältnisse zu beurteilen. Wir sind alle mehr oder weniger Fremden gegenüber mißtrauisch. Aber durch unsere geistige Schulung finden wir in kurzer Zeit eine Annäherung. Der einfache Mann kann sich nicht in unsern Gedankenkreis einfinden. Wir müssen daher versuchen, ihn zu verstehen, sein Vertrauen gewinnen. Nicht das zufällige, äußere Verhalten dem Fremden gegenüber ist für den Charakter eines Volkes bezeichnend, sondern wie es sich unter Gleichgesinnten offenbart. —



Abb. 78. Bauernbursche.

Die Männer sind sehnige kräftige Gestalten von mittelgroßem Wuchs. Auf den starkknochigen, glattrasierten Gesichtern bemerkt man oft einen Hauch von Schwermut und Nachdenklichkeit, die einem Menschen der Einsamkeit eigen ist. Einen behäbigen, fetten Bauerntypus kennt man gar nicht. Zähe und widerstandsfähig, wie die knorrige Kiefer am Wegrand, ist der etwas schwerfällige Körper. Bei der magersten Kost, Kartoffeln, Milch und etwas Fisch, kann der Mann tagelang schwere Feldarbeiten verrichten.

Die Gesichtsform ist meist breit, bei Frauen rund, selten schmal.

Die Augen sind überwiegend blau, das Haar ist blond, die Nase breit, nicht selten nach oben gestülpt.

Die Mädchen zwischen 15 und 18 Jahren sind von einer zarten, feinen Gesichtsfarbe, oft echte Bauernschönheiten. Sie heiraten frühzeitig und verblühen alsdann in wenigen Jahren, was auf den reichen Kindersegen zurückgeführt werden mag.

In dem Volk ist ein starker Geschäftssinn ausgeprägt. Schon ein kaschubisches Sprichwort sagt: „Ein Jude betrügt zehn Christen, aber ein Kaschube zehn Juden."



Abb. 79. Kaschubisches Mädchen.

Und ein anderes: „Lieben wir uns wie Brüder, rechnen wir wie die Juden."

In Polen, Galizien sind die Gastwirtschaften auf dem Lande fast ausschließlich in den Händen der Juden. Weil der Pole gerne seinen „Faktor" bei der Hand hat, der für ihn die Geschäfte besorgt. Der Kaschube macht es allein. Sein erstrebenswertes Ideal ist es, eine Gastwirtschaft zu besitzen. Und so sind fast alle Dorfkrüge im Besitze der Kaschuben. Auch der Häusler, der kleine Bauer ist glücklich, wenn er etwas zu veräußern hat. Eine Kuh, ein Pferd behält er nur von einem Markt zum andern. Die Wochenmärkte in der nächsten Stadt werden selbst in der dringendsten Arbeitszeit der Ernte mit einer tödlichen Regelmäßigkeit besucht, und wenn man nur ein mageres Huhn oder ein halbes Mandel Eier zu veräußern hat.

Das Volk ist freiheitsliebend, dienen mag es nicht. Die Leute sind Jahrhunderte hindurch auf ihrer Scholle — wenn auch oft recht mageren — freie Herren gewesen. Selbst zur Zeit der Leibeigenschaft wird man sich um sie wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens und der schwierigen Verkehrsverhältnisse nicht gekümmert haben. Es ist an ihnen etwas vom Naturvolke haften geblieben. Sie sind leidenschaftliche Fischer und Jäger. Wer seinen eigenen See nicht besitzt, der stellt die Netze heimlich in fiskalischen Gewässern auf. Und wer das Geld für den Jagdschein nicht aufbringen kann oder mag, der wird zum Wilddieb. Eine

Flinte findet sich in meisten Häusern. Obwohl die Leute der Kirche gehorsam sind, so halten sie den Diebstahl aus der Forst und den fiskalischen Seen für keine Sünde, und mag es der Geistliche auf der Kanzel noch so scharf verdammen.

Anderseits ist das Volk untereinander sehr ehrlich. Haustüren und Viehställe werden in der Nacht niemals verschlossen. Wer seine Stuben verriegelt, der gilt als ein Mensch mit schlechtem Gewissen.

Neben der großen Neugierde ist die Spottlust scharf ausgeprägt. Ein Beleg dafür ist die große Zahl der Spitznamen, die sich im Dorfe findet. Jede Schwäche, jede Absonderheit wird vom Volkswitz aufgegriffen und der betreffenden Person angehängt.

Verlassen kann man sich auf den Kaschuben nicht allzu sehr. Was er gestern versprochen hatte, das ist heute vergessen. Aber er ist auch nicht nachtragend und rachsüchtig. Wenn sich zwei Kaschuben gezankt haben, so sind sie in kurzer Zeit wieder versöhnt.

Das Volk ist intelligent, es lernt schnell und leicht. Aber der Kaschube ist nur bis zu einem gewissen Grade bildungsfähig. Es gibt keinen vollkommenen Meister aus ihm. Ein Zimmermann, ein Tischler, ein Schlosser, sie zeigen sich alle in der Lehrzeit sehr geschickt. Wenn sie aber die elementarsten Handgriffe sich angeeignet haben, dann bilden sie sich auf ihre Weisheit soviel ein, daß sie nichts mehr annehmen. So haben wir auf den Dörfern unzählige Handwerker, einer dünkt sich schlauer als der andere. Aber keiner beherrscht sein Fach so gut, daß man ihm eine bessere Arbeit übertragen könnte. Die Vorliebe für bunte Farben ist noch nicht ausgestorben. Wenn auch aus den Zimmern die bunt=bemalten Möbel, die der Kaschube so bevorzugte, verschwunden sind, so muß er wenigstens durch bunte Papierblumen dem Auge etwas bieten. Für die Malerei hat er sich eine große Vorliebe aufbewahrt. Ich habe mit Künstlern gesprochen, die in der Kaschubei ihre Studien machten, und über das Kunstverständnis der Kaschuben oft erstaunt waren.

Daß der Kaschube genügsam ist, das bringen schon die Boden=verhältnisse mit sich. Er muß mit dem Pfennig rechnen und war an große Sparsamkeit gewohnt, so daß er jetzt bei den besseren wirtschaftlichen Verhältnissen rasch emporkommt.

Die dunklen Seen, die großen Wälder, die tiefe Einsamkeit haben die Phantasie des Volkes angeregt. Und es findet sich hier ein reicher Schatz an Sagen, Legenden, Märchen unter den Leuten.

Im Sprichwort offenbaren sich viele Eigenschaften des Volkes. Es ist der lebendige Ausdruck seiner Denkweise. Und der Kaschube besitzt einen großen Reichtum an Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redens=arten. Wenn man sie erfahren will, so darf man die Leute nicht direkt zum Aufzählen auffordern. Sie würden einen verständnislos ansehen. Man muß sie bei der Arbeit, im Gespräch belauschen. Und da hört man, wie reich die Unterhaltung mit solchen Kerngesprächen geschmückt ist.

Der Mensch schießt und der Herrgott lenkt die Kugeln.
Die Dummen werden nicht gesät, aber sie wachsen doch.
Der Hals des Säufers ist sehr tief.
Wer unter dem Herrn wohnt, will vom Herrn leben.
In der Kachel aufgewärmt, hinterm Ofen aufgewachsen.[1])
Er kommt wie das Fräulein vom Tanz.
Wo viele Mütter, da ist das Kind krumm.
Was man sich kocht, das muß man essen.
Freitag Regen, alle Tage Regen.
Die Krankheit wohnt im Kehricht.
Die Angst hat große Augen.
Wer den Geistlichen (Pfarrer) zum Verwandten hat, der braucht keine Not zu leiden.
Gute Worte kosten nichts, aber sie helfen oft.
Große Herrn geben viel, wenn kein Abnehmer ist, und sie tun viel Gutes, wenn sie Böses nicht anstiften.
Verlorene Zeit kehrt niemals wieder.
Er ist dumm (dunkel), wie der Tabak im Horn.[2])
Der Herrgott gab uns zwei Ohren und nur einen Mund.
Zum Herrgott muß man beten, aber den Teufel nicht ärgern.
Er fastet, wenn er nichts zu essen hat.
Er reißt die Fußsohlen und trägt die Stiefel auf dem Rücken.
Doppelt gibt, wer schnell gibt, und dreifach gibt, wer von Herzen gibt.
Den Hungrigen macht man mit schönen Worten nicht satt.
Kaufe nicht zu teuer und gebe nichts umsonst.
Der Dumme gibt, der Kluge nimmt.
Der Herrgott hat die Hände zum Nehmen gegeben.
Es ist schwer, Nüsse zu knacken, wenn man keine Zähne hat.
Wer von der Gnade lebt, der geht ohne Hosen.
Die Fremde soll man loben, aber nicht hingehen.
Überall ist gut, aber zu Hause am besten.

---

[1]) Das Sprichwort ist aus der Zeit, als man allgemein die Öfen aus Topfkacheln hier hatte (Siehe S. 26.)

[2]) Der Kaschube schnupft viel, er raucht fast gar nicht. Den Tabak mahlt er sich selbst (Siehe Abb. 54) und bewahrt ihn in einer Horndose auf.

Nach dem Tode ist es zu spät Buße zu tun.

Polen war ein Himmelreich für die Edelleute, ein Fegfeuer für die Städter, die Hölle für die Bauern und das Paradies der Juden. (Ceynowa.)

Die Sonne und die Sterne sind die besten Uhren.

Des Pfarrers Beutel hat keinen Boden.

Aufs Brot reicht's nicht, aber Semmel müssen sein.

Wer dem Herrn die Wahrheit sagt, verliert seine Gunst.

Man kann nicht immer die Wahrheit sagen, oft muß man auch schweigen.

Die Wahrheit lobt man, aber man hört sie nicht gern.

Wenn einer spricht, soll der andere schweigen.

Er ist stark, wie ein Stolima.[1])

Wer kann auch alle Sterne zählen!

Der Schlaue macht Versprechungen, und der Dumme freut sich.

Wo der Beutel voll, da finden sich auch Freunde.

Er kniet vor dem Kreuz und hat den Teufel im Nacken.

Ein Dummer kann mehr bestreiten, als zehn Kluge beweisen können.

Zu Allerheiligen (1. Nov.) kehrt die Kälte als Gast ein.

Wer in den Sumpf schlägt, dem spritzt der Schlamm in die Augen.

Wer es nicht im Kopfe hat, der muß es in den Beinen haben.

Wo man nicht hinübersteigen kann, da muß man unterdurch gehen.

Sanddorf.

18. Kirchen und Wegekreuze.

Die höchste Stufe der Entwickelung hat die Holzbaukunst in den Kirchenbauten erfahren. Der Holzbau war in der Kaschubei in den ältesten Zeiten üblich. Der Provinzialkonservator von Westpreußen B. Schmid-Marienburg hat in den Mitteil. d. Westpr. Gesch.-Vereins, Jahrg. III 1904 die urkundlichen Beläge hierüber für das Mittelalter zusammengestellt.

Für das XVI. Jahrhundert sind in den Protokollen der Rozrazewski'schen Kirchenvisitationen seit 1583 reichliche Quellen vorhanden. Im Dekanat Putzig waren von 17 Kirchen 6, und im Dekanat Mirchau von 16

[1]) Name für ein kasch. Riesengeschlecht.

Kirchen 13 aus Holz. Im Kern der Kaschubei, in den Kreisen Karthaus und Berent, waren fast alle Kirchen aus Holz.

Von den Holzkirchen haben sich bis auf die Gegenwart leider nur wenige erhalten. Sie erweisen sich in den meisten Fällen für die gegenwärtigen Verhältnisse zu klein und müssen einem Neubau weichen. Ihr Verschwinden ist um so mehr zu bedauern, als von einigen nicht einmal



Abb. 80. Alte Kirche in Wielle.

Abbildungen oder Aufzeichnungen vorhanden sind. Und doch waren die Kirchlein von einer hervorragenden architektonischen Harmonie. Mit ihren verschiedenartigen Türmchen, den zahlreichen Anbauten reihten sie sich zwanglos in das Gesamtbild des Dorfes und der Umgebung ein. Ein gothischer Bau, aus roten Backsteinen, wie er jetzt meist zur Ausführung kommt, will so gar nicht recht in die Landschaft passen. Nun sucht man in letzter Zeit wenigstens den Stil der alten Holzkirchen auf den Neubau zu übertragen. Und die Aufgabe ist z. B. in Wielle, im Kreise Konitz, in der glücklichsten Weise gelöst worden. Es ist eine der schönsten Dorf-

kirchen in der Kaschubei. Noch empfehlenswerter wäre es, das Beispiel der skandinavischen Völker nachzuahmen, die eine stattliche Anzahl alter Holzkirchen mitsamt ihrer vollständigen inneren Einrichtung in besondere Museumsgärten übertragen haben. Vorbildlich für den Osten ist in dieser



Abb. 81. Neue Kirche in Wielle.

Richtung die Stadt Beuthen (O.-Schl.) Als die überaus reich gegliederte Schrotholzkirche in Mikulschütz abgebrochen werden sollte, hat die Stadt Beuthen sie von der Gemeinde angekauft, renoviert und im Stadtpark aufgestellt.

Ratsamer wäre es jedoch, solch altes Holzkirchlein in der ländlichen Umgebung zu belassen. Der Plan scheint sich in Westpreußen zu verwirklichen, indem die Kirche in Schwornigatz, im Kreise Konitz, die für

den Abbruch bestimmt ist, in Sanddorf am Weitsee wieder zur Aufstellung gelangen soll. —

Charakteristisch für die kaschubische Landschaft und das Volksleben sind die Wege- und Feldkreuze. Wo die Wege sich trennen oder vereinigen, sei es im Dorf oder tief in der einsamen Heide, steht fast überall die sog. „Boża męka“ — das Leiden Christi. In den Ortschaften werden geschnitzte Heiligenfiguren, die auf einem Holzsockel stehen, bevorzugt. Außerhalb menschlicher Wohnungen stellt man Kreuze auf, an denen aus Holz oder Metall gearbeitet, Christusfiguren befestigt sind. Der Landmann nimmt im Vorbeigehen die Mütze ab und grüßt: „Gelobt sei Jesus Christus“ oder spricht ein kurzes Gebet. Zu besonderen Festen werden die Kreuze mit bunten Schleifen und Papierblumen geschmückt.

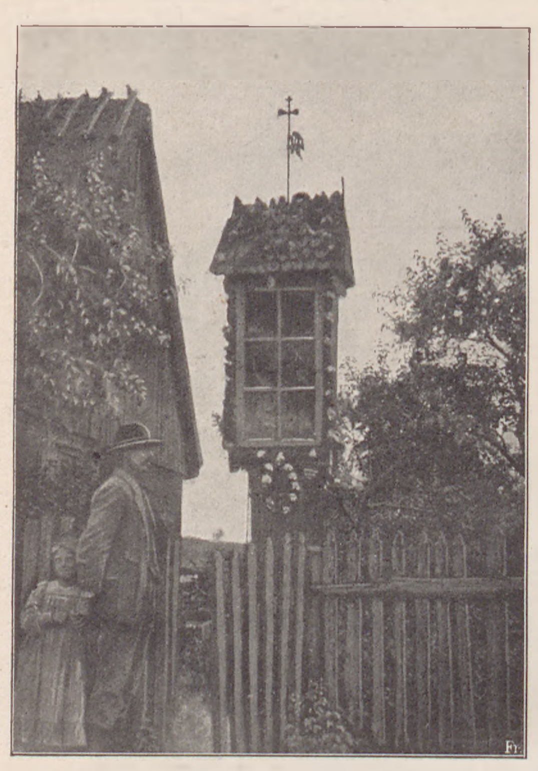


Abb. 82. Heiligenfigur in Trzebuhn.

Für den einsamen Wanderer ist es ein eigenartiges Gefühl, wenn er tief in der Heide, fern von jeder menschlichen Wohnstätte, ein emporragendes Kreuz findet.

19. Tod und Begräbnis.

Der Kaschube stirbt meist eines natürlichen Todes — ohne Arzt. Wenn keine ansteckenden Krankheiten, als Typhus, Ruhr usw. ihn frühzeitig dahinraffen, so erreicht er sicher das biblische Alter von 70 bis 80 Jahren. Die Kindersterblichkeit nimmt allerdings in den letzten Jahren beträchtlich zu. Schuld daran sind die jungen Mütter, die aus Bequemlichkeit oder Nachlässigkeit nicht selbst nähren. Das Kind erhält die Flasche, und dann Gnade ihm Gott. Wenn es nicht eine Pferdenatur hat, muß es zugrunde gehen. — Jede Mutter weiß es, eine wie peinliche

Sorgfalt und Sauberkeit es erfordert, ein Kind mit der Flasche großzuziehen. Den jungen kaschubischen Frauen, von 16 bis 20 Jahren, sind nicht die primitivsten hygienischen Vorschriften bekannt. Und was ein Kind alles zu schlucken erhält, das könnte kein Tier ertragen. Die Folge davon ist Brechdurchfall und Tod. —

Der Tod hat für das Volk wenig Schrecken. Der Mensch lebt gern, der Kaschube gewiß auch. Aber wenn er sein Ende nahen fühlt, so ergibt er sich mit stiller Resignation in sein Los. Es hat auch gar keinen Sinn, sich dagegen zu wehren. Es herrscht hier der Glaube, daß ein jeder Mensch eine von Gott bereits bei der Geburt festgesetzte Todesstunde hat. Wenn sie herannaht, ist keine Rettung. Daraus erklärt sich die Gleichgültigkeit des Volkes für ärztliche Hilfe. Der Glaube ist unerschütterlich: „Wenn die Stunde gekommen ist, muß der Mensch sterben, und ist seine Zeit noch nicht abgelaufen, wird er auch ohne Arzt gesund.“ Dieser stark ausgeprägte Fatalismus söhnt das Volk mit allen Schicksalsschlägen aus. „Der Herrgott hat es so bestimmt“, das ist das immer wiederkehrende Trostwort, das man sich selbst gibt. Daher ist das Volk auch bei empfindlicher Armut zufrieden, ja glücklich.


Abb. 83. Holzkirche in Schwornigatz.

Bei schweren Erkrankungen wird stets zuerst der Geistliche gerufen, um den Kranken für den Tod vorzubereiten und ihm die hl. Sterbesakramente zu erteilen. Erst auf Zureden des Pfarrers entschließt man sich vielleicht, den Arzt zu holen.

Ist aber die Todesstunde wirklich da, so versammeln sich die Dorfleute, namentlich die Frauen, vor dem Bett des Sterbenden. Der Kranke erhält eine geweihte Kerze (gromica) in die Hand. Die Anwesenden sprechen die Sterbegebete, den Rosenkranz und die Litanei zu allen Heiligen.

Nach dem Verscheiden werden dem Toten die Augen zugedrückt, der Leichnam wird mit Weihwasser besprengt, auf ein Brett gelegt und in einem kühlen Raume aufgestellt. Den Tag darauf wird er in den Sarg, der für Erwachsene schwarz und für Kinder gelb ist, aufgebahrt. Dem Toten werden die Sonntagskleider angezogen. In die gefalteten Hände erhält er einen Rosenkranz, oder wenn er lesen konnte, ein Gebetbuch. Ist man der Meinung, daß der Tote ein Wieszczy (Vampir) ist, so erledigt man die Vorsichtsmaßregeln, die in dem betreffenden Kapitel (Seite 191) näher ausgeführt sind.

Am vierten Tage ist das Begräbnis. Die beiden letzten Nächte findet die Totenwacht (pusta noc) statt. Um 9 Uhr abends versammeln sich die Dorfleute im Trauerhause. Der Sarg mit dem Toten steht in der Mitte der Stube; zu beiden Seiten brennen Kerzen. Die Leute sitzen oder knieen um die Bahre, sprechen Sterbegebete und singen Totenlieder. Um 1 Uhr werden die Gäste mit Kaffee, Brot, Semmel — in wohlhabenden Häusern auch mit Bier, und Branntwein — bewirtet. Etwa um 3 Uhr morgens gehen die Leute auseinander. Die letzte Totenwacht dauert bis zum frühen Morgen.

In dem ganzen Kirchspiel, der oft einen Umkreis von zwei bis drei



Abb. 84. Heiligenfigur mit Dorfbrunnen in Trzebun.

Meilen umfaßt, gibt es meist nur einen Begräbnisplatz an der Pfarrkirche. Die Leiche muß daher oft meilenweit zum Kirchhof gefahren werden. Da Begräbnisse nur am Vormittag üblich sind, so muß man zur frühesten Morgenstunde aufbrechen, um rechtzeitig in der Kirche zu sein. Gewöhnlich gibt das ganze Dorf dem Toten das letzte Geleite. Die Sänger gehen hinter dem Sarge und singen Totenlieder. Die übrigen Trauergäste folgen im Wagen.

Die Begräbnisfeierlichkeiten in der Kirche gestalten sich meist imposant. Selbst der ärmste Mann scheut keine Kosten. Wenigstens muß der Tote in der Kirche aufgestellt werden, wo der Geistliche eine Messe für die Seele des Verstorbenen liest. Bei reichen Leuten, die sich das leisten können, kommt der Geistliche mit dem Organisten, dem Küster, den Fahnen- und Kreuzträgern dem Trauerzug vor das Dorf entgegen und führt den

Sarg in feierlichem Zuge in die Kirche ein, wo er vor dem Altare aufgebahrt wird. Es werden Vigilien (Psalmen) gesungen, die Messe wird gelesen. Die Feierlichkeit dauert einige Stunden, mit Glockengeläute wird der Sarg auf den Kirchhof getragen und ins Grab gesenkt.

Nach solch großer Feierlichkeit müssen die Hinterbliebenen freilich tief in den Beutel greifen. — Der Volkshumor kommt sogar an der ernsten Stätte zur Geltung So legt man dem Organisten den Spruch in den Mund:

Es starb ein Armer, — schade um den Weg.
Es starb ein Reicher, — es gescheh' morgen desgleichen! (Weitsee.)

Nach dem Begräbnis geht die Trauergesellschaft in das Gasthaus. Und wie man bei der Geburt und der Taufe den Weltbürger mit einem Freudenmahl in die Welt einführte, so beschließt man auch das Lebensende seines Nachbars mit einem Leichenschmaus. Es geht oft recht lustig zu. Es heißt: „Na te smutki, napijmy se wódki (Auf die Trauer trinken wir einen Schnaps.) Und recht drastisch pflegt der Volkswitz solche Trauerfeierlichkeit zu bezeichnen: skórka pszepic — das Fell versaufen! —

20. Das Leben im Jenseits.

Über das Leben im Jenseits gibt die Kirche reichliche Belehrung, und es ist nur natürlich, daß die rege Phantasie des Volkes an das Gegebene anknüpft und es weiter ausspinnt. —

Nach dem Tode geht die Seele in den Himmel, wo sie sogleich von Gott gerichtet wird. Der Schutzengel und der Teufel begleiten sie. Der Herrgott sitzt auf einem feurigen Thron, umgeben von den Engelscharen. Er nimmt das große Schuldbuch hervor, in dem auf der einen Seite die Tugenden, auf der andern die Sünden verzeichnet sind. Der hl. Michael steht mit der Wage daneben und legt in die eine Schale die guten und in die andere die bösen Werke. Der Teufel hat aber noch ein Gegenkontobuch aus Bullenleder, wo auch das kleinste Vergehen getreulich notiert ist. Doch der Schutzengel kann dem Teufel bei jeder Schuld eine Tugend entgegenhalten. Je nachdem nun die guten oder die bösen Werke überwiegen, wird die Seele für den Himmel, für die Hölle, oder für das Fegefeuer bestimmt. Darauf geht die Seele zu dem Leichnam zurück und bleibt hier so lange, bis der Priester eine Handvoll Erde in das Grab wirft. Beim Trauerzuge geht die Seele dicht hinter dem Sarge her, weshalb die Leidtragenden in einer gewissen Entfernung folgen, um die Seele nicht zu belästigen. Nachdem das letzte Gebet gesprochen ist, erhebt sich die glückliche Seele in Begleitung der Engel mit Gesang in den Himmel. Die verdammte Seele wird von den Teufeln mit

eisernen Haken in die Tiefe der Hölle gezerrt. Diese Seelen verlieren jede Gemeinschaft mit den Menschen. Aber auch die Seligen kommen nicht mehr auf die Erde zurück.

Die mit läßlichen Sünden behafteten Seelen müssen, bevor sie in den Himmel einziehen dürfen, eine geistige Läuterung durchmachen. Auf der Stelle, wo der Mensch gesündigt hat, muß die Seele die Schuld abbüßen. Gott gibt ihr aber oft die besondere Gnade, daß sie sich den Menschen zeigen kann. Sieht man im Walde in den Geisterstunden



Abb. 85. Heidestimmung (Sanddorf.)

zwischen 10—1 Uhr ein bündelbeladenes Weib, oder bemerkt man auf dem See einen herumirrenden Fischer, so soll man still vorbeigehen und ein Vaterunser beten, denn man kann nicht wissen, ob es nicht arme büßende Seelen sind. Es ist nicht ratsam, den Geist anzusprechen, wenn man ihn nicht „abzufertigen" versteht. Es gibt einzelne Menschen, die mit Geistern verkehren können. Wenn sich die Seele zeigt, so hat sie stets ein besonderes Anliegen. Sie erwartet Hilfe von den Menschen, denn ein andächtiges Gebet kann die Zeit der Buße um Jahre verkürzen.

Berichte: In einem Hause wurde um die zehnte Abendstunde auf einer Stelle regelmäßig ein Klopfen gehört. Den Leuten wurde es unheimlich, und sie ließen den Mann kommen, der mit Geistern zu verkehren verstand. Als das Geräusch sich wieder hören ließ, fragte er: „Großer Geist,

was wünschest du?“ Nun verfiel der Mann in einen Traumzustand, und als er erwachte, erzählte er, daß es die Seele eines Menschen ist, der zu Lebzeiten Geld gestohlen und es hier vergraben hatte. Er könne nicht eher selig werden, bis die Schuld getilgt ist. Der Mann sprach nun die „Abfertigungsformel“: „Geh' im Namen dessen, der Himmel und Erde erschaffen hat und komme nicht eher, denn gestern“.[1]) Das Klopfen hörte auf, man grub an der bezeichneten Stelle, fand das Geld und tilgte die Schuld. —

* * *



Abb. 86. Partie aus der kaschubischen Schweiz, Kr. Karthaus. (Zu S. 34.)

Ein Knecht sah im Stalle zwischen den Pferden einen Mann stehen. Er fragte ihn, was er wünsche. Es war aber die Seele eines Dieners, der seinem Herrn Korn gestohlen hatte und dafür noch 14 Jahre büßen mußte. Da der Knecht den Geist nicht abzufertigen verstand, so kam er jede Nacht zu ihm, und er mußte mit ihm sieben Kirchen besuchen. Nach sieben Jahren war die Seele erlöst, und der Knecht hatte von nun an Ruhe. Durch das doppelte Gebet hatte sich die Leidenszeit um die Hälfte verkürzt. (Sanddorf.) —

* * *

[1]) Mit „gestern“ soll angedeutet werden, daß der Geist überhaupt nicht mehr zurückkehren solle.

Ein Mann bemerkte auf dem Kirchhof einen Geist und sprach ihn an. „Führe mich in die Kirche vor den Altar,“ sagte die Seele. Der Mann gehorchte. Dort kniete auf den Stufen des Altars noch ein Geist. „Das ist mein Nachbar“, sagte die Seele, „mit dem ich zu Lebzeiten in Unfrieden gelebt habe und im Tode in Groll von ihm geschieden bin. Wir können nicht eher selig werden, bis meine Rechte in der Seinigen ruht.“ Der Mann legte die Hände der beiden Seelen ineinander, worauf die Erscheinung verschwand. (Wielle.)

* * *

Die zu Höllenstrafen verdammten Seelen haben dagegen jede Verbindung mit dem Menschen verloren. Sie kommen auch nicht auf die Erde zurück. Glaubt der Mensch sie doch zu sehen, so sind sie es nicht selbst, sondern der Teufel, der ihre Gestalt angenommen hat, um die Menschen zu ängstigen. Der Satan hat nicht nur Gewalt über die Seele der Verdammten, sondern ihm gehört auch der Leib, wie folgende Berichte zeigen:

Ein Gutsherr, der im Leben viel Böses getan hatte, starb. Der Sarg wurde mit Eisenstangen fest verschlossen und in das Erbbegräbnis gestellt. Nach drei Tagen fand man aber den Sarg erbrochen, und der Leichnam war fort. (Gr. Chelm.) —

Es möge hier die Geschichte des Abfalls der bösen Engel und die Entstehung der Teufel berichtet werden. Die biblische Erzählung sagt uns nicht, wie die Teufel zu ihrer mißgestaltenen Figur gekommen sind. Auch bleibt sie die Erklärung schuldig, warum einige Teufel mit dem Kreuzzeichen fortzutreiben sind, andere dagegen nicht. Diese Lücken sucht die Volksphantasie auszufüllen:

Die Teufel waren früher gute Geister. Sie nahmen sogar unter den Engeln die erste Stelle ein. Sie waren aber mit dem Regiment Gottes nicht zufrieden, wurden hochmütig und wollten klüger sein, als ihr Schöpfer selbst. Da verstieß sie der liebe Gott, und als sie den Himmel nicht verlassen wollten, entspann sich ein heftiger Kampf zwischen den bösen und den guten Engeln. Lange schwankte der Sieg und Michael und mit ihm die getreuen Geister konnten gegen die Abtrünnigen nichts ausrichten, denn ihr Anführer, Luzifer, saß auf einem dreibeinigen Zauberstuhl, und solange er von diesem nicht gestürzt war, konnte der Streit nicht entschieden werden. Da verfiel einer der guten Engel auf eine List. Er stellte sich auf die Seite der Bösen, schlich sich an Luzifer heran und zog ihm unbemerkt den Stuhl fort. Da fiel Luzifer in die Tiefe und mit ihm alle bösen Geister. Vierzig Tage und vierzig Nächte dauerte der unheimliche Sturz, bis sie in einer tiefen, unermeßlichen, dunklen Schlucht (otchłań) endigten. Die unzählige Menge der Geister lag quer durcheinander gewühlt. Diejenigen von ihnen, die kreuzweise übereinander zu liegen kamen, kann man jetzt mit dem Kreuzzeichen

forttreiben. Die aber der Länge nach fielen, fürchten sich vor dem Kreuzzeichen nicht. Sie sind die gefährlicheren, und nur mit Weihwasser kann man sich ihrer erwehren.

Als die Teufel sich von ihrem Sturz erholt hatten, waren sie entsetzt über ihr häßliches Aussehen. Sie hatten Ziegenhörner, lange Schwänze, Pferde- und Hühnerfüße. Nun tat es ihnen leid, daß sie sich gegen Gott empört hatten. Sie wurden unzufrieden, ein jeder war der Verführte, einer suchte die Schuld auf den andern zu wälzen. Es kam zum

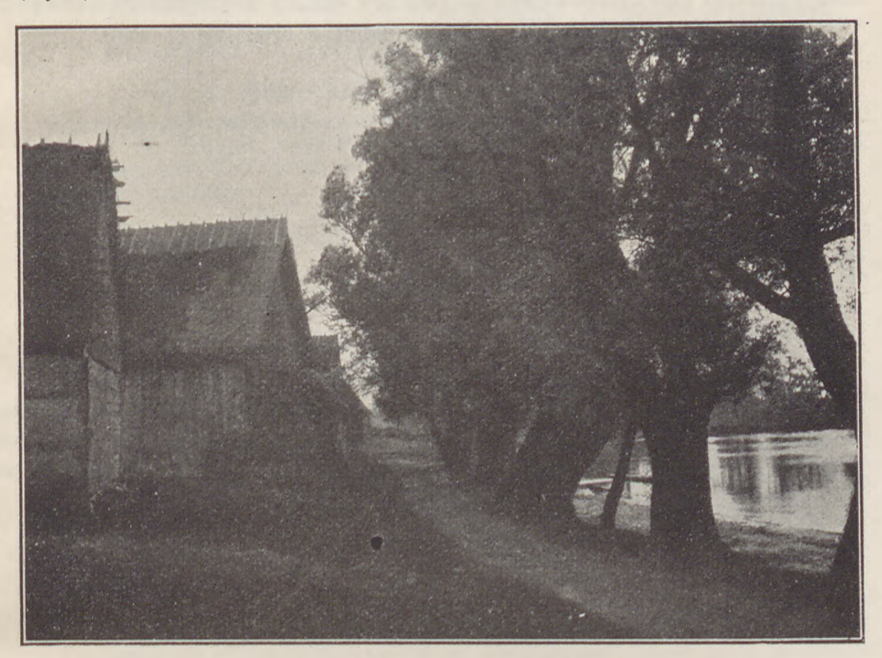


Abb. 87. Gehöft am Weitsee.

Streit und zuletzt zu einer großen allgemeinen Schlacht, die sieben Tage dauerte. Und so wütend wurde der Kampf geführt, daß keiner unversehrt blieb. Sie hatten sich gegenseitig in Stücke gerissen. Als sie endlich ausgetobt hatten, mußten sie die Körperteile zusammensuchen. Aber sie konnten nicht mehr ihre eigenen Stücke herausfinden. So nahm ein jeder, was er bekam, und nun sind die Teufel so verunstaltet. Sie haben krumme und gerade Hörner, einen langen oder kurzen Schwanz, einen Pferdefuß und einen Hühnerfuß. (Sanddorf.) —

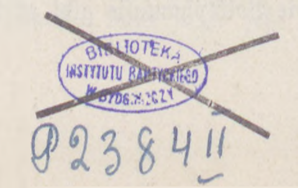
Die kurze Zusammenstellung über das Leben im Jenseits zeigt uns, daß die Volksphantasie sich mit dem Gegebenen nicht begnügt, sondern weiter spinnt. Wollten wir dies mit „Aberglauben" abtun, so täten wir dem Volk bitter Unrecht. Für die Volksphantasie gibt es keine Grenzen, die Volks-

phantasie kennt keine Geheimnisse. Sie hat für alles und jedes eine Erklärung, eine Deutung. Sie sieht mit den Augen des naiven Kindes. Frage das Volk über Sonne, Mond, Sterne, befrage es über die tiefsten Geheimnisse der Natur, die noch kein Gelehrtenverstand zu entziffern vermochte, die Volksphantasie bleibt keine Antwort schuldig. Was das Auge nicht gesehen, das Ohr nicht gehört, die Volksphantasie hat es vernommen und gibt in Sage, Märchen, Legende, Lied darüber Auskunft. — Es ist nur bedauerlich, daß unsere nüchterne Zeit den naiven Volksglauben allmählich vernichtet und das Volk des größten Schatzes beraubt.

Berichtigung.

In der Schlußbemerkung Seite 6 soll es heißen: statt Seite 43 Seite 45, statt Seite 45 Seite 47, statt Seite 58 Seite 60, statt Abbildung 24 Abbildung 23, statt Abbildung 79 Abbildung 80, statt Abbildung 5 Abbildung 4. Ferner muß es auf Seite 208 Zeile 4 heißen: Siehe Abbildung Seite 20 statt Seite 4.





Heinrich Sohnreys Dorfgeschichten.

„Hannoversche Pastoralkorrespondenz":

Die Sohnreyschen Schriften sind was besonders Gutes. Kauf sie für dich selbst, kauf sie für die Volksbibliothek, kauf sie zum Verschenken, — sie sind überall gut angebracht.

Die Leute aus der Lindenhütte. Niedersächsische Walddorfgeschichten.

Zwei Bände, jeder Band für sich selbständig.

1. Band: **Friedesinchens Lebenslauf.** 33. Auflage.

Schulrat Polack:

„Friedesinchens Lebenslauf" ist so eine Geschichte voll Wahrheit und voll unvergänglicher Schönheit. Es ist ein Buch, dem man nicht viele an die Seite stellen möchte: jede Zeile offenbart den gründlichen Kenner des Volkslebens, jedes Wort des Dichters goldenes Herz.

2. Band: **Hütte und Schloß.** Mit Zeichnungen von L. Burger. 17. Auflage.

Jugendschriften-Kommission des Schweizer Lehrervereins:

Schlicht, wahr und herzerquickend. Für die heranreifende Jugend und das Volk warm und angelegentlich empfohlen.

„Nationalzeitung":

. . . Wir haben selten von einer Lektüre einen so warmen, harmonischen Eindruck erhalten wie von diesen niedersächs. Walddorfgeschichten. Es ist ein guter, gesunder Geist, der in ihnen weht und der namentlich in einer Literaturperiode, die das Exzentrische und die starke Würze liebt, überaus wohltätig berührt. . . .

Robinson in der Lindenhütte. Gesammelte Jugenderzählungen. Mit Zeichnungen von F. Müller-Münster.

„Missions-Magazin und Bibelblätter":

Sehr gemütvolle, ansprechende Erzählungen, an denen jung und alt seine Freude haben muß, und die von tiefem Ernst und heiterem Humor durchwoben sind. Und wie treu ist darin die Volksart gezeichnet, was bekanntlich der Volksdichter Sohnrey so meisterlich versteht! Die Erzählungen sind zugleich mit sehr hübschen, charakteristischen Vignetten versehen, die dem Buche auch äußerlich zur Zierde gereichen. —

Der Bruderhof. Eine bäuerliche Liebes- und Leidensgeschichte. 8. Auflage.

„Der Türmer":

. . . . . Der „Bruderhof" bringt eine scharf herausgearbeitete Variante zum Thema Kain und Abel Die bäuerliche Liebes- und Leidensgeschichte ist merkwürdig aufgebaut: die Exposition dauert netto 115 Seiten, und die Haupthandlung setzt noch bedeutend später ein. Dann aber folgt Schlag auf Schlag. Das widerspricht allem zünftigen Romanwesen: aber es ist die wahrste Entwicklung norddeutschen Bauernlebens und zugleich harte norddeutsche Pragmatik. Sohnreys Name bedeutet einen Höhepunkt der neuen Dorfgeschichte.

Verschworen — Verloren. Eine Dorfgeschichte. 8. Auflage. Mit Zeichnungen von F. Müller-Münster.

„Weser-Zeitung":

. . . Die Klarheit und Geschlossenheit der Komposition und Sohnreys tiefdringendes Verständnis für das Seelenleben seiner bäuerlichen Helden geben dem schlichten Buche des bekannten Verfassers seinen hohen poetischen Reiz.

„Dienet einander":

Mit erschütternder Wahrheit schildert der treue Freund des niedersächsischen Landvolks die Furchtbarkeit des Meineids. Darum ist die neue Auflage des im Jahre 1889 zuerst erschienenen Buches sehr dankenswert . . .

„Auf dein Wort":

Eine erschütternde Bauernnovelle, die wie eine volkstümliche „Katechismusgeschichte" zum Meineid wirkt . . .

Heinrich Sohnreys Dorfgeschichten.

Im grünen Klee — im weißen Schnee.

12 Dorfgeschichten aus Hannoverland.

Mit Buchschmuck von J. v. Kulas. 7. Auflage.

„Tägliche Rundschau":

Es gibt unter unseren Dichtern wenige, deren Kunst so heimatlich, so erdfrisch und überdies in jedem Sinne so jungmännlich berührt, wie die Kunst Sohnreys. In der Kunst der Darstellung im lebendigen Sprachausdruck braucht Sohnrey so leicht keinen Vergleich zu scheuen. Die kleine Skizze vom „Lorenheinrich", dem stillen, schweigsamen Vagabunden, der in jedem Jahr als erster Lenzbote in allen Dörfern des Gaues mit Jubel begrüßt, bekränzt, bewirtet wird, wiegt Bände alter und neuer Frühlingslyrik auf. Nicht so oft ist alles das, was der Frühling für die wintermüden Seelen für alt und jung bedeutet, so reizvoll, so körperlich greifbar zur Anschauung gebracht, wie in dieser Skizze, die in ihrem Helden fast symbolisch berührt und in ihrer Stimmung an die Tage der Urzeit anklingt, da die Lenzgöttin Ostara in den deutschen Landen ihren festlichen Umzug hielt. Heinrich Hart.

Die hinter den Bergen.

Gestalten und Geschichten aus dem Hannoverschen Berglande.

Mit Buchschmuck von D. Krencker. 6. Auflage.

„Leipziger Neueste Nachrichten":

. . . Wenn man nach der Lektüre hochmoderner, nervenerregender Dichtungen ein solches Buch zur Hand nimmt, hat man das wohltuende Gefühl des Gesundens; es ist einem, als träte man aus einem Treibhause in einen deutschen Wald, auf deutsches Feld . . . . „Die hinter den Bergen" sind wackere Leute, bei denen man sich wohlfühlt; die Alten und die Jungen, die Guten und die Schlechten: alle sind echt und wahrhaftig wie die Eichen und Buchen ihrer hannoverschen Heimat, echt und wahrhaftig vom Kopf bis zu den Zehen. An ein näheres Eingehen darf ich nicht denken und kann nur noch sagen, daß alle Leser dieses Buches dem Dichter dankbar dafür sein werden, daß er so Köstliches schuf in Ernst und Scherz.

Wenn die Sonne aufgeht.

Eine Auswahl aus den Dorfjugendgeschichten von Heinrich Sohnrey.

Inhalt: Vor Sonnenaufgang — Die Jippe — Mit Eseln und Ochsen — Der Knabe aus der Heide — Warum Pievogt's Annchen nicht heiraten wollte.

Mit Bildern von F. Müller-Münster und einem Geleitwort von Prof. Dr. Ed. Kück. Preis hübsch kartoniert 1.25 M. ✢ Zweite Auflage.

„Die Hilfe": Ich weiß keinen Schriftsteller, der so wie Sohnrey gleichermaßen für Gebildete und Ungebildete paßt, für Junge und Alte, für Stadtmenschen und Landleute. Er ist nicht zu hoch und doch nie platt, er ist zum Vorlesen im Familienkreis geeignet, und alle werden dabei einen Genuß haben, er paßt für die frömmsten Vereine und ebenso für Volksbibliotheken, für Backfische wie für Gymnasiasten, aber auch reife Männer und Frauen werden eine Freude an den gemütvollen, schlichten Erzählungen haben. Überdies sind die Vorzüge Sohnreys so bekannt, daß es genügt zu erfahren, daß er ein neues Buch geschrieben hat. Helene Christaller.

Ein vortreffliches Hausbuch für die ländliche Jugend ist

Die Landjugend.

(Zweite Ausgabe: Jugendbuch für Stadt u. Land.)

Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung.

Im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Jedes Jahr erscheint ein neuer reich illustrierter Band. Von älteren Jahrgängen sind Band 6 und 12 in Halbleinen zum Preise von je 1.50 M. und Band 13—15 in farbigem Ganzleinenbande zu 1.60 M. noch zu haben.

„Tägliche Rundschau":

Das Buch ist nicht nur ein rechtes Hausbuch für jung und alt auf dem flachen Lande, sondern die in ihm wehende Land- und Waldluft wird auch der Stadtjugend, dem schlichten Volksschüler ebenso wie der höheren Tochter und dem Quartaner und Tertianer ausgezeichnet bekommen.

„Die Dorfkirche":

. . . Pfarrer und Lehrer arbeiten an der Pflege echt ländlichen Heimatgeistes, wenn sie sich der Verbreitung des Buches annehmen. . . .

